

# Illusionen des Friedens

Biografische Aufzeichnungen  
aus der Nachkriegszeit  
1945 – 1953

Charlotte Weber



©1998 Charlotte Weber

© 2014 Gioia Weber (Bearbeitung).

Sämtliche Copyright- und Urheberrechte an den Inhalten dieses Buches liegen nach dem Tod von Charlotte Weber bei deren Tochter Gioia Weber. Das Urheberrecht der Layout-designs & Grafikelemente von Blurb liegt bei Blurb Inc.

Dieses Buch wurde mit Hilfe des kreativen Publikationsdienstes von Blurb veröffentlicht.

Bild auf der Titelseite: Unterwegs zu verschiedenen Kinderheimen der Jugend-Alijah in Frankreich, 1948 (Foto: wahrscheinlich Simon Levitte). Bild auf der Rückseite: 1994 in Zürich (Foto: Sabine Wunderlin).

Die überwiegende Mehrheit aller Fotografien und alle Zeichnungen stammen aus dem Nachlass von Charlotte Weber, die Aufnahmen von Gebäuden und Stadtansichten sowie einzelne Portraitfotos aus öffentlich zugänglichen Quellen (Internet).

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader](#)



# Inhalt

Teil I – Nachkrieg 1946-1947	7
Teil II – Paris 1947-1950	99
Teil III – Marseille 1950-1953	215
Anhang	299



## Teil I - Nachkrieg 1946-1947

# Die Heimkehrer

In den Neujahresmorgen des Jahres 1946 erwache ich mit einem seltsamen geträumten oder gedachten Satz: *Ich kann nie eine Fiktion sein, weil ich die Erde bin und über mir den Himmel habe.*

Das Jahr 1946 hat begonnen, ich weiss nicht wie. Die Tage verflogen, ehe man es sich versah. Was habe ich getan? Habe ich geträumt? Gelesen? Geschrieben?

Wohl alles zusammen. Der Krieg ist vorbei, hinter mir liegen die Jahre, in denen ich Flüchtlingsheime für Frauen und Kinder, für junge Mädchen, die eine Berufsausbildung erhalten konnten, und für die Jugendlichen aus den deutschen Konzentrationslagern, die so genannten Buchenwälder, geleitet habe. Vorüber auch ist die internationale Konferenz, die SEPEG (*Semaines internationales d'Études pour l'Enfance victime de la Guerre*), an der sich im September 1945 in Zürich Menschen, die in leitender Stellung in ihren Ländern die Verantwortung für Erziehung und Jugendfürsorge tragen, versammelt hatten. Nicht versiegt ist jedoch der reiche Strom von Austausch und Mitteilungen, der mich an meinen Schreibtisch fesselt. Momentaufnahmen und Situationsberichte aus vielen Ecken Europas, wohin die ehemaligen Flüchtlinge ausgewandert oder heimgekehrt sind, wohin es sie verschlagen hat.

Die Briefe unter meiner Schreiblampe stapeln sich. Unruhe und Verwirrung dringen mit ihnen ein in meine einsame Kammer.

Sie erzählen von Not und Verloren-Sein, von Unverständnis und Misstrauen, Konkurrenzkampf und Egoismus, ja, vom Mangel an Solidarität. Dazwischen leuchten Lichter auf, die Freude erkennen lassen über die Rückkehr in das Land, das einst die echte oder auch nur vorübergehende Heimat war. Die wieder gewonnene Freiheit und die nicht immer leichte Selbstbestimmungwiegen Ungemach und Schwierigkeiten auf.

Einmal fehlt es an Lebensmitteln und Kohle, andernorts vor allem an Werkzeugen und Gebrauchsgegenständen wie Streichhölzer, Schnur, Papier; und die rationierte Menge Tabak bekomme nur, wer die alte Packung, und sei sie noch so zerknittert, zurückbringe.

In Gedanken versunken gehe ich in die Küche und mache das Gas an für das Kaffeewasser, mühelos, es ist alles vorhanden. Auch beim Briefumschlag, den ich wegschicken will, muss nicht erst die Innenseite nach aussen gekehrt werden, damit man ihn ein weiteres Mal benutzen kann. So ist es hier, so einfach. Doch dort bei den Heimkehrern?

Aus Grenoble höre ich: (...) *Statt eine Arbeit mit Einschränkungen anzunehmen, statt hart zu arbeiten, «verteidigt» man sich hinter einer «Maginot-Linie», die nicht halten wird. Man sagt nicht mehr «on se débrouille», sondern «on se défend», und das heisst vor allem Schwarzmarkt und ähnlich dubiose Geschäfte. Das politische Klima? Lau, Passivität und Müdigkeit herrschen vor. Kein offensiver Geist, um resolut den Wiederaufbau an die Hand zu nehmen, kein gemeinsamer Wille, voranzukommen.*

Eines Nachts im Traum erscheint mir das ältere Musikerpaar, das in meinem Flüchtlingsheim einst Schönheit und Trost verbreitet hatte. Plötzlich bricht das Konzert in einer fürchterlichen Dissonanz ab, der alte Geiger ist einem Schlaganfall erlegen.

Kurz darauf erreichen mich einige Zeilen von ihm, der nun mit seiner Frau nach Saarbrücken zurückkehrt:

*(...) Ich habe Angst vor der Kälte, dem Hunger und auch vor den bösen Menschen und sehe, dass wir wieder schweren Zeiten entgegengehen.*

Etwas später aus dem Saarland: *Was man Hitler übelnimmt: dass er den Krieg verloren hat – sonst nichts. Auch sind die momentanen Nöte nicht etwa die Folgen eines Unrechtes, an dem man zum mindesten sehr stark beteiligt war, sondern die Auswirkungen der rachsüchtigen Bosheit der andern. Also ist man zutiefst beleidigt. Schöne Aussichten für Europa.*

Eine mit Argusaugen die Konkurrenz beobachtende Kollegenschaft findet eine Ärztin, erschrocken und enttäuscht, bei ihrer Rückkehr nach Belgien vor.

Deprimiert über die Machtkämpfe an seiner Universität, schreibt ein Professor aus Luxemburg, ehemaliger KZ-Häftling: *(...) Mehr und mehr habe ich den Eindruck, dass das Leben nur ein Traum ist – un éclair entre deux éternités de nuit. On ne vit plus. On se refuse le plaisir, disons mieux, les joies profondes de la vie, tel une heure d'amitié, une lettre, une conversation à distance.*

Spricht da die Gebrochenheit durch das Konzentrationslager oder die Aussichtslosigkeit der Nachkriegssituation? Ist es ein Wesenszug unserer Zeit oder bedeutet es eine ewig wiederkehrende menschliche Bedingtheit?

Die junge Schifra Nussbaum, die mir in meinem Berufsschulheim in der Schweiz zur Freundin geworden ist, verliert keineswegs ihren Humor, ihren Mut Sie findet für den Rest ihrer Familie – Vater und fünf Geschwister wurden von den Nazis umgebracht – in Den Haag eine Wohnung, sie holt die diversen Rationierungskarten auf den verschiedenen Ämtern ein, sie versteht es, sich mit

Charme und Geschick über die belgische Grenze zu schmuggeln, um in Bruxelles ihre Freundinnen zu besuchen.

*Die meisten Menschen sind jetzt müde*, schreibt sie. *Sie erklären, sie wollen mit nichts und niemandem zu tun haben. Man ist ausgehungert nach schönen Sachen und Amusement. (...) Der Überrest an Juden ist traurig, vom «kleinen Jerusalem», wie Amsterdam früher genannt wurde, ist ja gar nichts mehr übrig. Im Allgemeinen ist die Neigung zur Assimilierung sehr gross. Der zionistische Gedanke ist in den Hintergrund getreten.* Eines Tages stösst sie zufällig auf eine Gruppe der Jewish Brigade, die nicht begreifen kann, dass es noch Juden gibt, die keine Zionisten sind. In den persönlichen Gesprächen erfährt Schifra von den Streitereien unter den verschiedenen jüdischen Parteien. Doch über eines sind sich alle einig: Palästina.

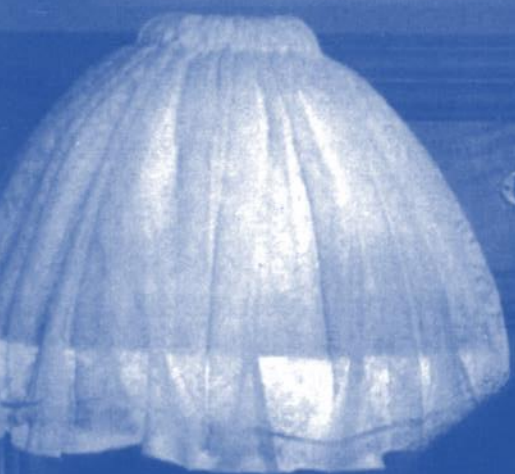
Zum ersten Mal sieht sie Sabres, in Palästina Geborene, und stellt fest: Auf diesen Menschen lasten die historischen zweitausend Jahre nicht mehr.

Aus den Briefen des jungen Holländers Jan Roosenburg, den ich an der SEPEG kennenlernte, kommt mir seine unverwüstliche Lebensfreude entgegen. Nach den zweieinhalb Jahren Konzentrationslager hat er sein Strahlen nicht verloren und nun sein Medizinstudium wieder aufgenommen. Er setzt sich mit der politischen Lage in Holland und in Europa auseinander und ist über die reaktionäre Strömung der Studentenschaft ausserordentlich beunruhigt. Doch eine Tuberkulose als Spätfolge der Lagerhaft verschont ihn nicht. In Davos hofft er sie auszuheilen. Vermehrt tauschen wir Gedanken über Kunst und Bücher und über den Konflikt seiner Vitalität mit dem kranken Körper.

\* \* \*

Hunderte von vertriebenen, unbeheimateten Menschen, Hunderte von Schicksalen!





Rings um mich ist Unruhe und Hektik, man fragt, sucht, macht Pläne, verwirft sie wieder, oder sie werden von undurchsichtigen Mächten durchkreuzt. Man möchte einen Sinn sehen, den Impuls eines Neuanfangs, den Sieg der Toleranz und Menschlichkeit über die vergangene Dämonie. Aber man gewahrt ein Verlorensein, eine verzweifelte Suche nach Orientierung. Die Welt ist nicht voll Versöhnung, sondern voll Hass und Vergeltungswünschen, denen gehörig nachgelebt wird.

Aber es gibt die Kinder! Kriegskinder und -jugendliche überall, die gerettet werden müssen, auch vor dem Hass.

Ich bekomme Anfragen, Wünsche aller Art nach Dingen – nach Büchern, Publikationen, Schulmaterialien, nach Kaffee, Tee, Strümpfen, Medikamenten usw. –, die in den Kriegsländern un-auffindbar sind, und für die sich Erzieher von überallher an mich wenden, an mich, die ich in der kriegsverschonten, glücklichen Schweiz lebe. Es werden Bilder aufgeblendet, die mich locken oder schrecken, die in jedem Falle meine Sehnsucht, auszubrechen aus der Beengtheit meines Landes und meiner Umgebung, heftig anfachen.

So geht es Tag für Tag. Sie, sie fahren weg, sie wandern aus. Ich bin dreiunddreissig Jahre alt und sitze in meiner Wohnung in Zürich. Ich spüre mächtig, dass ich die Grenzen wegschieben und selbst in die Weite entkommen muss, in diese Welt hinaus, die mir so richtungslos und verstört, von widersprüchlichen Kräften und Interessen beherrscht, und doch in ihrer Verworrenheit unendlich anziehend vorkommt.

Neben der Suche nach Arbeit überdenke ich nochmals meine vielen Pläne und Ideen, die der Kriegsjugend zugutekommen sollen. Ich gehe hinaus, wo der Sturm mir ins Gesicht bläst.

*Bild links: Charlotte in ihrer Zürcher Wohnung an der Promadengasse, Winter 1945/1946. (Foto: Maywald)*

## Zugerberg II

Die «Buchenwaldkinder», wie sie so oft genannt werden, die überlebenden Jugendlichen aus deutschen Konzentrationslagern, waren in der Schweiz gleich nach Kriegsende für kurze Zeit vom Roten Kreuz betreut worden. Als Hausmutter für über hundert Burschen lebte ich mit ihnen zusammen in einem Heim auf dem Zugerberg. Nach wenigen Monaten wurden sie gegen ihren Willen wieder getrennt und je nach ihrer religiösen Einstellung auf verschiedene Häuser der Jugend-Alijah oder der Jüdischen Flüchtlingshilfe verteilt.

Die jüdische Hilfsstelle, die eine Gruppe übernehmen und erneut auf dem Zugerberg unterbringen will, fragt mich um meine Mithilfe ab Lehrerin an.

Ich bin hin- und hergerissen zwischen «meinen Kindern», die sich mit all ihren Belangen und mit so viel Vertrauen an mich wenden, mich Mutti nennen und mich, wie ich aus ihren rührenden Briefen entnehme, zu rufen scheinen. Auf der andern Seite ruft das Leben.

\* \* \*

Januar 1946.

Ich habe mich für die Buchenwälder entschieden.

Wieder einmal packe ich die Koffer.

Wieder einmal verabschiede ich mich von meinem Freund A., der mir seit Jahren ein Vertrauter und Berater ist, ein Gesprächspartner und ein fester Pol in meinem Leben.



WEIHNACHTEN 1945

MEINER LIEBEN LEHRERIN

FRAÜLEIN

**WEBER**

WÜNSCHE IH RECHTFRÖHE

WEIHNACHTSTAGE

UND EIN GLÜCKLICHES

UND SCHÖNES  
1946

IN GROSSEN

DANKBARKEIT

JHRSCHÜLER *Mibara*

*Reubens  
Hollers*

Und von neuem schliesse ich meine Wohnung.

Nun bin ich ein zweites Mal auf dem Zugerberg. Noch einmal treten die Probleme der vom Krieg und dem Häftlingsdasein in den Lagern so sehr heimgesuchten Jugend ganz nahe an mich heran, und während ich die neuerliche herausfordernde Aufgabe erfülle, tritt meine eigene Lebenssehnsucht in den Hintergrund.

Es sind Jungen und Mädchen da, an die drei Dutzend, viele tragen das rituelle Käppchen, die Leiterin zündet vor Sabbatbeginn Kerzen an, bei Tisch werden die Gebete gesprochen, in rasendem Tempo und auf hebräisch. Ich bestreite äusser Englisch und Hebräisch den gesamten Unterricht, erkläre, erläutere, doziere, bespreche und verteile Aufgaben. Für die Englischkurse ist eine junge Madricha (Erzieherin) aus Basel da, und zu den Hebräischstunden schickt uns die jüdische Flüchtlingshilfe einen ausgebildeten Iwritlehrer herauf. Am Freitagabend und am Sabbat schalte ich, ab «Schabbes-Goi», das Licht an oder ab.

Heim und Schule funktionieren recht gut. Den jugendlichen gegenüber spüre ich wie selten zuvor die grosse Verantwortung, die ich als Lehrerin habe. Sie glauben mir alles aufs Wort. Wenn ich erzählte, die Sonne kreise um die Erde oder in Feuerland sei es sehr heiss, sie würden es keinen Moment in Frage stellen. Also bereite ich mich für jede Stunde peinlich genau vor und verbringe viele Abende damit. Dabei vergesse ich das leise Sehnen und Zerren und Ziehen in meinem Innern, dies Drängen hinaus – hinaus! Doch wohin denn? Ich weiss es nicht.

Wochen vergehen. Aus dem Städtchen kommt an einigen Tagen eine Schneiderin ins Heim und unterrichtet die Mädchen in ihrem Fach. Ein paar Jungen lernen in Schreiner- und Mechanikerwerkstätten in Zug ein Hand-

*Bilde rechts: Im Speisesaal des Lagers der Jüdischen Hilfsstelle auf dem Zugerberg (1946).*



werk. In meiner Freizeit führe ich eine aufwändige Korrespondenz mit allen möglichen Stellen, um die Erwartungen der Jungen und Mädchen zu erfüllen, die ausschliesslich durch eine Berufsausbildung ihre Zukunft gesichert sehen. Ich stelle die Listen derjenigen zusammen, die sich für die Auswanderung nach Palästina interessieren, und schicke sie an Akiva Lewinsky vom jugend- Alijah-Büro in Genf, das sich mit der legalen Einwanderung jüdischer Kinder und Jugendlicher in Palästina befasst.

\* \* \*

### **Tagebuch, März 1946.**

*Allein in meiner Klause auf dem Zugerberg, wo mich ein Blick aus dem Fenster in diese unbeschreibliche Schönheit und Weite der Landschaft bisweilen für alle Schwierigkeiten oder kleinen Misserfolge in der so beschwerlichen Lehrtätigkeit zu entschädigen und mir Mut zu geben vermag, betrachte ich, in Gedanken versunken, den aufsteigenden Nachthimmel. Es ist Sabbat, im Hause ist es still. Im Radio höre ich die Appassionata von Beethoven, und auf einmal spüre ich, wie alleine man mit seiner Leidenschaftlichkeit bleibt, mit dem gewaltigen Erlebnis allein, einsame rufende Bacchantin auf den urweltlichen waldigen Höhn. Ich befinde mich in dieser Einsamkeit, von der ich Schifra einmal sagte, dass sie uns nicht genommen werden wird, und wo wir in weiser Beschränkung wissen müssen, dass wir die grossen masslosen Bereiche, wohin kaum eine geliebte Seele mit uns schweift, alleine werden durchwandern müssen.*

In diesem Monat lockt mich das eisklare Winterwetter auf die Skipisten bei Davos. Seit Jahren der Bretter entwöhnt, machen mir die früher so vertrauten weiten und schnellen Hänge am Parsenn ganz unerwartet Angst, ich fühle mich unsicher, stürze und breche mir das rechte Fussge-

*Bild rechts: Unmittelbar vor dem Sturz auf der Parsennpiste, bei dem sich Charlotte das Fussgelenk brechen wird (März 1946),*





lenk. Man holt mich mit dem Rettungsschlitten, bringt mich nach Klosters zu einem Arzt und hernach in die heimelige Pension der befreundeten Familie Schäublin in Klosters-Dorf. Die acht Tage, die ich da liege, komme ich mir vor wie im Paradies. Erinnerungen steigen auf, und Träume. Und wie einst ächzen die Bäume im Föhnsturm, der den Schnee wegzulecken beginnt, bräunliche Wiesenflecken schauen wie kleine Inseln daraus hervor. Und dann, mit meinem eingegipsten Fuss, schreite ich über die Matte vor dem Haus. Sie ist plötzlich voll weisser Scheeglocken. Bis hin zum noch kahlen Wald breitet sich ein weisser Teppich aus, und in der Dämmerung, die aus dem Tal heraufsteigt, flöten Amseln, der Bach in der Tiefe glänzt vom Licht des endenden Tages. Aus dem Wald bricht ein Abendwind und bringt das Rauschen der Tannen herzu mir.

\* \* \*

Ich gehe nun mit dem Gehgips am Stock.

Meine Jungen und Mädchen haben mich vermisst. Ich wusste es. Daher bin ich vorzeitig auf den Zugerberg zurückgekehrt. Nun werde ich auf Schritt und Tritt von irgendeinem meiner Schützlinge begleitet und gestützt. Sie sorgen für mich und tragen mir liebevoll die Bücher nach. Wir nehmen die Schule wieder auf, und der geordnete Tagesablauf wirkt beruhigend und gibt den Schülern Halt.

So kommt allmählich das jüdische Osterfest heran.

# Pessach 1946

Pessach, das achttägige Fest zum Andenken des Auszuges der Kinder Israels aus Ägypten, fällt in diesem Jahr in den April. Es gibt grosse Vorbereitungen, das Haus füllt sich mit geschäftigem Tun und mit freudiger, festlicher Stimmung. Mit den Jugendlichen zusammen schmücke ich den Speisesaal und zum ersten Sederabend auch die Tische. Bis zur letzten Haarlocke, zum letzten Fingernagel ist alles gepflegt, rein, herausgeputzt, und fast dünkt mich, dass selbst Trauer und Bedrückung aus den jungen Seelen geschwunden sind. Auch Gäste sind eingetroffen, viele mir fremde, doch auch bekannte Gesichter wie unser Iwritlehrer oder Akiva Lewinsky von der Jugend-Alijah in Genf. Im Jahr zuvor war er zu uns auf den Zugerberg in das damalige Rotkreuz-Heim zu einer Besprechung mit den recht desorientierten jungen Menschen gekommen und hatte sie über die Realitäten von Palästina aufgeklärt.

Doch jetzt ist Seder-Abend und eine vibrierende Stimmung. Akiva kommt auf mich zu: «Wären Sie bereit, mit uns in Frankreich zu arbeiten?»

Die fröhlichen Pessach-Gesänge, die Kerzen, die Freude der Kinder, diese Anfrage, alles zündet ein Licht in meiner Seele. «Ja», sage ich, «wenn meine Arbeit hierzu Ende ist.»

\* \* \*



*Akiva Lewinsky (1918-2000) war von 1945 bis 1948 der Europa-Delegierte der Jugend-Alijah. (Foto: Internet)*

Unter den vielen Leuten, die zum Fest der Gastlichkeit und der Freude zu uns heraufgekommen sind, bemerke ich auf einmal eine fremde, dunkle Erscheinung. Der junge Mann scheint mich zu beobachten, und dann tritt er an mich heran.

«Schalom! Ech kohm lach?» (Wie heisst du?)

«Schalom lechah! Ani Charlotte», sage ich ganz erheitert. «We ata?» (Und du?)

«Ani Shmuel, I just came from Palestine.»

«Oh,

Das ist wohl der neue Madrich, der auf einige Zeit zu uns kommen sollte, denke ich und teile später Akiva, der sich nach ihm erkundigt hat, mit: Schade, dass er nicht länger bei uns bleiben kann.

Ich habe viel Gelegenheit, mit ihm zu plaudern.

Zufällig sehe ich einmal auf seinem Tisch in einer alten englischen Zeitung eine Abbildung von ihm in britischer Marineuniform und lese die Beschriftung:

*Das ist ein junger Jude aus Palästina, der glücklich ist, in der britischen Marine zu dienen.*

Welch perfide Legende, denke ich, fast beschämt.

*Bild rechts: Shmuel Moldavsky in der Uniform eines britischen Marinesoldaten.*

THE JEWS PULL THEIR WEIGHT,  
Typical Palestinian Jews now in the  
Royal Navy, and mighty proud  
of it, too.

Photos by Z. Kluger



Shmuel erzählt mir von seinem Land, das er liebt «Mein Vater ist Rabbiner in Bat Galim bei Haifa. Ich bin das Jüngste von vielen Kindern. Alle kämpfen wir für eine Heimat in Erez Israel.»

«Bist du ein Sabre?»

«Bestimmt! Meine Eltern sind nach den Pogromen 1917 aus Russland eingewandert.»

Er sagt alles sehr stolz und mit grosser Würde. Wenn er von Galiläa erzählt, wird seine Stimme warm, seine dunkeln Augen glänzen, mir scheint, sein Herzschlag geht schneller. Seine Sprache wird poetisch und ruft lebendige Bilder hervor, die mir bald so vertraut sind, ab hätte ich sie geschaut in ihrer ganzen biblischen Schönheit.

«Werde ich das alles einmal sehen, Shmuel?»

Er antwortet nicht, lange schaut er mich an, umfängt mich mit seinem Blick.

Wohl unterrichtet er Iwrit und jüdische Geschichte, doch manchmal kommt es mir vor, als sei er beauftragt mit Missionen, die ihn in eine geheimnisvolle Verschwiegenheit hüllen. Sein zuweilen plötzliches Verschwinden für ein, zwei Tage verstärkt diesen Eindruck.

Wie ein unvermittelter Schlag trifft uns die Nachricht, dass das Heim vor Ende Mai geschlossen wird. Dem geregelten Leben der Jugendlichen wird schon wieder ein Ende gesetzt, die Kinder werden verteilt – aufs Neue herumgeschoben wie Schachfiguren, denke ich empört – nach Engelberg, Champéry, ins Alijah-Heim nach Bex. Einige können bereits bei ORT – die *Organisation, Reconstruction, Travail* bietet jüdischen jugendlichen hervorragende Berufskurse an – eine Ausbildung beginnen. Neben den auf Akiva Lewinskys Listen offiziell gemeldeten Ausreisewilligen sind eine ganze Reihe der Jungen und Mädchen bereits ins Dun-

kel getaucht und versuchen, auf illegalen Wegen in Palästina einzureisen.

Hat Shmuel damit zu tun?

Nach der Auflösung des Heims schreibt er sich in Genf am *Institut des Sciences de l'Education* ein. Dort besuche ich ihn kurz. Darauf taucht er in Zürich in meiner Wohnung auf, er begehrt mich, er möchte, dass ich mit ihm ins Heilige Land ziehe und zum Judentum übertrete. Ein dumpfes Gefühl von Sprachlosigkeit ist in mir, und gleichzeitig überkommen mich Zweifel und Bedenken.

Shmuel, was trägst du mir an?

In meinem Innern stelle ich mir die Frage, was *konvertieren* denn wirklich heisst. Was würde es für mich bedeuten? Das Hinüberschreiten über eine Schwelle aus einem verwurzelten Lebensraum in einen andern, dessen jahrtausendlang überlieferte Weisheit nie die eigne erlebte sein kann. Ich erinnere mich an die Bilder der kleinen Bibel, die mir Grossmutter in die Kinderhand gab, an Daniel in der Löwengrube, an Absalom, der mit den Haaren im Baum hängen blieb, an Christus mit dem Samariter und später mit der Dornenkrone. Es war alles zusammen versammelt damals in dem einen und einzigen Buch. *Ein* Buch von Abraham bis Golgatha und meinem kindlichen Verständnis noch gar nicht begreifbar, wo und wann die Trennung stattfand. Doch heute stellt eine Konversion den Schritt über eine Mauer dar, die sehr hoch aufgerichtet erscheint. Ich weiss, nicht diesseits noch jenseits der Mauer kann ich überzeugt und aufrecht stehen, sondern nur fern von ihr in der absoluten Freiheit meiner eigenen Gottsuche. Denn – würde ich jemals am Freitagabend aus vollem Herzen die Sabbatkerzen entzünden und die Gebete sprechen? Nein, und also müsste ich es als einen Betrug an mir und an den anderen empfinden.

Eine Woche lang bombardieren wir uns, Shmuel von Genf und ich von Zürich aus, mit heftigen, unerbittlichen Briefen, die diese Thematik und weitergehende mögliche Konsequenzen, nämlich die einer gemeinsamen Auswanderung, betreffen. Ich bewege mich wie auf fremder Erde. Da bin ich völlig ausgeliefert, ohne schützenden Mantel. Nur die Bilder in meinen Träumen sprechen deutlich zu mir, Schnee fällt auf Blütenbäume, Wasser überschwemmt die Ufer.

Meine Seele erstarbt, als Shmuel seine Briefe zurückverlangt. Was ist geschehen?

*Tagebuch.*

*Wir bewundern aussergewöhnliche Schicksale, etwa in Dramen, in Opern, möchten sie erleben, uns mit den Protagonisten identifizieren, allerdings vom gesicherten Ufer aus. Doch ach, wenn die Entscheidung auf uns zukommt im wirklichen Leben, ja, dann suchen wir uns erschrocken und ängstlich zurückzuziehen, zurück in irgendeine Geborgenheit, zurück vor der Wucht und den ach vielleicht tödlichen Streichen der Unabänderlichkeit, die uns wie ein brausender Sturm zu erfassen sucht, wie ein sengendes Feuer mit allem Licht und aller Qual.*

Ich verliere Shmuel aus den Augen. Doch in den Nächten quält mich die Ungewissheit: Was ist mit ihm geschehen? Ich muss damit alleine fertig werden.

Mehr und mehr erkenne ich, wie die Fäden meines Lebensweges nebeneinander herlaufen, sich kreuzen, verhaken, Knoten bilden oder reissen. Der scheinbar glatte Fluss ist voll Wirbel, Strömungen, Stromschnellen, abseitiger Inseln. Auf einer solchen setzte mich mein Lebensstrom eines Tages ab – da stand der Jude aus dem Alten Testament – eine Sekunde nur. Und der Strom spült mich weiter. Wohin?

In meinen Träumen gehe ich lange Stücke des Weges mit jüdischen Auswandererströmen, begleite einen merkwürdigen Zug, der wie ein Spuk vorbeizieht In der Halle vor dem Quai flutet die Menschenmenge noch einmal vorwärts und wieder zurück, wird in ein weisses modernes Schiff verladen. Der rasch vollgestopfte und fürchterlich überladene Dampferfährt ab, dreht sich und sticht in See. Es gelingt mir nicht, seinen Namen am Heck zu lesen, (jahre später werde ich wissen, dass das Schiff die «Exodus» war.) Mit wenigen zurückgebliebenen Menschen sitze ich auf den Stufen am Pier und schaue hinaus, wo das namenlose, spukhafte, merkwürdige und mit grauen und dunkeln Menschen überladene Auswandererschiff in ein graues, bewegtes Meer hinausfährt, über dem graue Wolken tief herniederhängen. Meine vom Schauen und vom Blinzeln in den starken Wind ermüdeten Augen schmerzen. Doch ich starre unbewegt gegen den Wind, in das aufgewühlte Meer, in den düsteren Himmel, mit gemischten und unbehaglichen Gefühlen und einem salzigen Geschmack im Mund.

\* \* \*

Im Jahr darauf sehe ich Shmuel in einem völlig unvermittelten Traum. Er ist zum Tode verurteilt, ich weiss, er muss unter allen Umständen gerettet werden. Wir müssen die Henker von seiner Unschuld und von seinem gerechten Kampf überzeugen. Die Entscheidung erlebe ich im Traum nicht mehr. Eines Tages frage ich die Buchenwalderjungen in Genf, ob sie von Shmuel Moldavsky etwas gehört hätten.

Er sei nach Palästina zurückgefahren, berichten sie, sei von den Briten geschnappt und wegen seiner illegalen Tätigkeit gehängt oder erschossen worden.



# Über die Grenze

Das halbe Jahr 1946 ist vorbei.

Ich bin in Zürich beim Schulamt als Verweserin angestellt. Die Kinder der mir zugeteilten Sonderklasse sind schwierig und unruhig, weniger minderbegabt als vielmehrverhaltensgestört, und ich stelle erschrocken fest, dass sie mich überhaupt nicht interessieren. Wunderbarerweise hilft mir nach kurzer Zeit mein schlecht zusammengeheiltes Fussgelenk aus der ungeliebten Situation. Der Arzt verordnet gegen die heftigen Schmerzen ein absolutes Stillehalten.

Vor den Fenstern weht der Sommer, doch ich liege zu Hause und wälze Gedanken.

Schwerverständlich, wie man heute eine Übereinstimmung mit der Zeit finden soll. Kann man sich einer Sache, einer Idee noch hingeben, einfach mit einem *Weil*, muss man nicht viel eher hinterfragend drangehen mit einem *Trotz-alledem*, einem *Und- dennoch?*

Ich grüble.

Menschen gehen bei mir ein und aus, berichten von Ereignissen, von ihren Erwartungen, Enttäuschungen und Hoffnungen. Die Sommerferien stehen vor der Tür. Ich gehe am Stock. Das Schulzimmer habe ich nicht mehr betreten.

Wie ein Glücksvogel fliegt ein Brief aus London herein: Die Einladung zur Erzieherkonferenz der *New Education Fellowship* (NEF) vom 29. Juli bis 12. August in Paris.

Paris! Meine Gedanken sind beflügelt. Endlich über die Grenze!

Die grauen Wolken der schweren Träume sind in rosa Morgenlicht getaucht.

Noch vor meiner Abreise erscheint eines Tages bei mir an der Promenadengasse Edita Morris, eine schlanke, sehr attraktive dunkelblonde Frau. Sie ist Schriftstellerin und möchte sich mit mir über die Kriegsjugend unterhalten. Sie spricht Englisch mit einem starken nordischen Akzent, und im Laufe derzeit erfahre ich, dass sie als junge schwedische Studentin in London den Schriftsteller Ira Morris – sein Vater war der amerikanische Botschafter in Grossbritannien – kennenlernte und mit zwanzig Jahren heiratete. Als Morgengabe erhielt das junge Paar einen Landsitz in einem ausgedehnten Park voll mächtiger alter Bäume unweit Paris, das *Château Petit Trianon* in Nesles-la- Gilberde im Département Seine-et-Marne.

Ich erzähle vom Kongress in Paris. «Wie wunderbar», meint Edita Morris, ich müsse sie unbedingt in Paris anrufen und ein paar Tage in Nestes verbringen.

Noch ahne ich nicht, was Nesles für mich einmal bedeuten wird.

\* \* \*

Paris! Wie wird diese Stadt, die ich, verwöhnt und sorglos, voll Luxus, Eleganz und Licht zur Zeit der Weltausstellung 1937 erlebt habe, heute aussehen? Endlich hält der Zug in der Gare de l'Est. Ich bin da, und wie trunken lache ich wieder und wieder vor mich hin: du bist in Paris! In Paris! Und fühle mich in der stark gebeutelten Stadt, wo es an elementaren Dingen, an elektrischem Strom oder funktionierenden Telefonen mangelt, dazugehörig.

Ich gehe beim Büro der Jugend-Alijah – *Aliah des Jeunes* – vorbei, das in einer traurigen, auf die Place de la République mün-

denden Strasse liegt. Akiva Lewinsky ist da, er stellt mich Hans Gaertner vor, der die Organisation in Paris leitet.

Gaertner, in den besten Jahren, Junggeselle, wirkt wie ein gutgewachsener, sympathischer Gymnasialprofessor.

«Würden Sie mit uns arbeiten wollen?» wendet er sich an mich.

«Wir erwarten einige tausend geretteter Kinder aus Polen, die sich vorerst in Frankreich erholen und auf das Leben in Erez Israel vorbereiten sollen.»

Akiva meint, er werde demnächst seine zweite Reise nach dem Osten antreten, um die Kinder endlich von dort nach Frankreich zu bringen. Man lasse sie nicht ausreisen, sagt er, das französische Visum für einige tausend Kinder habe er bereits erhalten.

Wie das zustande kam, erzählt er mir in dem kleinen Bistro an der Ecke, wo wir uns eine Weile hinsetzen und plaudern. Als Benjamin Sagalowitz, die Schlüsselfigur in einer jüdischen Presseagentur und Informationsstelle, ihn, Akiva, mit dem mächtigen, für solche Papiere verantwortlichen französischen Ministeran einem luxuriösen Déjeuner zusammengebracht habe, um die Visumsangelegenheit auszuhandeln, sei kein einziges Wort über das anstehende Geschäft gefallen. «Der Minister konnte sich nicht genug tun mit blumigen Tiraden über kulinarische Genüsse, über raffinierte Kombinationen von auserlesenen Gerichten und Weinen.»

Er, Akiva, sei erstaunt und etwas verwirrt dagebissen, ihm habe das Visum auf der Zunge gebrannt, mehr als der Cognac.

«Doch zwei Tage danach lag das Visum auf meinem Tisch!»

\* \* \*

Ich rufe Edita Morris an, und wir verabreden uns für den nächsten Abend in dem historischen *Hôtel Meurice* an der Rue de Rivoli. Der Speisesaal mit Kristalleuchtern, weissen Boiserien und

Stofftapeten, die mit zartgrünen Rauten bemalt sind, wirkt im Nachkriegs-Paris wie eine aus dem achtzehnten Jahrhundert herübergerettete Insel.

Edita, lebhaft, sprühend, beim Lachen ihre schneeweissen Zähne entblössend, begrüsst mich herzlich.

«Das ist Ira», stellt sie mir ihren Mann vor, eine hoch gewachsene, unkonventionell elegante Erscheinung, deren helle Augen voll Humor und Interesse blitzschnell Menschen und Situationen zu erfassen scheinen. Etwas wohltuend Weltmännisches geht von dem Paar aus. Wir drei mögen uns ganz spontan.

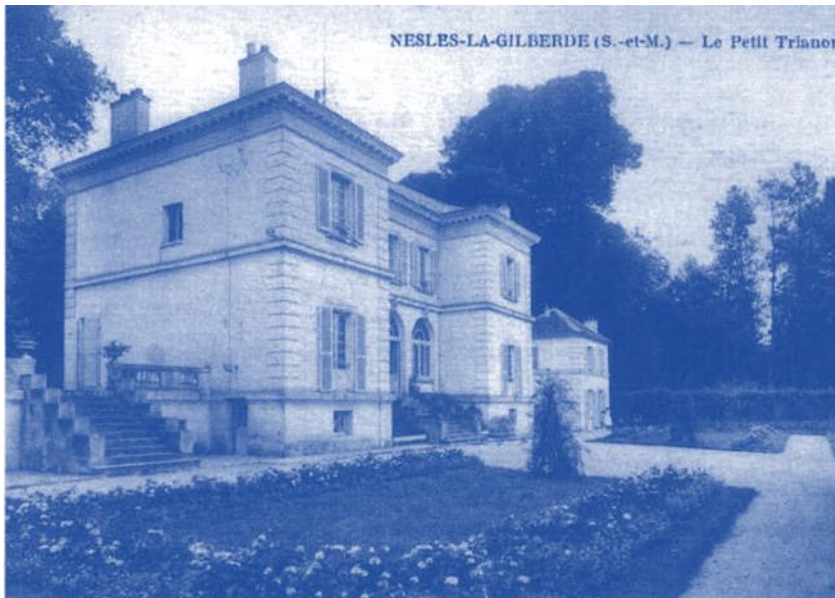
Es ist schon spät, ab wir durch die Rue de Rivoli gen Osten in die Seine-et-Marne fahren. Die Vorstadthäuser in den spärlich erleuchteten Strassen wirken grau, fallen dunkel zurück. Wir überqueren die Marne, und bald sehe ich im Lichtkegel lange, sich immer wieder erneuernde Pappelalleen aufscheinen. Nun biegt Ira ab, und bald darauf hält er vor einem grossen, in eine bewachsene Mauer eingelassenen Tor, klingelt. Licht geht an, und eine alte Frau kommt öffnen, dann knirschen die Reifen auf dem Kies und wir halten vor einer Freitreppe.

«*Bonsoir, Madame Sébastien, et merci!*»

Ich komme mir vor wie in einem anderen Jahrhundert. Durch eine weite Halle führt mich Edita, der späten Stunde wegen, gleich nach oben in mein Gemach, in die *chambre mauve*. «Dein Badezimmer liegt nebenan. *Bonne nuit, ma chère, dors bien!*»

Das wird mir nicht schwer fallen, denke ich. In dem breiten italienischen Bett mit den gedrechselten Säulen an den vier Ecken werde ich in der tiefen, fast hörbaren Stille in einen wohltuenden Schlaf entführt.

Kein Laut. Was mag die Stunde sein? Ich schlage die schweren Samtvorhänge auseinander, und vor mir liegt im Morgenlicht eine weite halbrunde Wiese, umstanden von alten hohen Bäumen, da-



*Das Château Petit Trianon in Nesles-la-Gilberde (Département Seine-et-Marne). Heute ist es der Sitz der Hiroshima Foundation, von den Morris zur Unterstützung der Opfer der Atombombe von Hiroshima ins Leben gerufen.*

vor, weiss, weiss, Leda mit dem Schwan. Pfauen stolzieren hochmütig umher, und nun sehe ich Madame Sébastien mit einer kleinen goldbraunen Ziege vorbeigehen. Wo bin ich denn? Ferne und weit von Sorgen und Kinderheimen und selbst dem Gewühle von Paris.

Im besonnten Frühstückszimmer ist der Tisch gedeckt.

«Café ou thé?» fragt Madame Sébastien, mit der ich ein paar Worte wechsle.

Äusser ihr sehe ich tagsüber niemanden, gehe auf Entdeckungen im endlosen Naturpark bis hin zu den angrenzenden Feldern.

Die Hausherren arbeiten an ihren Büchern und erscheinen erst gegen Abend zum gemeinsamen Abendmahl, das Mme Sébastien im Stile alter ländlicher Überlieferung reich und schmackhaft



*Edita Morris (1902-1988) war eine bekannte schwedische Schriftstellerin (The Flowers of Hiroshima, in knapp dreissig Sprachen übersetzt). Sie war mit dem US-amerikanischen Schriftsteller Ira Morris (The Chicago Story) verheiratet. (Fotos: Internet)*



*Skulptur der Leda im Park von Nestes. Mme Sébastien mit ihren Ziegen.*

zubereitet hat Wir sitzen um einen runden Tisch im Garten, bis der Mond über die Baumwipfel hereinschaut.

Ich habe Edita die Fotoplatten der Zeichnungen von Kalman Landau, dem Buchenwälder, mitgebracht, die ich in der Zeitschrift «DU» veröffentlicht hatte [siehe Anhang] und durch welche Edita auf mich aufmerksam geworden war. So dreht sich die Unterhaltung auch um die Kriegskinder und darum, wie sie, die Morris, zusammen mit Freunden, helfen könnten. Das ist der Beginn von vielen lebhaften, meist in Briefen geführten Gesprächen um Pläne und Projekte, die sogar eine Beherbergung einer kleineren Zahl polnisch-jüdischer Waisen im Schloss Nesles selbst oder in einem in der Nähe gelegenen Besitztum in Erwägung ziehen. Die Beteiligung an einer Ausbildungsstätte für Erzieher der Nachkriegsjugend in Boulogne s/Seine lehnen Edita und ihre Freunde ab: (...) *Wenn du wegen Kalorienmangels am Verhungern bist, Lungenentzündung bekommst, weil du kein Wollkleid und keine Schuhe besitzt, dann ist Erziehung von wenig Nutzen. Wir sind ausschliesslich an der Soforthilfe für die Kinder interessiert.*

Ich sehe noch einen andern Standpunkt, der mir einige Wochen später durch konkrete Erfahrungen in St Jean-de-Luz bestätigt wird, und schreibe dann an Edita:

(...) *Mehr denn je bin ich überzeugt, dass die Ausbildung von Erziehern von allergrösster Dringlichkeit ist. Schau, wir können unsere Kinder hier dank der materiellen amerikanischen Hilfe bestens ernähren und kleiden. Aber die psychischen Schäden werden in erschreckender Weise sichtbar, und sie sind schlimmer als die Unterernährung. Wenn man ihnen nicht begegnet, wird eine negative, zerstörerische Generation voll Ressentiments und ohne die Erfahrung der Menschenwürde heranwachsen, unsozial und selbstbezogen.*

*Und das ist das Gegenteil von dem, was wir anstreben.*

Inzwischen warten wir in Paris auf die Kinder aus Polen, deren Ankunft sich verzögert. Die Morris verreisen nach Ägypten, schliesslich geben sie ihr Geld den Quäkern – warum auch nicht? Auch gründen sie in Japan ein *Resthouse* für die Opfer von Hiroshima. Etwa zu dieser Zeit wird Editas Buch *The Flowers of Hiroshima* publiziert und später in knapp dreissig Sprachen übersetzt.

Edita bietet mir an, jederzeit in Nesles zu wohnen, wenn sie verreist seien. Dieser Abschiedsgruss erfüllt mich mit grosser Fröhlichkeit.

Von nun an erreichen mich Kartengrüsse und Briefe der Morris aus allen Ecken der Welt, aus Ägypten und Griechenland, Polen, den USA, Indien, Japan, Mexiko, Dänemark, England, und – ja, auch aus Palästina. Edita hat dort die Methoden der Engländer in einem ausgezeichneten Artikel gegeisselt, den sie mich zu übersetzen und in der Schweiz zu veröffentlichen bittet. Darin schildert sie, wie die britische Protektionsmacht einen jungen Juden wegen seiner illegalen Tätigkeit trotz weltweiter Einsprachen folterte und hängte [siehe im Anhang den Artikel «Ihr armen Helden» von Edita Morris].



# NEF-Kongress Paris 1946

Nun tagt die weltumspannende Gesellschaft zur Erneuerung der Erziehung (*New Education Fellowship*, London), kurz NEF, zwei Wochen lang in Paris. Ihr Ziel ist eine internationale Verständigung auf der Grundlage einer neuen, offenen Erziehung, die nicht nur Pädagogen angeht, sondern auch in die Politik und in die Berufs- und Geschäftswelt hineinreicht. Der NEF angeschlossen hat sich die CEMEA (*Centre d'Etudes aux Méthodes d'Education Active*, Paris), die ihre vielfältigen Aktivitäten vorstellt, orientierende Broschüren und Kursangebote für die Ausbildung von Jugendarbeitern und Betreuerinnen auflegt. Mitten drin steht Germaine Le Henaff, die zentrale Persönlichkeit der CEMEA, die ich bereits in Zürich an der SEPEG kennengelernt habe, gross, blond, mit kokettem Charme, über deren ausdrucksvolles, bretonisches Gesicht ein amüsiertes, spielerisches Lächeln huscht, mit dem sie ihre fordernde, ernste Aufgabe anpackt und meistert.

Ein ununterbrochenes Hin und Her wogt in den Gängen und Tagungsräumen, ein Sich-Begegnen, Kennenlernen, Begrüssen, Sich-Vorstellen, hohe und kleinere Gestalten, dunkle und helle Figuren, Sprachen in allen Zungen, Baskenmützen, Turbane, Tailleurs und Saris, und ich staune und schaue und bin eifrig und interessiert dabei. Die alten Bekannten der letztjährigen Zürcher Konferenz, der SEPEG, sind eingetroffen, dazu gesellen sich neue Persönlichkeiten aus Erziehung und Politik, denn mehr und mehr wird deutlich, dass Erziehung im weitesten Sinne der



*Wiedersehen mit Bekannten aus derzeit der Flüchtlingsheime am NEF-Kongress 1946 in Paris (v.l.n.r.): Charlotte, Zosia Rowinska, Mary Veselic.*

Grundstein für eine neue Gesellschaftsordnung darstellt Ich habe mich in der Sektion für Kinder- und Jugendgemeinschaften eingetragen.

In wortreichen Debatten wird versucht, die Voraussetzungen für eine breite und offene Entfaltung in der Erziehung zu erarbeiten. Wie erreichen wir Solidarität? Welches sind die Inhalte und Lehrziele der Schule? Wo sind die Möglichkeiten, wo die Grenzen? Sollten denn nicht wir, die wir uns für die Ausbildung der kommenden Generationen verantwortlich fühlen, so etwas wie Basisgrundsätze aufstellen, auf denen die Beschlüsse der unweit gleichzeitig tagenden Friedenskonferenz fassen müssten? Kann Picassos Friedenstaube, die auf Broschüren, Postkarten und Foulards überall in der Stadt zu sehen ist, nicht erst auf Grund unserer Arbeit in einen friedlichen Himmel fliegen? Denn mir er-

scheint die richtige Erziehung unabdingbar für eine neue Weltgestaltung.

Wenn Paul Freinet seine gleichermassen bewunderte wie angefochtene Antiautoritäre Schule von St Paul de Vence vorstellt, wenn O'Neill von Summerhill und seinem ideenreichen Buch *Hearts, not Heads at School* spricht, erfahren wir von Experimenten, die zu ernsthaften Auseinandersetzungen und Überlegungen anregen. Starre oder einseitige Richtlinien indessen, die nicht die jeweiligen sozialen und kulturellen Gegebenheiten eines Landes berücksichtigen, erscheinen mir fragwürdig.

Eines Tages tritt Bill Cary vom *Unitarian Service Committee* an mich heran mit dem Anliegen, ein grosses Ferienerholungsheim für französische und spanische Kinder von fünf bis vierzehn Jahren in St Jean-de-Luz zu übernehmen, mit Beginn im Oktober und endgültiger Schliessung am Jahresende.

Warum eigentlich nicht, überlege ich. Bis die polnischen Kinder der Alijah eingetroffen sein werden, habe ich Zeit. Die Aufgabe lockt mich.

Beim Verabschieden drückt er mir mit einem vielsagenden Augenzwinkern einen achtzehn Seiten dicken Bericht von Ernst Papanek, dem Direktor der Jugendfürsorge des amerikanischen Unitarian Service Committee, in die Hand. Darin ist ein Problem der Nachkriegskinder aufgegriffen, von dem auch Schifra mir bereits voll Empörung aus Holland berichtet hatte, dass nämlich jeder Staat seine Kinder zurückhaben will, auch wenn sie dadurch aus einer vertrauten Umgebung und von lieben Menschen weggerissen werden. Ganz besonders und im grossen Stil gilt das für die jüdischen Kinder. Spontan teile ich vorerst Schifras Empörung gegenüber dieser Praxis, doch im Laufe meiner Arbeit und in vielen Auseinandersetzungen mit Akiva Lewinsky und andern jüdischen Vertretern weicht mein Befremden einem wachsenden Verständ-

nis für das Bedürfnis des so sehr dezimierten jüdischen Volkes, seine geretteten Kinder nicht zu verlieren.

Im Weiteren zitiert Papanek aus dem OSE-Bulletin einer französischen Fürsorgerin, die vom überfüllten Auffanglager Feldafing in Bayern zu der Situation der zahllosen verwaisten, jüdischen Kinder berichtet: *Auf dem Papier: Von früh bis spät wunderbar betreut, organisiert, gepflegt, geschult. In Wirklichkeit jedoch: keine Spur von dem ersehnten Unterricht, unregelmässiges Essen. Die Kinder lungern herum, tun, was ihnen gerade einfällt, gehen wann und wohin sie wollen.* Warum denn überall diese Vernachlässigung der Kriegsjugend? frage ich mich mit Beklemmung. Papanek mahnt, die Chance der richtigen Betreuung der Kinder und Jugendlichen in der Zwischenzeit zwischen Konzentrationslagern mit Kriegsschrecken und der endgültigen Eingliederung in eine definitive Lebenssituation und Gemeinschaft nicht zu verpassen.

Es mag Jahrzehnte der intensivsten Bemühungen der besten Psychologen, Soziologen, Eltern, Fürsorger, Erzieher und Lehrer bedürfen, diese Aufgabe zu erfüllen – keine bedeutendere, keine schmerzlichere und keine herrlichere Arbeit kann den auf diesem Gebiet Arbeitenden zugewiesen werden.

Wohl, denke ich, hier jedoch müssen wir neue Wege finden, denn die anerkannte Psychologie hat keine Erfahrung mit Kriegskindern anzubieten. Allzu leicht wird Strenge der Konsequenz gleichgesetzt, Verwöhnung mit Liebe und Wärme verwechselt.

\* \* \*

An ihrem emsig besuchten CEMEA-Stand fordert Germaine Le Henaff mich zur Teilnahme an einem CEMEA-Kurs für Leiter und Leiterinnen von Ferienkolonien in Uccle bei Bruxelles auf. Uccle wird für mich zu einer unvergleichlichen Erfahrung, froh, lebendig,



*Germaine Le Henaff leitete während des Krieges in Frankreich im Château de la Guette ein Heim für jüdische Kinder aus Deutschland und Osteuropa und rettete sie vor dem Zugriff der Gestapo, indem sie ihnen französische Namen gab. (Quelle: Arch. Farn., crédit photo: D.K)*

interessant und lehrreich. In einer mitreissenden Atmosphäre von Kameradschaftlichkeit wird diskutiert, gewerkt, machen wir Spiele und üben uns in *jeux dramatiques* – in spontanen Theaterdarbietungen mit Phantasiekostümen. Wir haben alle Übernamen bekommen: zu Jean Roger, einem gewichtigen Mann in der französischen nationalen Vereinigung für Kindergemeinschaften, der kompetent und überzeugend wirkt, passt *Bison* sehr gut, Germaine Le Henaff ist die *Hirondelle*, und dass man mich mit meinem Hinkebein *Gazelle* tauft, amüsiert mich. Einen Jungen nennen wir *Ours malléché*, nicht, weil er ungewaschen wäre, sondern ein bisschen nonchalant.

Der Besuch der Dorfschule in einer kleinen belgischen Ortschaft wird für mich zu einer Offenbarung. Hier arbeiten die Kinder mit einer Schülerpresse, fabrizieren ihre eigene Zeitung, spielerisch, die Grossen helfen den Erstklässlern, diese wiederum lernen zählen, weil sie die gedruckten Blätter in bestimmten Häufchen zu rechtlegen müssen. Mit den Buchstaben versuchen die Kleinen umzugehen, indem sie sie in die Druckkästen einordnen, und so fort. Bänke und Stühle werden je nach Bedarf in veränderten Gruppierungen aufgestellt, es gibt Malnischen und Lesecken.

Das lebendige Durcheinander von Gross und Klein könnte ein schweizerisches diszipliniertes Primarlehrerinnenhirn beinahe verwirren. Doch es ist echtes, kreatives Leben in dieser Schulstube. Und das bereits seit fünfzehn jähren! Wo bleiben denn wir, die Pestalozzi-Nachfahren, denke ich bestürzt.

Die belgischen Stagiaires organisieren zum Abschluss unseres Kurses ein Abenteuerspiel, das sich über die ganze Stadt und teilweise sogar in Privatwohnungen erstreckt, wo weitere Befehle entgegengenommen werden. Gruppenweise versuchen wir, den *Grand Manitou* zu finden, und wenn wir der seltsam verkleideten Gestalt irgendwo auf der Strasse begegnen, müssen wir uns – zum Gaudi der Passanten – tief bis zur Erde vor ihm verneigen... Es fällt uns schwer, nach zwei Wochen wieder auseinanderzugehen. Adressenaustausch. «AufWiedersehen!» «Schreibe mal!» «Viel Glück bei deiner Arbeit!»

\* \* \*

Es ist September geworden. Nach einem kurzen Umweg über Holland, von dem ich später berichten werde, bin ich zurück in Paris. Von der Schule melde ich mich auf Oktober ab in einem Brief an den Sekretär des Schulamtes, Dr. J. Ammann. Es ist nicht so leicht. Die Angelegenheit kostet die Bürokratie der Schulbehörde mindestens ein Dutzend Briefe und Anträge!

Nun rufe ich beim *Unitarian Service Committee* an.

«Bill Cary, ich bin bereit, das Heim in St Jean-de-Luz zu übernehmen.»

«*O wonderful*!», antwortet Bill, und seine Stimme klingt ganz erleichtert und froh. «Wir müssen noch einiges besprechen, kommen Sie vorbei?»

So erfahre ich meine Bedingungen und alle Details über das

Heim. Du meine Güte, welche Zustände! denke ich bei mir. Doch mit dem Kopf voller Ideen und Vorstellungen von der NEF-Konferenz und von Ilcclle wirst du die Sache meistern, Gazelle!

# St Jean-de-Luz 1946

St Jean-de-Luz, im äussersten Südwesten Frankreichs, muss, seinen vielen Villen nach zu schliessen, vor dem Krieg ein nicht unbedeutender Badeort gewesen sein, ein bisschen im Schatten wohl von Hendaye und Biarritz, doch von unerhörtem landschaftlichem Reiz. Mit dem einen Auge schaut es hinaus auf den unendlichen Ozean, mit dem andern in die weitgeschwungene Hafenbucht, wo die bunten Fischerboote, die nachts tuckernd aufs offene Meer zum Sardinengang ausfahren, friedlich schaukelnd vertäut sind. Das Ende der kleinen leicht erhöhten Landzunge mit dem Leuchtturm heisst Sainte Barbe, wo die Wellen wild und gewaltig gegen die Felsen schlagen, donnern, aufsprühen.

Nach Süden trennen die letzten Ausläufer der Pyrenäen die zwei Baskenländer, das französische und das spanische. Die höchste Erhebung dieses Gebirgslaufes in der Nähe des Meeres ist eine imposante breite Kuppe, La Rhune genannt. Dahinter liegt – Spanien, das Paradies meiner Kindheit.

Die Villa Arbelaiz am Boulevard Thiers, das Kinderheim, besteht aus zwei Häusern im Stil der Jahrhundertwende, in grauem Stein, etwas pompös, sehr vernachlässigt, eigentlich recht ungemütlich und für unsere Zwecke wenig geeignet. Sie soll früher als Kasino gedient haben, doch heute hängen die Läden schief, einige Fenster sind durch Bretter oder Drahtgitter ersetzt, und an stürmischen Regentagen tropft es da und dort zum Dach herein. Sorgen bereiten auch die grossen Scheiben und Spiegel in den Parterre-





*Die Villa Arbelaiz in St Jean-de-Luz, die schon früher als Wohnstätte für Ferienkolonien diente und nun vom Unitarian Service Committee als Heim für ausgebombte französische und spanische Kriegskinder eingerichtet wird.*

sälen. Das Gelände ringsum, das einst ein gepflegter Garten gewesen sein mochte, verrät nichts mehr von der alten Pracht. Doch das erfrischende gesunde Klima, die sanfte Landschaft zwischen Berg und Meer wiegen viele der Mängel auf. Die Luft ist stark und salzig, glasklar und durchsichtig, die verstreuten weiss getünchten baskischen Häuser unter den breit ausladenden Dächern sind von einer unerhörten harmonischen Schönheit; mir kommt es vor, als lachten sie in die hellen Tage hinein.

So adrett und hübsch sind auch die jungen baskischen Mitarbeiterinnen, die ich im Kinderheim antreffe, eine kleine und eine grosse Maité, Suzanne, Mayanita, Jacqueline und Françoise. Sie stammen aus St Jean-de-Luz oder Bayonne oder aus den bezau-

bernden Nachbardörfern Ascain und Bidaroa, und sie lassen mit ihrer Frische die ältere amerikanische Dame, Mrs Case, grau und blass erscheinen. Ich werde freundlich, aber vorerst recht skeptisch begrüsst. Die Hausangestellten, mit Küche, Wäscherei, Haus, Garage, Auto, Postdienst und Nachtwache an die zwölf Personen, die sich untereinander gut zu verstehen und im Hause bewandert zu sein scheinen, reichen die Hand zum Gruss.

Wir sitzen alle zu einer kleinen Besprechung zusammen. Ich frage nach den bisherigen Gepflogenheiten, die, wie ich bald herausfinde, haarsträubend gewesen sein mussten: Die Kinder der früheren Kolonien waren bis zum Frühstück sich selber überlassen, desgleichen beim Zubettgehen. Die Tätigkeit der Erzieherinnen den Tag hindurch bestand in Aufsicht. Wie in Anstalten, denke ich bei mir.

Ich schlage vor, gemeinsam einen Plan für unsere Arbeit zu erstellen, für Aktivitäten und für Hausregeln. Abwechselnd würden am Morgen zwei Monitricen (Erzieherinnen) je in einem der Häuser den Kleinen den ersten Morgengruss bringen, mit einem Lied vielleicht oder mit den kleinen Schellchen, die die Merinoschafe der Bauern hier umgehängt tragen. Oder spielt jemand Mundharmonika? Blockflöte? Wichtig ist, beim Waschen und Ankleiden in der Früh zugegen zu sein. Desgleichen beim Zubettgehen. Gerade nach einem erlebnisreichen Tag darf man die Kinder nicht sich selbst überlassen. Oft wollen sie erzählen. Oder vielleicht wünscht jemand ein Lied, eine Geschichte. Oft lassen sie ihre Turbulenzen noch nicht zur Ruhe kommen, da können wir helfen. Selbstverständlich sitzen wir alle zum Essen mit den Kindern zusammen am Tisch.

Erstauen, unmerkliches, stilles Murren, das ich geflissentlich überhören will. Was will die eigentlich? scheinen sie zu denken. Welch seltsame Ideen und Methoden!

Nach diesen ersten, etwas bestürzenden Erfahrungen – hat mich Bill Cary nicht vorgewarnt? – ziehe ich mich in mein Zimmer im Parterre des grösseren, des Bubenhauses, zurück. Die Mitarbeiterinnen sind schon nach Hause gefahren, Mrs Case wohnt im Mädchenhaus.

Ich bin ganz allein. Allein mit meinen Gedanken, mit vielen Ideen und mit Besorgnis. Ich stehe einer Ferienkolonie von siebenundachtzig französischen, erholungsbedürftigen, ausgebombten Kindern von fünf bis vierzehn Jahren gegenüber. Wie werde ich hier zurechtkommen?

Es ist spät geworden. Das Kaminfeuer ist erloschen.

\* \* \*

An einem hellen Oktobertag treffen die Kinder ein, mit ihren Bündelchen und Köfferchen, müde, etwas misstrauisch, mit blassen, fragenden Gesichtern, oder auch einige grössere mit dem Ausdruck, der besagen will: Nun, da kennen wir uns schon aus.

Wir teilen die Buben und Mädchen in je vier Gruppen ein, die in der Regel den Schlafsälen entsprechen und für die je eine der Mitarbeiterinnen die Verantwortung übernimmt.

Ich kann die unzähligen Namen nicht behalten, doch bald sind die einzelnen Gruppen zu erkennen, die sich inzwischen eine Identität gegeben haben, so z.B. heissen die ganz kleinen Buben *Heinzelmännchen*, die Mädchen *Marienkäferchen*. Doch warum sich die schwierigste, durch den Krieg am meisten gezeichnete Gruppe von zwölf Buben ganz paradoxerweise *Rotkehlchen* als ihr Emblem ausgesucht hat, kann ich nicht herausfinden. Häufig übernehme ich selber diese kleine, schwer zu zügelnde Gesellschaft.

Nun klingt aus dem grossen Saal eine helle Melodie zu mir herüber: sind das nicht die *Möwen*, die singen? versuche ich zu erkennen, denn jede Gruppe hat ihr eignes Lied, das sie in den gemeinsamen Vorstellungen am Samstagabend den Kameraden vorführt, ja, vorspielt mit Gesten und Verkleidungen, denn meist sind es Balladen mit Versen, die kein Ende nehmen.

*Le Roi a fait battre tambour pour voir ses jolies dames –*

Die zwölf kleinen Spanier sind je nach Alter mit den andern Gruppen vermischt. Es sind die Nachkommen der Flüchtlinge aus dem Spanischen Bürgerkrieg, und ich unterhalte mich mit ihnen in ihrer von ihnen schon beinahe vergessenen Muttersprache.

Es ist eine tolle, wirbelige und nervöse Gesellschaft, die sich mit wachsenden Kräften in ebenfalls wachsender Lebhaftigkeit und



Lautstärke hier tummelt. Und anfangs klappt noch lange nicht alles.

«*Hirondelle, ma grande amie*, schicken Sie mir einen jungen Moniteur mit CEMEA-Geist und Initiative», rufe ich Germaine Le Henaff in Paris an. Doch der Junge, den sie vorgesehen hat, tritt in letzter Minute zurück. Nun wende ich mich an Jean Gilbert, den *Ours mallêché* von Uccle, der sich bereits im September mit mir wegen einer Zusammenarbeit in Verbindung gesetzt hatte. Dieser lustige, etwas konfuse Junge kommt aus Belgien angereist.

«*Salut Gazelle!*»

Gazelle??

«*Mais oui!* Wir haben alle solche Namen. Ihr nicht? Ich bin *Ours mallêché*»-grosses Gelächter – «höchste Zeit, dass wir euch taufen!» Mit der Zeit haben sie alle Namen: *Cigale, Pigeon, Merle*, usw.

Die so selbstverständliche Anordnung, dass für die Nacht Jemand, der sich in der Apotheke auskennt, die Krankenschwester oder ein anderes Mädchen, im Hause sein muss, löst noch wenig Begeisterung aus, denn eine solche kommt bei der oft etwas einfalllosen Schar junger Damen erst an den abendlichen Ausgängen in Begleitung eines jungen, unterhaltsamen Kavaliers auf. Abend für Abend bleibe ich allein im Hause zurück. Natürlich, denke ich, und versuche zu verstehen: die Mädels sind jung und wollen die verlorenen Kriegsjahre nachholen. Warum auch nicht? Und doch! Mein Ausgeschlossen-Sein bekümmert mich. Sie scheinen mich als Fremde zu betrachten. Formal befolgen sie meine Anweisungen, aber das Wesentliche, die echte Hingabe für die Kinder, die Liebe, die Freude, die man geben muss, das ist ihren jungen, abenteuerhungrigen Herzen vorerst noch fern.

Auch Ours mit den flinken Augen und dem blonden Krauskopf ist nach dem Gutenacht-Sagen weg.

Noch einmal hilft Germaine Le Henaff aus. Auf ihre Empfehlung hin bewirbt sich Xavier Kayser und kommt Mitte Oktober nach Ar-belaiz. *«Moi, je m'appelle Chamoix.»*

Er ist gross, sportlich, selbstsicher und charmant zugleich und ausserdem ein berufener Moniteur und Erzieher. Sofort scharen sich die Buben, die Schlingel und die Schüchternen, um ihn.

Unser Tagesprogramm ist reich ausgefüllt, ganz im Sinne des anregenden CEMEA-Kurses in Uccle vom Sommer. In verschiedenen Räumen entstehen gelungene oder noch unbeholfene Arbeiten der Kinder, Kartoffeldrucke, Kleisterpapiere, Faltarbeiten, Zeichnungen, ja, manche haben das Bedürfnis, etwas aufzuschreiben, und mir scheint, dass manch eine der Mitarbeiterinnen bei solchen Betätigungen langsam vom Aufsichtsposten heruntersteigt und sich unter die werkenden Kinder mischt.

«Wollen wir eine Zeitung machen? Ja? Wunderbar!» Die anfänglich schüchterne Begeisterung wächst; nach und nach wird die Wandzeitung reicher, schöner, bunter, länger! Jedermann darf mitmachen. Bald hängen auch an den kahlen Wänden der Schlaf-zimmer und Gänge lustige Kunstwerke.

Eines Tages kommt Margot, eines der grösseren Mädchen mit dunkeln, ausdrucksvollen Augen zu mir:

«Gazelle, wir möchten eine Bibliothek machen, es wären noch einige grössere Kameraden mit dabei. Gibt es Bücher?» «Welch gute Idee, Margot! Willst du dann die Bibliothekarin sein?»

«Das war schon immer mein Wunsch!» strahlt sie.

Durch ihren natürlichen Charme bringt sie es fertig, die sonst ziemlich unbändigen Buben zu einer ernststen gemeinschaftlichen Arbeit zu bewegen. Es geht von ihr etwas wie der Zauber einer

kleinen Märchenfee aus. Meist zeigt sie sich heiter und wie befreit, nur wenn sie an Zuhause denkt, legt sich ein Schatten auf ihr Gemüt

Die leichte Ermüdbarkeit der nervösen und innerlich so wenig gefestigten jungen Menschen kann indessen nur durch das spontane Interesse an einer bestimmten Tätigkeit aufgefangen werden. Für die Unruhigen, denen jegliches Sitzleder fehlt, hält Xavier Aktivitäten im Freien bereit und versucht, etwas Ausdauer in Bewegungsspielen zu entwickeln, draussen in diesen leuchtenden, warmen Herbsttagen.

Das Wetter ist noch so sommerlich, dass wir es in den ersten Wochen ausgiebig zum Baden, Plantschen, Schwimmen am nahen Strand nutzen. Dann verschwinden die schönsten Muscheln und interessanten Steine rasch in Hosensäcken und Schürzentaschen. Später, gegen Ende November, kommen die Kinder an Sturmtagen oftmals ganz nassgespritzt nach Hause, mit lachenden Augen und roten Backen.

Durch die umfangreichen Lebensmittelsendungen aus den USA können wir eine reichliche, gesunde und nahrhafte Kost bieten, und man kann beinahe zusehen, wie die recht unterernährten Buben und Mädchen sich kräftigen. Doch verschlossen wie alle Kriegsjugend geben die Kinder nur ganz allmählich Brocken und kleine Berichte von ihrem Alltagsleben zu Hause preis, vielleicht einmal auf einem Spaziergang oder abends am Bett. Dann erfahren wir von der abwesenden Mutter, die tags zur Arbeit geht, oder dass Vater mit einer anderen Liebschaft davongelaufen ist, von Elend und den vielen Geschwistern, dass es nie zum Sattessen reicht, vom grossen Bruder, der aus dem Krieg noch nicht heimgekommen ist, von Notwohnungen oder Baracken, von all der Enge und Düsternis, von Kälte und Verletzungen. Geschichten, die Albträumen gleichen.

\* \* \*

Ich schaue hinaus in den Garten und sehe draussen die fünf Schwalben stehen, sie halten die Köpfe zusammen und führen bestimmt etwas im Schilde: Jacques, der geborene Komödiant und Jongleur; Raymond, dessen infizierte Krätze wir lange und erfolgreich behandeln; Maurice, ein aufgeweckter und intelligenter Junge, der dem Vater den Haushalt besorgt, weil sich die Mutter mit einem Soldaten aus dem Staub gemacht hat, der sich die Zeit zum Lernen erkämpfen muss; Émile, der sich endlich vom Druck der Verantwortung für zehn weitere Geschwister befreit fühlt; und Gérard, der in Metz die Kämpfe zwischen den Deutschen und Amerikanern von ganz nahe miterlebt hat und in dessen Phantasie bereits in gefährlicher Weise die Befreier als Helden und das schaurige Kriegsspiel als männliches Abenteuer erscheinen.

Wir hören zu und spüren, wie unsere Teilnahme die kleinen bedrückten Seelen etwas erleichtert. Mit dem Vertrauen wächst auch das Zutrauen. Sehr schnell nennen uns die Kinder bei unseren Übernamen.»Gazelle, komm rasch schauen!« ruft ein kleiner Junge.

«Das ist eine Raupe, Jeannot, sie will sich nun verpuppen, sie macht dann einen langen Winterschlaf und im Frühjahr schlüpft aus der Hülle – rate mal, als was wohl?»

??»

H\* -

«Ein Schmetterling! Ein schöner bunter Schmetterling!» Grosse, erstaunte Augen. Jeannot kann es kaum glauben. Ich erkläre dem Zehnjährigen das für ihn ganz neue Wunder. «Erzähle es deinen Kameraden und sag ihnen, dass sie die Raupen ganz vorsichtig behandeln sollen!» Ach, so viele wunderschöne Dinge wären zu zeigen, und so viele Kinder sind es! Du spürst, dass sie dich brau-



chen, aber bald werden sie ja wieder gehen –«Ours, erinnerst du dich an die Kasperle von Ilcclle –» die wir mit dir dort angefertigt haben?»

Jetzt fabrizieren wir selber welche, und die Kartoffelgesichter sehen nur zu oft den kleinen Künstlern selber ähnlich! Ours zimmert mit einigen Jungen einen richtigen Bühnenkasten. Wir machen Theater, nicht nur mit den Puppen, auch die Kinder wollen spielen und vor allem sich verkleiden. Da tauchen Könige auf und Räuber, «Amis» oder Polizisten, aus den Mädchen werden Prinzessinnen, Mütter oder – Hexen. Es ist, wie wenn die etwas tumultuöse ziellose Schar erwachte und von sich aus eigene Ideen und allerhand Schabernack entwickelte. Andere wiederum machen sich nützlich.

Mit Ours zusammen zersägen sie dicke Baumäste zu Kaminholz oder reissen sich darum, den Ford zu waschen. Einige buckeln die eingekauften Waren in Küche und Keller und kommen sich besonders stark und unentbehrlich vor.

Wenn es draussen schon früh dunkelt, sitzen wir manchmal am Kaminfeuer, und jemand erzählt denen, die zuhören wollen, eine Geschichte. Da sind natürlich längst nicht alle dabei. Es gibt einige schwierige Störenfriede, die uns sehr zu schaffen machen. Von Strafen wollen wir absolut absehen. In solchen Situationen zeigt sich der Mangel an geschulten Mitarbeitern recht empfindlich.

Wann immer ich mit dem stets aufs Neue bestaunten, geräumigen Ford nach Bayonne auf die Souspréfecture oder mit der kleinen Yvonne zum Orthopäden fahren muss, um ihr schlechtsitzendes Holzbein durch eine richtige, gute Prothese ersetzen zu lassen, lade ich das ganze Auto mit Kindern voll. Dann glänzen die Augen und die Mäulchen finden keine Ruhe! Noch strahlt im Oktober und bis spät in den November hinein die Sonne fast sommerlich warm vom schimmernd blauen Himmel herab. Abends liegen die Berge in der Ferne in violetterm Schatten.

*Bild oben: Die fünf unzertrennlichen «Schwalben».*

*Bild unten: Unter Anleitung von Ours werden Holzstämmе zersägt.*





\* \* \*

An einem sonnigen Tag gegen Ende des Monats haben wir einen Tagesausflug auf die Rhune, den breiten Pyrenäenbuckel an der Grenze, vorbereitet. Die Kleinen sowie das Essen bringe ich in einigen Fuhren im Auto auf den Berg hinauf. Am Ziel haben Chamoix und Ours, Cigale und Suzanne mit den Kindern Herde gebaut, auf denen nun in grossen Kesseln die vorgekochte Suppe gewärmt wird. Weitherum auf der kahlen Kuppe suchen andere Holz zum Feuern. Maité beginnt unseren Tischkanon, alle fallen mit ein, und dann klappern die Löffel in den Suppentassen. Die Stimmung ist hell wie dieser südliche Herbsttag. Der Rundblick überwältigend nach allen vier Himmelsrichtungen, kaum zu fassen, so dass wir zuweilen den Atem anhalten müssen, und diese Schönheit ergreift auch die kleinen Menschenkinder aus dem flachen, industriellen Norden. Das Meer in der Ferne tiefblau, der Horizont sehr hoch. Nach Süden – die Heimat unserer kleinen Spanier. Ein paar Schritte nur, dann seid ihr «zu Hause». Ach, wäre es so, denke ich traurig. Ist es nicht die gleiche Erde, hier wie drüben, das gleiche Licht? Nur die Uniformen der Grenzschützer sind verschieden.

Die früh einfallende Dämmerung mahnt uns zur Heimkehr. Die Kleinen und das Essgeschirr bringe ich in mehreren Fahrten ins Tal. Pigeon und Françoise fahren mit, um die Jüngsten schon vor dem Abendmahl bettfertig zu machen.

Wie eine helle Eingebung geht mir durch den Sinn: Gazelle, nutze diese frohe Stimmung! Beim Wiederhinauffahren halte ich bei der ersten entgegenkommenden, singenden Gruppe an: «Wollen wir heute Abend nicht noch ein bisschen zusammensitzen? Habt ihr Lust?»

Die Frage geht durch bis nach hinten. Sie sind alle so gut gelaunt

und denken: «Ach, verzichten wir mal auf den Ausgang und machen ihr die Freude!» Und es wird eine unbeschreibliche innige Freude für uns alle.

Ich eile zum Koch und bitte ihn, einen Kuchen, ein Dessert, irgendetwas Gutes vorzubereiten, das wir nach dem Abendessen am Kaminfeuer schmausen können. Auch möge Josef viel Feuerholz herbeibringen.

Die Kinder sind so müde, dass es nach dem Abendessen sehr bald still wird im Haus. Im grossen Raum sitzen wir im Halbkreis um den Kamin.

«Soll ich euch ein bisschen erzählen, von der CEMEA, von der Schweiz, den Flüchtlingen, den Buchenwäldern –?» Sie hören brav zu, aber dann immer interessierter, Fragen kommen von überall aus dem Kreis. Ich frage zurück, auch sie erzählen. Nicht nur durch das Feuer, sondern durch eine plötzlich stark aufbrechende Herzlichkeit wird uns ganz warm. Unvermittelt reichen wir uns alle die Hände, das Lied *Amitié* erklingt. Und dann ein anderes, und noch viele weitere. Das Fremdsein ist von mir abgefallen, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit erfüllt uns.

Unterdessen ist es spät geworden. Niemand will aufbrechen. «Suzanne, gibt es bei dir im Krankenzimmer nicht noch freie Betten?»

Seit dann sind diese immer besetzt von der einen oder von mehreren, die nach der Arbeit nicht nach Hause fahren wollen. In meinem Zimmer brennt jeden Abend ein Feuer, wir sitzen darum auf Kissen, auf Decken, und bald gehört ein grosser Teil aus dem reichen Schatz der alten französischen Volkslieder zu unserem Repertoire. Wir summen und singen sie, beim Gehen, bei Tisch, und auch die Kinder machen mit und werden diese Melodien mit nach Hause nehmen.



*Die Equipe von St Jean-de-Luz (v.l.n.r.): «Chamoix», Maité, Mayanita, Charlotte, Françoise, Jacqueline, Mrs Case, Maité d'Ascaïn (1946).*

\* \* \*

In diesen Tagen hat das Unitarier-Spanierheim bei Pau den Ford ausgeliehen und dann berichtet, die Reifen seien unbrauchbar. Von Paris bekommen wir Ersatz geschickt.

An einem klaren Novembertag stehen Ours, Xavier und ich schon vor sechs Uhr im golden heraufdämmernden Morgenlicht auf der Strasse, beladen mit den Pneus, und warten auf das Auto, das uns zur Bahn bringen soll. Gerade eben erreichen wir den Zug nach Bayonne und einen späteren Anschluss nach Pau. Wir rattern durch die hügelige Landschaft, wo da und dort rotes Laub aus den Weinbergen glüht, wo Büsche und Pappeln in der Sonne leuchten wie Gold. In Pau holt uns zur Mittagszeit jemand vom

nahegelegenen Erholungsheim ab. Sogleich umfängt uns die herzliche, iberische Gastlichkeit. Wir werden bewirtet wie Könige.

Einige Angelegenheiten wie Lebensmittel- und Benzinbons sind auf der Préfecture bald erledigt, und so verlassen wir noch vor dem Eindämmern die reizvolle, stolze Königsstadt und fahren durch schmucke Dörfer auf einfachen Landstrassen, die sich malerisch dahinschlängeln über Hügel, durch Täler und an schmalen, das Abendlicht spiegelnden Wasserläufen entlang nach St. Goin, wo ein weiteres Heim der Unitarier für spanische Kinder liegt. Auch da ist die Herzlichkeit mit Händen zu greifen, der spanische Leiter und seine Landsleute haben auf ihrer Flucht das warme Gefühl der Hingabe an die Kinder, ja, selbst die Heiterkeit mit herübergerettet ins Exil. Wir fühlen uns so wohl, dass wir über dem Tee und den Plaudereien am Kaminfeuer fast vergessen, rechtzeitig aufzubrechen.

Denn noch haben wir einen ganz besonderen Besuch vor. Ich mache hier einen grossen Sprung zurück in die Zeit, als ich in Zürich in der Ballettschule von Herta Barnert das javanische Tänzerhepaar Jodjana kennen lernte, das damals einen Kurs über fernöstliche Bewegungskunst leitete. Vor meiner Abreise nach St Jean-de-Luz hatte Herta mir nahe gelegt, mich in den Basses Pyrénées nach dem Ergehen dieser aussergewöhnlichen Menschen zu erkundigen. Ich habe Jodjanas unseren heutigen Besuch angesagt.

Wir fahren und fahren, entlang der Pyrenäen, hinter deren zackigen Kuppen der Mond aufsteigt. Linkerhand taucht auf einmal eine endlose düstere Barackenanlage auf. «Gurs», liest Xavier auf dem Strassenschild. Mir wird ganz kalt. Feige schaue ich weg und fahre so rasch als möglich vorbei. «Wisst ihr, was das war?» Sie wissen es nicht.

Endlich erreichen wir das winzige Dorf Ozenx, suchen nach der *Maison seigneuriale*, finden sie schliesslich, doch alles ist dunkel. Es ist neun Uhr. Etwas zaghaft klopfen wir an die Tür, die kurz darauf von einem mittelgrossen Indonesier mit dunkeln, glänzenden Augen geöffnet wird. Aus dem unbeleuchteten Hintergrund kommt eine stattliche Gestalt in einem langen Gewand herbei, die uns lächelnd begrüsst: «Seid willkommen! Wir haben euch früher erwartet, und weil wir dachten, ihr kämt nicht mehr, haben wir das Herdfeuer gelöscht.»

Doch im Nu lodern aus Maisstengeln und Blättern helle Flammen im ländlichen, ausladenden Kamin empor und werfen einen unruhigen Schein auf uns fünf Gestalten, die wir beginnen, uns kennen zu lernen und näher zu kommen. Wir haben es uns auf niederen Sesseln, auf Kissen und Polstern vor dem Feuer bequem gemacht. Roemah – so heisst der junge Mann – kommt mit einem Tablett duftenden heissen Tees an.

Hat mich Frau Jodjana wiedererkannt nach fast fünfzehn Jahren? Wohl kaum. Sie dagegen vergisst man nicht, wenn man ihr einmal begegnet ist. Der hohe Wuchs, die königliche Haltung, das lebenswürdige Lächeln auf ihrem nicht ebenmässigen, doch durch den Ausdruck schönen Gesicht. Die Schnecken über den Ohren sind mit den Jahren grau geworden. Die Stimme, ob sie nun französisch, englisch, holländisch, ja selbst deutsch spricht, hat einen warmen und angenehmen Klang.

Wir erzählen von unserem Tag, vom Kinderheim, von unseren Schützlingen und deren schwierigen häuslichen Lebensumständen und -bedingungen, von den Problemen in Arbelai, wo auf die siebenundachtzig in der Seele schon so sehr belasteten jungen Menschen acht Betreuer niemals ausreichen.



«Darf ich eine Weile zu euch kommen?» fragt Frau Jodjana in ihrer sanften Weise.

«Sie wollen wirklich eine Zeitlang mit uns zusammen in St Jean arbeiten?» fragen wir drei wie aus einem Munde begeistert, denn diese aussergewöhnliche Frau hat uns alle verzaubert. «Und Romah?»

«Ich muss hier Haus und Tiere hüten», sagt er mit spürbarem Bedauern. Er wirft noch einige Maiskolben aufs Feuer. Wir schauen auf die Uhr, Mitternacht ist längst vorüber, der Mond ist untergegangen, die Luft ist kalt und herb, der Himmel, in den die Kanten der nahen Pyrenäen eine scharfe Silhouette schneiden, ist voll funkelnder Sterne. Unter der Haustüre verabschieden wir uns wie langjährige Freunde.

«Wir holen Sie am vereinbarten Tag hier ab, Frau Jodjana, und tausendmal Dank!»

Was wir in diesen Stunden erlebt haben, ist seltsam einmalig, so ganz ausserhalb unseres Alltags. Ein Hauch von ferner Weisheit, von Sanftheit, von Allverbundenheit weht uns an, und er lässt uns nicht los, bis wir in der noch kaum angedeuteten Morgendämmerung in Arbelaz zurück sind.

\* \* \*

Ein klarer Novembertag. Der Nordwind peitscht das Meer, auf dessen schwarzblauer, bewegter Fläche weisse Gischtkronen tanzen. Diesmal ist Mayanita mit ihrer Gruppe an der Reihe auszufahren. Sie schlägt die Küstenstrasse nordwärts nach Biarritz vor, das in seiner einstigen mondänen Pracht recht mitgenommen und verlassen daliegt. Den Kindern hat sie bereits von dem meerumbrausten, der Küste vorgelagerten Felsen Rocher de la Vierge erzählt, wo manch einer, der im Sturm hier Rettung fand, seine Dankgebete der blassen, jungfräulichen Muttergottes dargebracht haben mochte.



*Raden Ayou Jodjana (1888-1981), von allen «Moes» genannt, hat sich intensiv mit der Struktur und dem Funktionieren des menschlichen Körpers als Instrument des Ausdrucks befasst und dies in einem zweibändigen Werk Selbst-Wiedererziehung dargelegt. Sie war verheiratet mit dem javanischen Prinzen und Tänzer Raden Mas Jodjana. (Foto: Internet)*

Vorsichtig, etwas bänglich, doch voll Ehrfurcht gehen wir im Gänsemarsch über den schmalen Steg hinüber zu der kleinen Kapelle, in deren Dunkel nur eine lebhaft Phantasie Bilder und Wunder sich vorzustellen vermag. Manchmal scheint der Felsen leicht zu beben, und dann suchen kleine Hände die unsrigen. Vor dem aufspritzenden Schaum, der uns ab und zu übersprüht, vergeht selbst den wilden Schlingeln der Heldenmut.

Früh in den ersten Sonnenstrahlen versammeln wir uns vor dem Haus zu einer Zeremonie, die mir erst Unbehagen bereitet hat: zum Fahnenaufzug. Muss das sein? dachte ich. Dann stieg aus ferner Erinnerung ein Gefühl von Feierlichkeit auf, das uns Pfadfinderinnen bei solchem Tun einst ergriffen hatte. Und nun sehe ich hier all die erwartungsvollen und gesammelten Kindergesichter um mich, die den Bewegungen von Xavier und seiner Gruppe folgen und morgen vielleicht selbst dran sein werden, und meine Bedenken schwinden. Am Abend schenkt uns das Einholen der Fahne einen Moment willkommener Ruhe und Stille nach dem lebhaften Tag.

Jetzt ist Samstag, der 21. November. In der Föhnbeleuchtung erscheinen Meer und Berge und die felsigen Küsten gestochen scharf und ganz nahe. Noch vor dem Frühstück setze ich mich hin, um einen der meist recht besorgten Briefe meiner Mutter zu beantworten:

*(...) Gleich nach dem Frühstück (übrigens immer ein guter zMorge: Cacao und Butter- oder Konfitürenbrot) fahre ich mit einigen Kindern los, um etwa 100 km weit weg Frau Jodjana abzuholen, die die nächste Zeit bei uns zubringen wird, und von deren Besuch ich mir, besonders auch in pädagogischer Hinsicht und durch ihren Einfluss auf die Mitarbeiterequipe, viel verspreche. Für die Rückfahrt habe ich eine herrliche Route ganz nahe den Pyrenäen entlang vorgesehen.*

Wie bei den meisten Briefen, die ich kaum je in einem Zug schreiben kann, unterbreche ich, denn draussen hüpfen die Kinder bereits um den Ford herum. Diesmal fahren Suzanne und ihre Kinder mit.

Oh, was es bei Frau Jodjana alles zu sehen gibt! Die Hühner in der Bassecour, den kleinen Garten, die aufgehängten Maiskolben, den Nachbarshund, der mal vorbeischauen kommt! Und erst im Haus drin: All die seltsamen Instrumente, Flöten, Schlagzeug, Gamelan, Glockenspiele, Tamburinen und Gongs.

«Hast du gesehen, Gazelle, wie wunderbar Roemah mit den Kindern umgeht, einfach eine Gnade!» sagt Suzanne ganz hingerissen.

Ich spüre, in Suzanne, der zu Anfang Schwierigsten und Bockigsten, ist der Funke gezündet worden. Sie wird dereinst im Sinne Roemahs mit Kindern arbeiten.

Die Rückfahrt durch das bezaubernde Land ist so unbeschreiblich schön, dass selbst die kleinen Fahrgäste still werden. Über die sanften grünen Hügel im Vordergrund glänzen die weiss verschneiten Gipfel der Pyrenäen herüber. An einem Bächlein neh-



*«Fahnenaufzug» in St Jean-de-Luz – wie bei den Pfadfindern! (Herbst 1946).*

men wir unser Picknick hervor, die Kinder hüpfen und springen umher wie Zicklein, so frei, so glücklich. Was für ein Tag! Und dann abends, Frau Jodjana unter uns am grossen Kaminfeuer mit all ihren wundersamen Geschichten und Anekdoten, die alle geprägt sind von östlicher Weisheit. Wie Roemah kommt auch sie auf eine behutsame, mütterliche Art mit den Kindern zurecht. Sie erscheint mir inmitten von uns allen wie eine weise Ur-mutter. Die Kinder hängen an ihr, die kleinen Mädchen streichen schüchtern und vorsichtig über ihr langes orientalisches Gewand.

Bald höre ich, dass sie *Moes zu* ihr sagen, das holländische Mutter, und bald ist dieser Name uns allen geläufig.

Die Zeit vergeht, angefüllt, lebhaft, mit den Mühen, mit den Sorgen, mit den Freuden und Beglückungen des gelungenen Tages. Ours mallêché muss wegen Krankheit in der Familie bereits Anfang Dezember nach Belgien zurückfahren, Mme Case verlässt uns wegen privater Anliegen vor dem Endspurt. Ein Höhepunkt, der uns alle erschüttert, weil die vielen geheimnisvollen Vorbereitungen verbunden sind mit der Wehmut des bevorstehenden Abschieds, ist das Sankt Niklaus- Fest. Im ganzen Haus herrscht ein emsiges Tun, eine richtige Epidemie zur Anfertigung von Girlanden und Papierblumen ist ausgebrochen. Gekonnte und naiv gemalte St. Nikolause schauen von allen Wänden herunter. Am 5. Dezember bringen Chamoix und die grossen Kinder Arme voll Stechpalmenzweige – «O la la, wie die piken!» – herein und schmücken das Haus. Alle glänzen nun ihre Schuhe um die Wette.

Die ganze Nacht hindurch bereiten wir, pausenlos, für jedes der siebenundachtzig Kinder ein Päckchen vor. Die geheimen Wünsche eines jeden haben wir längst herausgefunden. Bleistifte und Farben, Zeichenhefte oderein Büchlein, Spielsachen, Bälle, Knetmasse, Bastelzeug, ja, noch eine hübsche Haarschleife dazu, ein Kämmchen, ein paar Perlen, ein kleines Taschenmesser und natürlich etwas zum Schmausen, all das schafft Nikolaus herbei. Dann – bald fängt es an zu dämmern! – schleichen die *Pères Noël* auf Socken in die Schlafräume und verteilen die bunt beschrifteten Paketchen in die bereitgestellten Schuhe oder Stiefel ihrer Schützlinge. Der Jubel am Morgen ist unbeschreiblich. So viel Glück für diese Kleinigkeiten! Aber es ist mehr dahinter, unsere Freude und unsere Liebe. Am Abend liegen auf den weiss gedeckten und geschmückten Tischen Orangen und Nüsse; die von

den Kindern selbst gezeichneten Menükarten verraten das festliche Mahl. Unter der Türe steht der Koch und strahlt über das ganze Gesicht. All das haben die Kinder noch nie erlebt, und umso leuchtender sind ihre Augen, manche kleiner Mund steht offen vor Staunen. Spannung und zugleich Heiterkeit löst das Theater aus. Hinter einem richtigen Vorhang kommt würdevoll und stolz der Rattenfänger von Hameln hervor und lockt mit seiner Flöte die Kinder – das sind die Heinzelmännchen und Marienkäferchen – mit sich fort in seine Höhle im Berg.

«Recht so!» höre ich eine Bubenstimme neben mir. «Warum nur haben die Eltern und der *maire* ihm seinen Lohn nicht geben wollen!»

Mit ihren Kostbarkeiten im Arm kommen die Kinder erst spät zur Ruhe.

Deutlicher und auch schmerzlicher denn je wissen wir an diesem Niklausabend, dass der Abschied von den Kindern, von uns allen, von Arbelaiz, nicht leichtfallen wird.

\* \* \*

Draussen haben nun die Herbststürme begonnen, die die Baumäste biegen und um das Haus pfeifen, dass ich befürchte, sie könnten die ganze «Hütte» mit sich davontragen. Wir sitzen nun an den Abenden lange mit allen Kindern vor dem Kamin und singen. Ab und zu erzählt Frau jodjana eine Geschichte, und wenn die Kinder zuweilen die subtile Aussage darin nicht verstehen, so versetzt sie doch Moes' weiche melodische Stimme in einen beruhigten Zustand.

Wenn ich dann spät nachts alleine in meinem Zimmer bin, überwältigt mich das alte Weh, eine gute, menschlich notwendige Arbeit abzubereiten, ehe sie zu Ende getan ist. Wo hole ich die Kraft her?

Wie kann man alle die Unzulänglichkeiten in der Betreuung der Kriegskinder und jugendlichen überstehen?

In der kommenden Woche verfertigen wir mit unsern Schützlingen kleine Weihnachtsgeschenke. Die Vorfreude auf die Überraschung zu Hause mildert den Abschiedsschmerz. Das Basteln, der Stolz beim Gelingen, das Verpacken in die eignen Kleisterpapiere und das Verschnüren mit bunten Bändchen und dann zuletzt in eigener Schrift den Namen von Vater oder Mutter oder sonst wem darauf, das alles ist neu und aufregend. Unauffällig und ruhig werden die Habseligkeiten der Kinder gepackt und das Fehlende aus dem Kleidervorrat ergänzt. Zwei junge Wohltätigkeitsdamen von Paris erscheinen, um die Kinder zurückzuführen und für den Reiseproviant besorgt zu sein. Frau Jodjana anbietet sich, mitzufahren, und in Bordeaux steigt ihre Tochter Parvati zu. Moes kann sich nur schwer von den Kindern trennen.

Aus einem vierseitigen Brief weiss ich vom Verlauf der Reise, die in vollgestopften, ungeheizten Drittklasswagen vor sich ging. Die zwei Damen verschwanden, Proviant wurde unterwegs kaum und erst beim Aussteigen in Paris hastig verteilt, wobei viele Kinder ihren Anteil gar nicht mehr erhielten. Für die Toilette richtete Frau Jodjana einen Sicherheitsdienst ein, da die neben dem WC gelegene Aussentür des Wagens nicht verschlossen und also gefährlich war. Moes verbreitete noch Liebe und Fürsorglichkeit, so viel sie konnte, und schmolz damit das Eis weg, das von den Wohltätigkeitsdamen ausging.

Arme Kinder! Was wird aus ihnen werden? Mir lassen die siebenundachtzig jungen Menschen – und alle ihre tausenden Kameraden – keine Ruhe mehr, seit sie an diesem frostigen Dezemberabend den Zug zur Heimfahrt in eine graue Zukunft bestiegen haben.

# ine Schweizerin betreut bombengeschädigte französische Kinder



Kinderheim bestand aus nebeneinander am Strand angelegenen Villen, die in den vergangenen Tagen vernichtet wurden, heute indessen in ihrer ursprünglichen Pracht wieder aufgebaut aussahen. Die Heilerin, eine irgenhow in Frankreich lebende spanische Bäuerin, hatte die Häuser einem gutbaskischen Verwalter überlassen. Was hingte ich für die kleinen Fenster nur so klein. Links das Knabenhaus, rechts die Villa der Mädchen.



Heute wird «Gassel», wie die Leiterin von den Kindern genannt wurde, sich mit diesen Buben beschäftigen. Die 13 «Rotkehlchen» waren die schwierigste Gruppe, die zu ihrem seltenen Emblem in krassem Widerspruch standen. Fast ausnahmslos jeder der 7—9-jährigen war durch das Kriegserleben besonders mitgenommen und gleichgewichtsbeführt.



pot war zusammen mit einer der älteren Jungen Bibliothekarin der Kolonie. Durch ihren natürlichen Charme brachte sie fertig, die sonst ziemlich ungeliebten Buben zu einer ernsthaften häuslichen Arbeit zu bewegen. Es ging von ihr etwas von der Zauber der kleinen Märchen aus. Meist zeigte sie Wärme und wie befreit, nur so sie an zu Hause dachte, so er sich wie ein Schatten an sie.



«Schwalben»: Von links nach rechts: Jacques, der geborene Komödiant und Jongleur; Raymond, dessen infizierte Kräfte wir lange und erfolgreich behandelten; Maurice, ein aufgeweckter intelligenter Junge, der dem Vater den Hausbalt besorgt, weil die Mutter auf und davon ging, der sich die Zeit zum Lernen erkämpfen muß; Emil, der sich endlich vom Druck der Verantwortung für 10 weitere Geschwister befreit fühlt; und Gérard, der in Metz die Kämpfe zwischen Deutschen und Amerikanern ganz von nahe mitgemacht hat und in dessen Phantasie bereits gefühlicher Weise die Befreier als «Helden» und das schaurige Kriegsspiel als ernüchterndes Schauspiel erscheinen.

Der Stab der Erzieherinnen, der sich bis auf eine ältere Amerikanerin und einen jungen Monsieur aus Paris aus baskischen Mädchen zusammensetzte. Vierde von links die Schweizer Leiterin.

Sie erzählt darüber folgendes: Meine Aufgabe war die Leitung eines Kinderheimes, das für jeweils drei Monate dauernde «Kolonien» von gegen 90 ausgebombten, sozial gefährdeten und körperlich schwachen Kindern aus verschiedenen Departementen Frankreichs bestimmt war. Es wurde von einer amerikanischen Hilfsorganisation finanziert, die durch umfangreiche Lebensmittelsendungen aus USA, eine reichliche und kräftige Nahrung gewährleistet und die Kolonie mit Kleider und Schuhwerk versah. 87 Kinder aus dem äußersten Norden, von Lille und Umgebung, waren der letzte Transport nach dem schmucken Fischereistädchen an der baskischen Küste, zu dem die spanische Gebirge unweit herüberblickten.

An einem strahlenden Oktobertag trafen die Kinder ein, mit ihren Bündeln und Kofferchen, müde, etwas mißtraulich, mit blassen fragenden Gesichtern oder einige größere mit dem Ausdruck, der besagen will: nun, wir kennen uns schon aus! Nach dem Alter wurden die 5—14jährigen Buben und Mädchen in je 4 Gruppen eingeteilt, die in der Regel den Schwestern entsprachen und für die jetzt eine der 7 Erzieherinnen und die junge Krankenschwester die Verantwortung übernahmen. Bald hatte jede Gruppe ihren Namen und ihr besonderes Lied, das sie in einer der allgemeinen Samstagabendversammlungen den Kameraden vorführten. Selbst die ganz Kleinen, die sich «Heinzelmännchen» (Buben) oder «Muttergotteskinderchen» (Mädchen) taufen, taten mit. Es war eine tolle, turbulente und nervöse kleine Gesellschaft, die sich mit wachsenden Kräften in ebenfalls wachsender Lebhaftigkeit und Lautstärke hier tummelte. Die Tage verflohen mit Sonne und wilden, begeisternden Herbsttänzen, die die Spritzer des aufgewühlten Meeres bis vor unser Haus jagten. Die Zeit war ausgefüllt mit Hausarbeiten, wenig Schule, viel Wanderungen, Spielen und Turnen am Strand, Baden bis weit in den November hinein, mit Zeichnen und Lehm kneten, Erzählungen, Singen und kleinen Theateraufführungen. Die Kinder, wie alle Kriegsjugend, waren verschlossen.

Etwa auf einem Spaziergang oder vor dem Schlafengehen tauchten einige auf. Sie hatten nicht nur zu ungewöhnliches und Unkindliches erlebt, sondern sie trugen weiterhin eine viel zu große Last für ihre jungen Schultern: Der Vater im Krieg gefallen, die Mutter tags fort zur Arbeit, Vater oder Mutter mit einer andern Liebchaft von zu Hause fortgelaufen, Elend und viele Geschwister, daß es nie zum Satzen ausreicht, Notwohnungen oder Baracken. Solche Kriegsjugend hat das Recht, in weitestem Sinne die Möglichkeit zu bekommen, eine gesunde, würdige und freie Generation zu werden. Heute fehlen noch die nötigen Menschen, die Heime, die Mittel und das brennende Interesse für diese höchst dringenden Fragen der völligen Reorganisation der gesamten Jugendfürsorge? Was wird aus ihnen werden? Mir lassen die 87 Kinder — und alle ihre Tausende Kameraden — keine Ruhe mehr, seit sie an jenem frostigen Dezemberabend den Zug zur Heimfahrt in eine graue Zukunft wieder bestiegen hatten.

Charlotta Weber.



## Ste Barbe – Ozenx 1947

Ich wandere in der wilden sturmgepeitschten Silvesternacht hinaus nach Ste Barbe, wo der Ozean an die Felsen donnert und im dünnen Mondlicht die Tropfen silberhell aufsprühen. Ich bin allein. Kein Mensch weit und breit. Kein Möwenschrei. Ich rufe in den Sturm: «Was birgst du mir im kommenden Jahr, mächtiger Okeanos?»

Ich schaue nicht zurück, alle Prüfungen der vergangenen Monate sind wie abgelegt in meiner Seele. Ich muss weitergehen.

Seltsam, es formt sich kein einziger Gedanke an die Schweiz in meinem Innern. Ich bin einfach da – mitten im Wind, der stark und salzig ist. Ich breite die Arme aus und gehe ihm entgegen. Zu Hause fache ich das Kaminfeuer an und schaue in die unruhigen Flammen. Um mich beginnen Melodien leise zu summen, die wunderbaren alten Volkslieder, die wir alle Abend für Abend hier zusammen gesungen hatten:

*Le murmure du vent  
apporte le chant des terres lointaines  
il va de plaine en plaine  
apaisant toutes peines –*

*Rossignolet du bois, rossignolet sauvage,  
apprends-moi ton langage, apprends-moi à parler  
Et dis-moi la manière, comment il faut aimer!*

oder:

*La route est longue, longue, longue –*

oder:

*Le Roi René de guerre revint, tenant ses tripes dans ses mains –*

oder:

*A la claire fontaine m'en allant promener  
j'ai trouvé l'eau si claire que je m'y suis baignée.  
Il y a longtemps que je t'aime,  
jamais je ne t'oublierai!*

Eines abends hatte Suzanne gefragt: «Warum konnten Sie nicht schon von Anfang an bei uns sein?»

«Wir werden in Verbindung bleiben!» sage ich, und so wird es auch sein. Von allen Seiten, wohin es die jungen Monitricen verschlagen hat, treffen im kommenden Jahr Briefe mit ausführlichen Berichten und lieben Gedanken ein. Tausend Dank für alle Bemühungen, *chère Gazelle*, dass wir die Kurse der CEMEA besuchen konnten. – Wie herrlich das Leben hier im Stage! – Wir werden Arbelaz unser Leben lang nicht vergessen! – *La Cigale vous lance son plus beau chant!*

Doch eine Zusammenarbeit mit dieser herzlichen, so einsatzbereiten Equipe kommt leider nie mehr zustande. Ein Jahr darauf berichtet mir Madame H. Matthey aus dem geschrumpften Büro des Unitarian Service Committee in Genf, dass die Arbeit ihrer Organisation voraussichtlich nicht weitergeführt werden könne wegen finanzieller Schwierigkeiten.

Aus Geldmangel, sage ich, wenig erstaunt. Wie immer und überall, wenn es um Erziehung geht! Aber Waffen? Neue Kriege? Doch wir, die wir das ganze Elend der Kinder und der Jugend sehen, wir finden kein Gehör.

In einem Brief von Suzanne lese ich:

(...) *Kann man diese Kinder vergessen, welche man im gewöhnli-*

*chen Leben verkennt und sie als Gassenbuben behandelt, wenn man in den Strassen eine Bande von ihnen herumlungern sieht, von denen doch einer der Geuze Delassus oder der Grand Vandenhoke etc. (das sind Kinder aus Suzannes Gruppe) hätte sein können und die, wenn man sie einmal kennt, so anhänglich sind. Arme Kinder, alleingelassen und ausgeliefert in den meisten Fällen. – Auch für sie wird St Jean ein Sonnenstrahl bleiben! Man schaut nun die Kinder um uns herum besser an, in der Hoffnung, in ihren Gesichtchen einen Widerschein unserer kleinen Schlingel zu finden.*

\* \* \*

Neujahrstag 1947.

Es regnet draussen. Doch der Himmel ist nicht grau und düster wie an Regentagen im Norden. Die schweren Wolken jagen vorbei. Der Nachtwächter hat mir seinen kleinen Radioapparat geborgt – eben wird ein Haydn-Quartett gespielt –, und nun sitze ich seit Stunden da und schreibe und rechne ab. Neben mir im Büro brennt ein kleines Öfchen. Ab und zu schlägt ein Fensterladen oder ein Schwall Wasser stürzt aus einer verstopften Dachrinne zur Erde. Sonst ist es ganz still.

Tage vergehen. Nach und nach werden die Papiere und Akten nach Paris verschickt. Der Koch oder der Nachtwächter kommt dann und wann nachsehen, ob er helfen kann. Zuweilen spaziere ich nach Sainte Barbe. Dieser Felsen im Ozean ist wie eine Zuflucht vor Anflügen von Mutlosigkeit.

Einige Tage später ist alles erledigt und überstanden, meine Koffer sind gepackt. Leb wohl, du gottgesegneter Flecken Erde!

Ich verlasse St Jean-de-Luz mit dem Abendzug und treffe spät in Orthèz ein.

«Colline!» höre ich Roemahs weiche Stimme. Wir umarmen uns in grossem Glück. Wie Liebende, denken wohl die Leute.



*Die Jodjanas (v.l.n.r.): Sadhook Schira Roemahlaiselan, Raden Ayou «Moes» Jodjana und Raden Mas Jodjana. Anfang der 1960er Jahre in Holland.*

Aber es ist eine andere Liebe. Einen Augenblick lang kommt mir Franz von Assisi in den Sinn. Und durch die helle Mondnacht fahren wir zusammen im Taxi Ozenx entgegen.

Frau Jodjana erwartet uns. Sogleich bin ich von der seltsamen spirituellen, sowohl sinnlichen als auch übersinnlichen Welt umfassen, von einer fernen fernöstlichen und zugleich wirklichkeitsnahen Atmosphäre.

Scheinbar planlos, aber in grosser Harmonie gehen die Stunden dahin. Zu irgendwelchen Tageszeiten bereiten wir die Mahlzeiten zu, füttern die paar Hühner in der schlammigen *bassecour*, gehen die *premiers ou deuxièmes voisins* begrüßen. Vor allem höre ich Moes zu, die erzählt, erzählt. Unter anderem von ihren Begegnungen mit Krishnamurti und der hinduistischen Lehre der Inkarna-

tion von Vishnu. Das ist eine mir ganz fremde Welt, aus der ich nur die Liebe zum Mitmenschen und zu der ganzen Schöpfung herauspüre und verstehe. Dazu bessern wir Berge von Socken, Pullovern und Wäschestücken aus, die manche fast nur aus Flickchen bestehen.

\* \* \*

Beinahe unheimlich mutet mich die Geschichte dieser Familie an, der Holländerin und des javanischen Prinzen vom Hofe von Djakarta mit ihren zwei Halbblutkindern. Ein Tanz- und Meditationskurs, welchen Herr und Frau Jodjana auf ihrem Gut für mehrere Eleven veranstaltet hatten, wurde vom Krieg überrascht. Einigen Teilnehmern gelang die Rückkehr nach Holland, Belgien oder England vorerst nicht mehr, unter ihnen eine Tochter aus Frau Jodjanas erster Ehe mit ihrem polnischen jüdischen Ehemann.

«Dunkelhäutige, Juden, Fremde Für die fünf konservativen Bauernfamilien im Dorf war das unannehmbar, sie werkten den Jodjanas zu leide, wie und wo sie konnten. Sie zerstörten ihre Wasserleitung und versagten jegliche Handreichung. Und haben nicht etwa die Bauern auch denunziert? Der neunzehnjährige Sohn Raden Bagus Bhimo, der von Frau Jodjana zusammen mit Tochter Parvati auf das Abitur vorbereitet worden war und es bestanden hatte, wurde nach der Besetzung von Südfrankreich durch die Deutschen in Clermont-Ferrand, wohin er sich zum Studium an die Universität begeben hatte, verhaftet, deportiert und im Konzentrationslager Buchenwald umgebracht. Dem Rotkreuzdelegierten zeigte man in Buchenwald einen anderen, frisch eingelieferten jungen Häftling und erklärte, das sei Bhimo Jodjana, es gehe ihm gut. Noch weigert sich die Mutter zu glauben, dass ihr Sohn nicht mehr lebt. Sie pflegt eine übersinnliche Beziehung zu ihm.

Parvati, die etwas jüngere Schwester, übernimmt nach dem Krieg die Rolle des Bruders und studiert mit grossem Erfolg Medizin. Sie heiratet 1954 – so wie sie in echt jodjanischem Stil schreibt – un *homme simple qui m'a fait découvrir le bonheur du quotidien*. Einer der Schüler, ein balinesischer Tänzer, bleibt bei den Jodjanas und übernimmt in einer selbstlosen Weise die Rolle des Sohnes. Das ist Roemahlaiselan, den niemand, der ihn kennt, vergessen kann. Frau Jodjana ohne Roemah ist nicht vorstellbar. Er ist Sohn, Chauffeur, Pfleger, Helfer, Berater, Zuhörer, Freund und wunderbarer Tänzer.

Wir sind noch immer in Ozenx. Ist es vier Uhr nachmittags? Oder drei Uhr in der Früh? Wir bemerken es gar nicht. Einmal, als ich noch tief träum- und schlafversunken in dem grossen Bett liege – vielleicht ist es schon Mittag? –, kommt Moes mit Tränen in den Augen herein und hält etwas hinter ihrem Rücken versteckt «Colline», sagt sie – sie hat mich *Colline riante* getauft – «dies habe ich für Bhimo gestrickt, er selbst hat die Wolle ausgesucht. Er hat es nie mehr erhalten können –» Und sie reicht mir einen roten langen Pullover hin.

«Ich möchte, dass du ihn trägst, weil du, wie Bhimo, die Kinder lieb hast und ihnen helfen willst. Bhimo wollte Kinderarzt werden.» Moes' Lippen zittern. Ich erhebe mich rasch und schliesse sie, tief betroffen, in meine Arme. Lange bleiben wir so stehen.

\* \* \*

Am letzten Abend vor dem flackernden Kaminfeuer liest Frau Jodjana ein Sinngedicht eines fernöstlichen Weisen vor. Ich habe ver-

sucht, es aus dem Holländischen ins Deutsche zu übertragen:

*Durch alle Ewigkeit hat der Geliebte  
sein leuchtendes schönes Angesicht  
in der Einsamkeit des Unsichtbaren entschleiert.  
Er hielt den Spiegel auf, um das eigene Antlitz zu  
schauen,  
und sah vollendete Lieblichkeit.  
Er war der Schauende und der Angeschaute.  
Sein Auge allein mass das immer und ewig Bestehende,  
und alles war Eins, es gab kein Geschiedensein,  
es bestand nicht Mein und Dein –  
Der unermessliche Himmelsbogen,  
worin Unendlichkeiten ein- und ausfluten,  
ruhte noch an einem einzigen Punkt.  
Die Schöpfung lag in Schlaf gewiegt  
vom Unbewussten,  
so wie ein Kind in Mutters Schoss,  
bevor es noch geatmet hat.  
Und das Auge des Geliebten,  
sehend, was nicht bestand,  
beschaute das Nichtsein wie ein Sein,  
und wie wohl alles  
in Vollkommenheit in Ihm beschlossen lag,  
verlangte Ihn, das Abbild in einem Spiegel zu sehen  
und in unendlicher Vielfalt geoffenbart.  
So schuf Er fruchtbare Felder von Zeit und Raum  
und den blühenden Garten des Lebens,  
auf dass da jeder Zweig und jedes Blatt  
und jede Frucht zeugen möge  
von seiner Vollkommenheit.*

JAMI

Ein Bauer, der mit seinem Ochsenkarren nach Orthèz fährt, lässt mich aufsitzen. Kurz vor Mitternacht bin ich in Paris. Im *Hôtel François Ier* in der Nähe des Odéon meine ich beim Einschlafen das Wellenbrausen von Ste Barbe zu hören, aber es sind nur die Autobusse vom Boulevard St Germain.





# Paris 1947

Zu Beginn meines kurzen Aufenthaltes in Paris mache ich eine wenig angenehme Erfahrung. Auf dem Ministère de l'Intérieur, wo ich meine *carte de séjour* beantrage, werde ich fürchterlich angeschrien: «Sie, Sie aus der Schweiz! Was wollen Sie eigentlich in Frankreich? Wir sollen Ihnen Aufenthalt geben? Wissen Sie, wie die Franzosen in Ihrem Land im Krieg behandelt wurden? Wie der letzte Dreck!»

Und so geht es weiter. Die Erwähnung meiner Arbeit zugunsten der Flüchtlinge verdreht er: «Ach so, Sie haben also diese Flüchtlinge betreut. Und wie haben Sie sie behandelt? Wie?» Darauf bin ich nicht gefasst. Draussen in dem langen düsteren Gang breche ich in Tränen aus. Die Aufenthaltsbewilligung habe ich dennoch erhalten.

Noch ganz erschüttert erzähle ich meine Erfahrung Xavier Kayser, der mit mir im nahen Théâtre de l'Odéon eine Vorstellung von Malraux besucht, die bemerkenswert ist. «Fast so gut wie die Aufführungen unserer Kinder!» sagen wir lachend, denn Arbelaz lebt noch immer in uns.

Am nächsten Abend spielt Cortot im Elysée das Schumann Klavierkonzert. Xavier hat zwei Karten besorgt. Nach *La Mer* von Debussy erhebt sich das Orchester und verlässt die Bühne. Schon Pause? Das Publikum bleibt vorerst verdutzt und stillsitzen. Nach einem langen Unterbruch, währenddessen der Flügel hereingeschossen wird, tritt aus der Kulisse ein grünlichblasser Cortot an die Rampe: Er werde Klaviersoli von Chopin spielen.

Cortot hatte während der deutschen Besatzung in Paris Konzerte gegeben, und nun weigert sich das Orchester, mit ihm, dem Kollaborateur, zusammen aufzutreten.

«*Salut!*» begrüsst mich am nächsten Mittag Germaine Le Henaff im Centre der CEMEA. Ich winke ihr zu, «*à bientôt!*», und schon bin ich wieder unterwegs.

Seltsam, denke ich rückblickend lange Jahre danach, wie wir, viele so ganz verschiedene Menschen, uns oft sehr nahe kamen, uns verstanden, nach den gleichen Zielen strebten, unendlich viele Briefe wechselten, uns suchten, fanden, liebten, uns nach einander sehnten – ja, wie seltsam, dass wir dann im Laufe des Lebens wieder für den jeweils anderen in den Kulissen für immer verschwanden. Es ist ein Spiel des Findens und wieder Verlierens, der Anziehung und des Auseinanderdriftens, der Neugier, der Entdeckungen, des Verwundern und Staunens, der Wiederholungen. Es ist eine ungewöhnliche, besondere Art des Lebendig-Seins. Vor allem in den Jahren nach Kriegsende treten ungezählte Menschen in mein Leben, begleiten mich ein Stück weit meines Weges, treten wieder ab von der Bühne. Oft sprüht es auf wie ein Feuerwerk oder flackert wie eine unruhige Kerze, es lodert empor oder glimmt so dahin und frisst sich weiter ohne Licht noch Glut. Und immer fühle ich mich in meiner Seele angesprochen, auch von mir selbst geht eine Anziehung aus, die mir gar nicht bewusst ist.

\* \* \*

In meinem Hotelzimmerchen schreibe ich unzählige Briefe und daneben kurze Artikel für Zeitungen. Das hält mich etwas über Wasser. An einem dieser lichtdurchfluteten Pariser Abende steige ich zum Montmartre hinauf und lerne dort die Wohnung von Ger-



*Pariser Impression, aus dem Zeichenbuch von Charlotte.*

maine Le Henaff kennen, ein richtiges kleines Schwalbennest hoch oben über den Dächern von Paris im siebten Stock. Ach, im siebten Himmel wäre ich, fände ich eine solche Bleibe in dieser faszinierenden Stadt, träume ich ohne einen Schimmer von Hoffnung.

Wir erzählen und erzählen.

«Gazelle, du sagst, dass du in St Jean-de-Luz wichtige Erfahrungen gemacht hast.»

«Oh ja, denn die Herausforderung war, ein von Anfang an verfahrenes Heim in Ordnung zu bringen. Weisst du, es wurde schon vor einem Jahr eröffnet im Geiste der Wohltätigkeit der Zwanzigerjahre, etwa so: 'Ach, die armen kleinen Kinderchen, komm, gib ihnen ein Bonbon' statt frische Milch und Butter!« Ich schildere kurz die Zustände in St Jean-de-Luz zu Beginn der Kolonie.

«Chamoix kam trotzdem begeistert zurück», wendet Germaine ein.

«Er war ausgezeichnet. Er hat nicht nur die Kinder zu packen verstanden, sondern auch den hübschen Baskinnen den Geist der CEMEA eingehaucht! Du weißt ja, dass einige der Monitricen sich zu einem Stage bei der CEMEA angemeldet haben! Das freut mich ganz besonders.»

Das Fazit unserer Erfahrungen verleiht Germaines neuen Plänen zur Schaffung eines Ausbildungszentrums für jugendarbeiter und Monitricen in Boulogne s/Seine eine überzeugende Rechtfertigung.

Ein Rohrpostbrief von Jean Roger bittet mich zu einem Rendez-vous. Dieser für die Anliegen von Kindern und Jugendlichen hochbegabte, fähige, aktive und doch so solide aussehende Mensch hatte uns zum Schluss in St Jean-de-Luz besucht. Ich freue mich, ihn in Paris wiederzusehen.

«Der Abbruch unserer Arbeit in Arbelaiz war sehr schmerzlich», sage ich zu ihm.

«In welcher Beziehung?»

«Ach Jean Roger, das wissen Sie doch genau so gut wie ich! Sie waren ja bei uns und das Haus war leer.»

«Aber darin eine frische und prächtige Atmosphäre.»

«Es fehlten doch die Kinder, Bison! Wissen Sie, was bei allem für mich das Wichtigste ist? Den Kindern die innere Kraft zu geben, dass sie zu Hause durchhalten mögen in ihren schwierigen Lebensbedingungen.»

«Und – was weiter, Gazelle?» nachdem ich eine Weile in Gedanken verloren dasitze.

«Nun, Jean Roger, wir müssen diese Kinder dazu befähigen, auch wieder Glück und Freude empfinden zu können.» Darauf sagt er: «Mit Ihnen möchte ich gerne einmal zusammenarbeiten!»

Dazu ist es nie gekommen.

Das ist auch besser so. Jean Roger schätzt mich nicht nur als mögliche Mitarbeiterin. In den vielen Briefen, die er mir in seiner sensiblen, eiligen Schrift über einen Zeitraum von mehreren Jahren schreibt, lebt so viel romantische Phantasie und eine blühende, üppige Sinnlichkeit, die er in mich hineindichtet und wie in einem Spiegel seiner selbst in mir zu sehen glaubt. Sollte ich wirklich die Liebe seines Lebens sein? Jedenfalls bin ich ein Traum, der ihn über Enttäuschungen und Widrigkeiten des Daseins, deren er so viele und schwere durchzustehen hat, hinweg trägt. Dass er diesen Traum nicht lebt, sondern nur als Zukunftsvision liebkost, dass er nie mit mir vor knisternden Kaminfeuern in zärtlicher Innigkeit liegt, nie über Wiesen und in lichten Hainen Hand in Hand spaziert, dass er das alles aberträumen und in Briefen ausdrücken kann, ist nicht das sein «Fliegender Teppich», der ihn über das Jammertal des Lebens hinweghebt? Armer Bison! Glücklicher, mit so viel reicher, romantischer Phantasie begabter Jean Roger!

\* \* \*

In der kurzen Pariser Wartezeit auf Visen und Papiere entwickle ich, angeregt durch die Ideen der CEMEA und die Erfahrungen in der Dorfschule in Belgien, einen Plan, wie die Primarschule in Zürich verändert werden könnte. Vor allem gebe ich meiner Überzeugung Ausdruck, dass die Einführung einer einfach zu handhabenden und dem kindlichen Begriffsvermögen angepassten Druckpresse für Schüler, ferner der Gruppenunterricht und die Durchmischung der Klassen das Lernen attraktiver und lebendiger gestalten könnten. Zudem stelle das eine ausgezeichnete Vorbereitung für das Leben und für eine sozialere Haltung dar. *[Siehe die Abbildung von Charlottes Artikel «Die Schule von Morgen» im Anhang.]* Diesen ausführlichen Plan schicke ich als offe-

nen Brief an den Schulpräsidenten des Kantons Zürich. Vorerst antwortet mir darauf Dr. J. Ammann, der Sekretär des Schulamtes der Stadt Zürich, mit dem ich anlässlich meines Austrittes aus dem Schuldienst im vergangenen Herbst Kontakt hatte.

Und siehe da, sein langer Brief, der Brief einer Behörde, ist voll Menschlichkeit und Humor! Er habe nicht alles genau verstanden, wir müssten uns einmal darüber unterhalten.

Weiter meint er:

*(...) Sie äussern in Ihrem Schreiben den Verdacht, ich hätte Ihnen in unsern Akten eine schlechte Note angekreidet. Liebes Fräulein Weber! Sie wissen so gut wie ich, dass Ihr Verhalten in Ihrer Zürcher Verweserzeit etwas ungeschickt war; die tieferen Gründe kenne ich nicht, glaube aber, dass irgendein Vorkommnis oder Erlebnis Sie damals so handeln liess, dass wir es nicht verstehen konnten. Wegen dieses kleinen Verstosses schätze ich Sie aber als Mensch und Erzieherin doch sehr hoch ein, und ich bin – und das dürfte Ihnen genügender Beweis für meine Wertschätzung sein – heute noch der Überzeugung, dass die einzig richtige Betätigung für Sie die Mitarbeit in der 'École d'Humanité' wäre (das ist die aus Nazi-Deutschland in die Schweiz gerettete berühmte Odenwald-Schule von Paulus Geheeb). An dieser Schule könnten Sie Ihre Kräfte und Ihre reichen Gaben entfalten. (...) Ich freue mich auf das nächste Plauderstündchen mit Ihnen und verbleibe, mit besten Grüssen,*

*Ihr Dr. J. Ammann*

Der freundliche Ton des Briefes ermuntert mich zu weiteren Gesprächen mit dem so zugänglichen Exponenten des Zürcher Behördenapparats.

Es kommt ein brieflicher Gedankenaustausch über menschliche und pädagogische Fragen in Gang. Für meinen Gesprächspartner besteht die Voraussetzung, die ein Erzieher besitzen soll-

te, in erster Linie im warmfühlenden Herzen. Wohl stimme ich stimme ich ihm zu, ergänze aber:

*(...) Dies ist nicht alles, besonders nicht heute, wo wir unsere Kinder in eine so komplizierte Welt und Gesellschaftsform hineinführen müssen, wo auf die grossen Anforderungen die jungen Menschen antworten müssen entweder 'kreativ' oder als einseitige Sklaven, als dumpfe Genasführte: beide Haltungen sind in hohem Masse Resultate der Schule, der guten oder falschen Erziehung. Ich gehe sogar so weit zu sagen: es muss eine Methode geben, wo selbst bei ungenügenden Lehrern für die Kinder nur ein minimalster Schaden entsteht.*

Zum Schluss komme ich nochmals auf die Druckpresse für Schüler zu sprechen und frage Dr. Ammann an, ob man mir wohl eine erste Primarklasse in Zürich überlassen würde, damit ich diese Neuerung ausprobieren könnte.

Eine Verweserstelle, antwortet Dr. Ammann, sei Sache der kantonalen Erziehungsdirektion. *Sicher werden Sie dort mit offenen Armen empfangen. Hoffentlich spielt Ihnen dann nicht das andere Füsschen einen Streich und verleitet Sie, statt in die Schulstube in die goldene Freiheit zu fliegen!*

# Unterwegs

Am letzten Januartag 1947 rollt der Zug langsam aus der Gare du Nord von Paris nach Amsterdam. Ich lehne mich bequem in das abgenutzte Zweitklasspolster zurück, betrachte durch die halbgeöffneten Lider das weite ebene Land, ohne es wirklich wahrzunehmen. Denn in dem monotonen Taram-taram der Räder schaue ich andere Bilder:

Holland, ein Spätsommertag im Jahr zuvor.

Mit Daan Mulock-Houwer wandere ich in die weiten, von Kiefernadeln und blühendem Heidekraut duftenden Dünen – Dann glüht die Abendsonne rot im Westen hinter den schwarzen Silhouetten der Bäume. Im Osten steigt der Vollmond auf. Eine Landgaststätte am Weg, ein blaues Rächlein und der lockende Geruch von Gebratenem. Es ist alles voll lebensbejahender Gegenwart.

Während die graue Winterlandschaft am Zugfenster vorbeigleitet, verweile ich in Gedanken in jenen besonnten Septembertagen. Schifra holte mich in Amsterdam ab. Mit der Strassenbahn fuhren wir ins Zentrum und unterhielten uns lebhaft auf deutsch. Plötzlich stand der Schaffner vor uns: «Raus!!» brüllte er uns an und wies uns mit hasserfüllter Miene die Tür. Ehe wir begriffen, waren wir draussen. Deutsch – ja natürlich: das war die Sprache der feindlichen Besetzer. Doch lebhafter erinnere ich mich an Schifras Erzählung über Zandbergen, wo Mulock-Houwers sieben oder acht Kinderhäuser stehen, die das Ziel meiner neuerli-





*Viele Jahre später (Mai 1991): Salomea (Schifra) Nussbaum mit ihrem Mann, dem Bildhauer Leonhard Oesterle, zu Besuch bei Charlotte in Zürich.*

chen Reise sind. Seit vielen Monaten betreut Schifi dort eine Bubengruppe.

«Von aussen sehen die Häuser nett aus», meinte sie damals, «aber innen herrschte bei meinem ersten Besuch eine Kälte und Vernachlässigung, wie du es dir nicht vorstellen kannst. Eine mir ganz fremde Atmosphäre. Eigentlich Kleinigkeiten: Tischglocke, Geschrei der Haustante –»

«Haustante?»

«ja, die heissen dort so.» Ich hörte erstaunt zu.

Die Arbeit mit den Kindern habe im Flickern von zerfetzten Kleidern und im Sauberhalten des Hauses bestanden. Ständig hätten die Kinderentlaustwerden müssen. Kinder aus traurigen Verhältnissen und Kriegswaisen.

«Wo steht da Mulock-Houwer?» fragte ich.

«Die Selbstverwaltung spukt ihm durch den Kopf», sagte Schifra.

«Deswegen hat er auch keine Mühe gespart, um dich hierher zu kriegen. Doch die Behörden lassen keine Ausländer zu.»

Die späteren Berichte von Schifra rehabilitierten Zandbergen, das in Holland heute als Musterinstitution angesehen wird.

\* \* \*

Seit der SEPEG in Zürich vor eineinhalb Jahren, wo Daan Mulock-Houwer wegen seiner fundierten Voten und dem schallenden, herzlichen Lachen nicht zu überhören gewesen war, führen wir in Briefen ernste, sachbezogene Auseinandersetzungen über Jugenderziehung. Seine, wie ich fürchtete, allzu unromantische, illusionslose Lebenseinstellung widerlegte er einmal am Ende eines Briefes in einem selbstironischen Ton:

*Wer trauert, macht einen Märtyrer aus sich selber und ist ein sentimentalere Idiot. Vielleicht sind wir das tief in unserem Herzen alle ein wenig, aber das soll dann Luxus bleiben für freie Stunden.*

Worauf es mir gelang, durch ein wundervolles Buch von Joseph Bédier eine vermutete poetische Ader in ihm herauszufordern. *Ich erhielt 'Tristan et Iseut', berichtet er. Welch ein Buch, welche Sprache und welche Gefühlserlebnisse. Tatsächlich, die schönste Erzählung Frankreichs. Hier nähern sich Sonne, Meer und Dünen einander in einem reellen ätherischen Erleben. (...) Wenn es kein Devisenproblem gäbe, würde ich nur an Sonne und Lebensfreude denken wollen! Sogar die Psychologie ist schliesslich nur Theorie und grau wie alle Theorie, und nur pulsierend das Leben.*

Bravo! Denn das alles, lieber Daan, denke ich, das braucht es auch zum Erziehen!

In Zandbergen bei Amersfoort werde ich in der Familie herzlich aufgenommen. Doch meine Welt ist es nicht. Der ewig sich wiederholende Alltag, der Familientisch mit vielen blonden Kindern darum und Kea, die Mutter, obenan. Ich fühle, wie all dies mich einengt. Kea unermüdlich eingespannt von früh bis spät. Wie bloss findet sie später immer wieder Zeit, mir in ihrer mühsam zu entziffernden Handschrift in seitenlangen holländischen Briefen über Haus, Schule und Kindererziehung zu berichten. Oft stehen auch schüchtern angebrachte Wünsche in den Zeilen, so nach aller Art Unterwäsche mit genauen Massangaben, nach Bubenhemden, Socken, Strümpfen, einem Georgette-Schal zu dem schwarzen Mantel, den Schifra ihr mitgebracht hatte, nach Tafthaarschleifen, Badeanzügen, Tennisbällen und einem Fussball für die Jungens. Es herrscht noch grosser Mangel an allem allüberall.

\* \* \*

Draussen ist grimmiger Winter, Stein und Bein gefroren. Wenn ich mit Daan über Land fahre, ergötzen mich die vereisten Kanäle, auf denen die Holländer von Ort zu Ort Schlittschuh laufen, wo in kleinen, durch Grubenlampen erleuchteten Buden sich die Menschen mit Bratfisch, Suppe und heissen Getränken erwärmen und stärken. Ich glaube Bilder von Brueghel und Ruisdael zu schauen, es scheint sich in den Jahrhunderten nichts verändert zu haben. Nur, wenn man genauer hinschaut, sieht man unter den weiten tiefliegenden Himmeln voll grauer balliger Wolken und Schneegewirbel die erlittenen Zerstörungen, und man gewahrt, betrachtet, staunt, wie das kleine, kriegsgeschädigte Land seine Probleme in den Griff zu bekommen sucht.

Daan schlägt mir vor, die renommierte Schule von Cees Boeke in Bilthoven zu besuchen, wo die Prinzessinnen zusammen mit dem «gewöhnlichen» Volk unterrichtet werden.

Cees Boeke, eine völlig in sich und seine arbeitsreiche Forschungstätigkeit eingebundene Persönlichkeit, kommt mir undurchsichtig vor, unfähig zuzuhören oder die ganz banale Welt von draussen zu verstehen. Ich frage mich, ob die Aufführungen hoch klassischer Werke, von Oratorien, Theaterstücken usw., für die er berühmt ist, wirklich dem kindlichen Ausdrucksbedürfnis gerecht werden. Wird die Begeisterung den Kindern nicht in einem gewissen Sinne aufgepflanzt? Selbst der anspruchslosere, so genannte «zweite Chor» singt *Die Jahreszeiten* von Haydn. Wären nicht Songs oder Volkslieder da näher an der Erlebniswelt der jungen Menschen? Beim Theater ist der Meister überzeugt, dass ein Kind sich befreit, wenn es sich hinter einer Rolle verbergen kann. Hamlet oder Ophelia etwa? Eignen sich dazu nicht viel eher die spontanen, individuell kreativen *jeux dramatiques*, die die CEMEA vertritt.

Mir ist das alles zu elitär, zu wenig unserer heutigen Realität angepasst.

«So also beurteilst du unsere unantastbare pädagogische Autorität!» lacht Daan amüsiert.

Dann fragt er, ob mich die grosse Kinder- und Jugendbibliothek in Amsterdam oder eine Session im Jugendgericht interessieren. Natürlich, alles werde ich sehen! Und noch viel mehr: Ich kann Daan an die Orte seiner vielseitigen Tätigkeit begleiten, kann ihn beobachten, höre seine Kommentare und finde seinen heimlichen Stolz, mir all die Ergebnisse harter Anstrengungen vorzuführen, völlig berechtigt. Ich selbst befinde mich in einem ununterbrochenen Suchen, Abwägen, Infragestellen der ganzen erzieherischen Problematik.

Eines Nachmittags sitze ich in einem der Häuser in Zandbergen einer erwartungsvollen Mädchenschar gegenüber, die meiner Plauderei auf holländisch über die Selbstverwaltung in meinem

ehemaligen Schulheim für Flüchtlingsmädchen in der Schweiz zwei lange Stunden in atemloser Spannung zuhört. Von dieser bereitwilligen Aufmerksamkeit bin ich tief beeindruckt, und mir scheint, dass diese jungen Menschen begriffen haben, was Selbstverwaltung auch für sie bedeuten kann.

An einem der letzten Tage stehen Schifra und ich in Scheveningen am Strand. Der Sand ist zu Stein gefroren, selbst die Uferwellen sind in Eis erstarrt. Weit schweift der Blick über die immense Wasserfläche, die sich grau in grau im Himmel verliert. Bevor die Melancholie des Anblicks und des nahen Abschieds uns übernimmt, verlassen wir das eisige Meer.

\* \* \*

Die nächtliche Überfahrt von Hoek van Holland nach Harwich in England dauert mehrere Stunden. Ich habe eine Liege, doch schon vor Morgendämmern gehe ich hinauf aufs Deck, ich muss schauen, schauen. Grüne Eisschollen treiben auf das Schiff zu, der Wind peitscht sie heran, Wasservögel umkreisen uns. Kaum jemand an Deck äusser mir. Wie, wenn ich jetzt über alle Horizonte hinausführe auf diesem Boot. Wohin trüge es mich? Was wäre am Ende? Eine ungeheure Abenteuerlust erfüllt mich, macht mich stark und frei wie die im Sturmwind dahin sausenden Möwen.

Früh im Zwielflicht landen wir in Harwich. Ich verstehe kaum ein Wort von dem Englisch, das um mich herum gesprochen wird. Es klingt wie Kauderwelsch.

Meine Schwester Mani und Schwager Charles erwarten mich in London am verrauchten Bahnhof. Wir fahren durch Teile der zerbombten Stadt hinaus in den nördlichen Vorort Edgware, wo die beiden wohnen. Kleines Haus mit Gärtchen, nett, gepflegt. Im Wohnzimmer auf einigen Bücherregalen gebundene *Readers Di-*

gest-Exemplare und einige Klassiker in Halbleder mit Goldprägung, die obligate Sitzgruppe mit bestickten Kissen; an den Wänden Aquarelle, welche Stilleben und Landschaften darstellen.

Manis Stadtbesichtigungstour nächstentags ist erschütternd. Beindruckende Pressebilder hatten die Zeitungen all die Jahre reichlich verbreitet. Doch die konkrete Anschauung, ganz nah und fasslich, greift ins Mark. Über weite, leere Flächen hinweg steigt die verschonte Kuppel von St. Pauls Cathedral auf, noch Vor-



London, Winter 1947.  
(Foto: Internet)



Besuch der Cathedral of  
Saint Alban (1947).

da und dort abbröckelnde Hausfassaden, leere Fensterhöhlen, russig und gespenstig. Trümmer und Not. Doch in den Ruinen ein zäher, trotziger Wille. So wie sie den Krieg überstanden haben, werden sie den Wiederaufbau leisten.

Über Nacht hat es geschneit. Wie eine tröstende, weiche Hand legt sich die weisse Decke über die Verwüstung. Ich berichte den Morris:

*Angleterre a disparu sous une épaisse couche de neige. Donc problème principal actuellement celui de charbon, d'électricité et de transport. Thèmes de discussion: le rationnement des combustibles, les Indes et la Palestine (...).*

Was suche ich eigentlich in London?  
Der Besuch meiner Schwester ist ein

wand. Vor allem will ich sehen, hören, schauen, kennenlernen, die sechs Jahre Eingeschlossenensein vergessen. Und tatsächlich treffe ich bei den verschiedensten Gelegenheiten mit Menschen zusammen, die alle, jeder auf seine Art, zu einem neuen Europa aufzubrechen unterwegs sind. Ich höre Vorträge, besichtige Schulen, nehme an Schülermeetings teil.

Ich unterhalte mich mit einem Reporter der BBC, lünche mit Lord Wellington, einem etwas degenerierten Urururenkel des Besiegers von Napoleon bei Waterloo, höre einen brisanten Vortrag des aus Deutschland emigrierten sozialistischen Politwissenschaftlers Dr. Jaeger. Immer wieder bin ich irgendwo eingeladen, und doch! So interessant und anregend und vor allem *kind* die ganze Szenerie sein mag, so ist es doch bloss ein Sich-Streifen, wie man etwa auf der Strasse einmal Jemanden anschaut, stehen bleibt, zwei Worte spricht, sich zulächelt und vorübergeht. Namen werde ich bald wieder vergessen, wenn auch einige neue Thesen mein Denken angeregt haben mögen. Denn ich bin von einer begeisterungsfähigen Neugiergetragen, die sich selber zu genügen scheint.

\* \* \*

Nachdenklich und zugleich erschüttert durchstreife ich eines Tages die halbzerstörte, entfremdete Stadt, die dämmerdunkeln, von Kerzen kaum beleuchteten Strassen, flaniere im Fleet Street Quartier umher, schaue bei Foyles hinein, wo die ungeheure, verwirrende Menge der Buchangebote mich entmutigt, komme schliesslich in Cecil Court an einem Buchantiquariat vorbei, dessen höhlenhafter Innenraum durch Kerzen ungenügend, aber warm erleuchtet ist. Ein Koloss von Mensch, der einem Shakespeare-Drama hätte entstiegen sein können, sitzt im Hintergrund an einem Pult, hebt leicht den Kopf, erkennt mich wohl als Frem-

de vom Kontinent, beobachtet mich. Ich gehe etwas unschlüssig den Regalen entlang auf ihn zu.

«*Good afternoon*», höre ich von tief hinten.

«Ja, gleichfalls.»

Brummeln.

«Haben Sie zufällig *Ann of Oxford Street* von De Quincey?» Der Koloss grabscht irgendwo herum, und tatsächlich bringt er das Gewünschte herbei und schaut mich mit einer Mischung von bestürzter Neugier und humoriger Aufmerksamkeit an. Als ich das schmale Bändchen als eine lange gesuchte Kostbarkeit in Händen halte, verwickeln wir uns unvermittelt mehr und mehr in einen lebhaften Dialog von Fragen, Antworten und Kommentaren. Die Kerzen flackern in der durch das Reden bewegten Luft. Auf einmal bin ich an diesem düsteren Tag beschwingt und heiter geworden.

«Haben Sie auch einen Keats, ich meine, den Gedichtband?»

«Ich werde ihn für Sie suchen.»

Er schickt ihn mir später nach Frankreich und schreibt dazu: *Ich werde Kerzen für Sie anzünden, wenn Sie wiederkommen.* Doch sind diese ohne mich niedergebrannt, es bleibt bei der einmaligen, stimmungsvollen Begegnung.

Seltsam, denke ich auf dem Heimweg, so ein kleines unbedeutendes Erlebnis, warum stimmt es mich so froh und leicht? Wenn ich es Mani erzählte, würde sie da nicht sagen: «Nett, doch was soils?» Ich spreche nicht darüber. Auf der endlosen Fahrt nach Edgware in der ratternden, niederen, etwas düsteren Underground der Northern Line stelle ich Betrachtungen über meine Schwester an. Im Grunde weiss ich wenig von ihr seit den gemeinsamen Jungmädchenjahren, nach denen Jede von uns einen anderen Weg einschlug. Ich ziehe den aufschlussreichen englischen Brief, den sie mir nach Frankreich geschickt hatte, nun aus der Tasche und lese:



*(...) That first winter of 1939, those months of phony war, I seem to remember as a time of blackout and bewilderment; behind the darkness there was, we felt obscurely, something hellish brewing. Encouraging little articles about our blockade of Germany and her dwindling stocks of oil tried to comfort us, but they somehow failed. Then came the Spring and we knew why. Western Europe, made rotten by the fifth column and Nazi propaganda, by fear, greed and despair, was shaken violently, and countries fell like ripe fruit falls from a tree. Cities blazed, old and young women and children fleeing from the Invaders were machine gunned from the air, Nazi louts ate butter in the streets, the quislings and the collaborators came out smiling, Paul Reynaud's voice was heard over the air demanding some miracle of help for which it was too late; the ordinary men of London, solicitors in striped trousers took small boats to Dunkirk and brought back the men of the B.E.F.; there were trains packed with red-eyed sleepless troops; men all over the United Kingdom put on the L.D.V. (Local Defence Volunteers) armbands and took a few out-of-date rifles to the tops of the hills, other men and women trained as nurses, fire-watchers (me among them) or as A.R.P. Wardens and for the N.F.S. England stood alone and the world thought London would soon join Babylon and Carthage; but we knew better. At last we had a Government with some fine men in it and we stopped talking nonsense and went to war good and proper. –*

*In that magnificent summer of 1940, when everybody worked harder than ever before (with the exception of a good number of Jews), we discovered our neighbours and found out that they were after all fine people. We lived at last in a community with*

*a noble purpose, and the experience was not only novel but also exhilarating. We had a glimpse then of what life might be if men and women would be less egoistic, more friendly, helpful and more Christian. – Then autumn came and with it the Battle of Britain, where the sons of our neighbours went up into the blue and there unimaginably fought, saved us, but many never returned, they died. Churchill's words will go down in History: 'Never in the field of human conflict was so much owed by so many to so few!'*

Mani erinnert sich an die Nacht der ersten Bombe, an den von Feuersbrünsten geröteten Himmel, an die nächtlichen Nachhausefahrten in der Untergrundbahn, wo auf den Perrons alte und junge, teils zerlumpfte Männer und Frauen für eineinhalb Penny eine Nacht Sicherheit suchten. Man fragte sich, durch welches Wunder man je gewinnen könnte, der Krieg konnte ewig dauern, Schiffe versanken in alarmierender Zahl, ungenannte Helden kämpften in offenen Booten in arktischen Gewässern, die Läden wurden immer leerer, immer weniger Güter zu finden, immer mehr Coupons für weniger Ware.

Doch an einem heissen Sonntag im Juni '41 meldete das Radio, Hitler wende sich nach Osten, und wir gewannen einen neuen Verbündeten – die Russen. Und so geht es weiter, die Dunkelheit, Schlangestehen, monotone Arbeit, bis zum Sieg bei El Alamein, bis zum grossartigen Widerstand bei Stalingrad. Dann Bomben und Bomben auf Südengland, Bilder in Zeitungen von riesigen unterirdischen Fabriken der Nazis, wo Horden von Sklaven Kriegsmaterial herstellten. Dann der V-Tag.

*There is still another War to finish, and Europe, around the smoking wreck of Hitler's mad Empire, must be fed, must be clothed and must be put in order again. The suffering*



*Charlotte und Schwester Mani (Magedin)  
Nash im Winter 1947.*

*world everywhere must be nursed back into some feeling  
of security and sanity, a new sanity, a more human one.*

Am Ende meines Aufenthaltes in England versuche ich für mich herauszufinden, woraus in diesem Land das besondere Lebensgefühl besteht, das spürbar vorhanden ist und sich doch nirgends sinnfällig manifestiert, sodass ich es fassen könnte. Mir scheint, es ist das Bewusstsein, eine Weltmacht zu sein, stolz und insular,

ja, vor allem das. Eine Welt und Weltmeere beherrschende Macht. Meere als Grenzen.

Nun, ich verlasse den vermeintlichen Mittelpunkt der Welt und bin beglückt, wieder im hellen Paris zu landen.

An der Besprechung im Alijah-Büro, das inzwischen an die Rue de Lota im eleganten sechzehnten Bezirk umgezogen ist, nimmt auch Simon Levitte teil, der durch eine vornehme Zurückhaltung und seine sachbezogenen Äusserungen auffällt. Später erfahre ich, dass er während des Krieges im jüdischen Widerstand in Frankreich eine wichtige Funktion innegehabt hatte.

Die technischen Belange meines Betätigungsfeldes werden vereinbart, – mein Aufgabenbereich soll hauptsächlich Inspektionen der Kinderheime umfassen –, ein offizieller Vertrag wird die Erlangung der *carte de travail* nach meiner Rückkehr ermöglichen. Meinen Arbeitsbeginn werde ich Hans Gaertner und Simon Levitte von Zürich aus mitteilen.

\* \* \*

*Tagebuch, In Zürich zurück, Ende März 1947.*

*Ich befinde mich in einem Rausch der Lebensfreude – und wenn ich mich nach deren Quellen umsehe, finde ich nichts, was sie mir erklären könnte: meine beiden Knöchel schmerzen, Geld habe ich keins, die Arbeit geht noch nicht vorwärts, keine Liebe ist nah – Und doch! Ich gehe umher voll bebender Freude und Erwartung.*

Diese Freude vibriert am Abend des 11. April, dem Tag, als sich vor zwei Jahren im Konzentrationslager Buchenwald die Tore zur Freiheit geöffnet haben. Ich feiere mit Max Perkal, dem mir besonders nahestehenden «Buchenwälder»-Jungen, der damals

ins Leben zurückfand. Er ist jetzt einundzwanzig Jahre alt, gross und körperlich erholt. Mit fliegender Feder und mit seinem Herzblut hat er im Sommer 1945 auf dem Zugerberg seine traumatischen Lagererlebnisse in drei Schulheften aufgezeichnet und mir diese vermacht.

Wenn ich mit Max zusammen bin, verspüre ich bewegt seinen leisen Humor, die versöhnliche Ironie und seine einsame Traurigkeit tief innen. Immer wieder wird mir bewusst, wie viel wir uns gegenseitig bedeuten. Wir stossen an mit einem Glas funkelnden Weins:

«Mögest du im Leben all das finden, was du suchst, mein *Tovarisch*, mein Freund!»

Diese Feier der Freiheit mit Max hat eine symbolische Bedeutung gleichsam für die Befreiung aller Menschen, die im Krieg unter Versklavung, Fremdbestimmung und Gewalt gelitten haben, so empfinde ich es tief an dem denkwürdigen Abend.

\* \* \*

Ein kurzes, unerwartetes, frühlingshaftes Innehalten vor der Abreise nach Paris fällt aus dem Rahmen meiner zielstrebigen, erzieherischen Bemühungen und Pläne. Es ist die Einladung auf das toskanische Weingut von Freunden. Dazu Florenz, ein Traum! Ich erlebe den *Maggio Musicale*, das Musikfestival, das den höchsten Ansprüchen gerecht wird. Wilhelm Furtwängler dirigiert «Vorspiel» und «Liebestod» von Wagners *Tristan und Isolde*. Es ist das Rauschen und Heranspielen der Meereswogen, es ist der Wind und zugleich das Hoffen und Lieben und der ganze Schmerz der Sehnsucht und der Erwartung – und es ist alles eins, der Wind, das Meer, das menschliche Herz.

Ich erinnere mich an die Stunden, die ich in St Jean-de-Luz am Meer gegessen bin und wo mir vieles plötzlich klar und bewusst

geworden ist: das alles Bewegende ist das menschliche Herz-für uns Menschen. Doch daneben bewegt sich die Natur zeitlos und unbekümmert um uns Sterbliche nach einem eigenen ewigen Gesetz.

Ich lebe eine Weile das ländliche, geschäftige Dasein auf einem toskanischen Weingut. Auf Fahrrädern radeln der *padrone* und ich über holprige Feldwege zu einem Pächter in die Felder hinaus. Oder wir sitzen abends zusammen mit dem *fattore* und seinen Leuten in dergräumigen Küche und plaudern. Ich höre kein Wort von Politik, Krieg, Faschismus, als hätte es das nie gegeben. Alles ist festgefügt und riecht nach Erde und alten unantastbaren, patriarchalischen Sitten und Gebräuchen. Ich lebe ausserhalb aller Zeit. Ein durchsichtiger, leuchtender Himmel wölbt sich über mir in diesen Tagen ohne Muss, ohne Wenn und Aber.

Die Erinnerung daran bleibt noch eine Weile lebendig in meiner Seele, ich trage sie mit mir nach Paris. Dann rollen langsam, wie Wellen, der Alltag, der Lebenskampf, neue Gegenwarten über mich hinweg.



## Teil II-Paris 1947-1950

# Aliah des Jeunes

Der 8. Mai 1947, der Tag, an dem ich in Paris ankomme, ist in meinem französischen Taschenkalender ausdrücklich als der Tag der deutschen Kapitulation hervorgehoben. Vor zwei Jahren! Wohin sind die entschwunden?

Für mich beginnt – so spüre ich es deutlich – ein neuer Abschnitt in meinem Leben.

Nach einigem Suchen finde ich im Pariser 6. Arrondissement, unweit der Metrostation Sèvres-Babylone, ein geräumiges Zimmer mit Waschkabinett und einer kleinen Küche, als Teil einer grossbürgerlichen Stadtwohnung. Mit der *Concièrge* stehe ich rasch auf gutem Fuss, was in Paris nicht unwichtig ist. Meine Adresse ist nun Blvd. Raspail oder Rue de Lota, wo in einer ruhigen Nebenstrasse unweit des Bois de Boulogne das Alijah-Büro liegt. Dahin begeben sich mich nun.

Hans Gaertner kommt freundlich auf mich zu, begrüsst mich und stellt mich gleich einigen Mitarbeitern vor. Recht bald weiss ich Bescheid über ihre Funktionen. Meta Flanter, klein zart, mit Silberfäden im Haar, schaut von den vielen Papieren, Abrechnungen und Bilanzen über ihre Brillengläser hinweg in die Runde, still, doch sehr wachsam. Sie scheint sich für das bildschöne, aus Ungarn geflüchtete Mädchen Marlitt verantwortlich zu fühlen, das nun mit einigen Briefen hereinkommt. Unschwer bemerke ich,



dass die junge, selbstsichere Frau auf Metas Fürsorge, die sie gleichmütig duldet, nicht angewiesen ist

Lebhaft unterhält sich Charlotte Helman, Französin, die die Kontakte zu Geldgebern, vor allem zur Baronin de Rothschild herstellt, mit der Sozialarbeiterin Fanny Loinger, mit der ich in den Heimen immer wieder einmal Zusammentreffen werde. Sie hat, wie auch Simon Levitte und Pierrot Kaufmann, der in einer mir noch nicht ganz deutlichen Funktion dazugehört, während des Krieges im jüdischen Untergrund in Frankreich wichtige Arbeit geleistet. Gepflegt und elegant sitzt sie an ihrem kleinen Tisch.

Mit gelassener Herzlichkeit kommt mir Jetty Fresco, eine russische Jüdin aus Riga, entgegen. Wie ein Pfeiler inmitten des bewegten Betriebes steht sie da, kompetent und stets und überall auf dem Laufenden. Sie spricht fünf oder mehr Sprachen. Ihr Mann betreibt einen Buchladen in Paris, die zwei Töchter engagieren sich im algerischen Freiheitskampf.

In einem etwas entlegeneren Büro entdecke ich Simon Levitte, der sich sogleich erhebt und mich willkommen heisst.

Nun bin ich, die *Gojite*, da mitten drin in diesem Kreis und werde herzlich aufgenommen. Ab und zu erscheint Akiva Lewinsky, im Regenmantel, die Mappe unter dem Arm, immer eilig, immer mit Verspätung, wie ein Windwirbel. Seine Anwesenheit vermittelt mir ein Gefühl von Vertrautheit und Dazugehören. Denn noch dauert es eine Weile, bis ich mit all den Verzweigungen, den fließenden Beziehungen und der dazugehörigen Umwelt, ja, auch mit dem unvermeidlichen lebenswürdigen Büroklatsch dieser durch ihre Problematik in sich geschlossenen Welt vertraut werde.

Akiva nimmt mich mit zu Besprechungen bei der UNESCO, der Jewish Agency und beim JOINT, der 1914 in den Vereinigten Staaten für russische Einwanderer gegründeten jüdischen Hilfsorganisation, von der die Alijah das Geld bezieht. Die Einreisezertifikate für die jüdischen Kinder und Jugendlichen handelt die

Jewish Agency mit der britischen Mandatsmacht in Palästina aus. Das sind Akivas Arbeitsgebiete.

**In der ersten Zeit habe ich einen Traum:**

*Ich fahre mit der Strassenbahn stadtauswärts. Auf derselben Plattform steht neben mir ein Professor, ein älterer Herr mit Bart und Brille, intelligentem, kultiviertem Gesicht, in etwas feierlicher Kleidung mit schwarzem Hut. Wir fahren beide zur Endstation und unterhalten uns. Der Professor soll in einer Konferenz einen Vortrag halten über die Oberflächlichkeit und Untauglichkeit der heutigen Jugend, d.h., seiner Studenten. Ich halte ihm entgegen, dass er dies nicht so leichthin beurteilen könne, dass er nach den Ursachen, die jede Erscheinung habe, fragen müsse, und ganz besonders bei diesem Phänomen der, wie er sie nennt, geistigen Unstabilität der jungen Menschen. Aus meiner Erfahrung der jahrelangen Beschäftigung mit den «Buchenwäldern», Flüchtlings- und Kriegskindern sähe ich den Grund dieser Erscheinungen in unserem Zeitlauf und als Folge des Krieges. Der Professor hört zu.*

*Wir steigen an der Endstation aus auf einer grünen Kuppe, die, im Rücken von Wald begrenzt, nach vorne eine weite Sicht über das Tal und eine Stadt freigibt. Indem wir quer über die Wiese spazieren, vertritt uns ein Bächlein in einem Graben den Weg. Der Professor will umkehren und eine Brücke suchen. Ich sage erstaunt und erheitert, da könne man doch überspringen, und mache es vor mit einem grossen Schritt. Der Professor tut es mir nach. Im Weitergehen, uns unterhaltend, legt er den Arm um meine Schulter. Am Ende, als wir uns trennen, nimmt er meinen Kopf in seine Hände und küsst mich auf die Stirn. So gehen wir auseinander, ich voran, er zurück.*

Der Kuss auf meiner Stirn gibt mir, so empfinde ich es ganz unmittelbar, den Segen zum Voranschreiten. Ich komme nun hinein in eine Welt, in der die biblische Zeit nicht Historie, sondern gelebter Alltag ist, geprägt von jüdischen Vorstellungen und Befind-

lichkeiten. Ich spüre deutlich, wohl bin ich dabei, aber nicht darin. Ich muss ganz allein meinen Platz finden.

\* \* \*

Als erstes fahre ich mit einem kleinen Jungen in das Alijah-Heim Mont-Luçon bei Limoges. Morgens um sieben Uhr nehme ich an der Gare d'Austerlitz das Kind entgegen. Es schaut mich unbeteiligt an. Wieder eine der vielen fremden Personen, die es bei der Hand nimmt und irgendwohin bringt. Wir treten die für uns beide neue und aufregende Reise an.

«Fährst du zu deinen Kameraden?»

Ja.»

«Warum bist du in Paris zurückgeblieben?» «War krank.»

«Freust du dich aufs Wiedersehen?»

Achselzucken, und er wendet sich zum Fenster und schaut unentwegt in die vorüberfliegende Landschaft. In Limoges steigen wir um in den Bus nach Montluçon.

Das Kinderheim ist bescheiden, lebendig, etwas unordentlich. Ich dringe mit dem Überschreiten der Schwelle in einen geschlossenen Kosmos ein, in den ich eigentlich gar nicht hineingehöre, so kommt mir dieser erste Auftritt in einem Haus vor, das sich nach festen Überzeugungen auszurichten scheint: Palästina. Ich versuche, einen Überblick zu gewinnen, an Problemen fehlt es keineswegs. Der Leiter übergibt mir seine Wunschliste, es fehlt an Kleidern, Schuhen, vor allem an Geld. Schon am nächsten Abend nehme ich den Autobus zurück nach Limoges. Der seltsame Geruch von Desinfektionsmitteln des einfachen Hotels gleich beim Bahnhof erklärt sich mir in einer unruhigen, von Wanzen geplagten Nacht. Ich fliehe beim ersten Morgengrauen aus dem ungastlichen Gebäude und bin vor Nacht wieder in Paris zurück. Edita

Morris antwortete ich auf ihren Brief aus Palästina, wo sie sich mit ihrem Mann für längere Zeit aufhält, und schilderte ihr meine Eindrücke der ersten Wochen in meiner neuen Tätigkeit:

*(...) Ich habe mit der Arbeit bei der Alijah für die polnischen Kinder begonnen, von denen wir bereits vorigen Sommer gesprochen haben. Meine Aufgabe ist es, in die Kinderhäuser zu fahren – wir haben deren neun bis heute – und dort in allen Belangen, wo Hilfe nützt, einzugreifen: Atmosphäre, Beschäftigung, Kleiderkammer usw. (...)*

*Ich erinnere mich an Eure Absicht vom vergangenen Jahr, den Kindern, die Opfer des Krieges sind, zu helfen. Und nachdem Ihr nun Palästina, seine Jugend und deren Probleme gesehen habt, wage ich es, eine ganz grosse Frage an Euch zu richten: Seid Ihr noch immer bereit, diese Kinder zu unterstützen? Nun denn, für den Fall, dass Ihr nicht schon anderweitig engagiert seid, möchte ich Euch bitten: Gebt unsern polnischen Kindern in Frankreich den Vorzug. Ich sehe sie, und ich stelle fest, dass sie alle, wirklich alle miserabel gekleidet sind. Ausgetragene, bizarre, lächerliche Kleider bekommen wir aus Amerika vom JOINT. Doch das ist es nicht. Die Kinder brauchen nicht eine billige Wohltätigkeit, es steht ihnen das Recht zu, gut erzogen, versorgt und gut gekleidet zu sein. Das ist unser dringendstes und grösstes Problem. Ich hätte Gelegenheit, gute Shorts zu einem günstigen Preis zu erhalten, etwa ffrs. 300.- das Stück, aber wir haben das Geld nicht, sie zu kaufen. Ich bräuchte 250 Shorts. Desgleichen Unterwäsche, Röcke für die Mädchen und Schuhe. Wir hoffen allerdings, Stoff zur Herstellung von Schürzenkleidern und Sandalen aus Algerien zu erhalten. Falls Euch eine Hilfeleistung nicht möglich ist, bitte sagt es mir so offen, wie ich an Euch diese Anfrage gerichtet habe. Doch wenn Ihr Euch auf mein Ansuchen einlassen könnt, bitte sendet das Geld an mich, damit es ausschliesslich für die Kleiderkäufe verwendet wird. Ich verreise morgen wieder auf Tournée in die Kinderheime, denn am 30. Juni muss mein Endrapport über alle neun Häuser fertig sein.*

*Ob ich Euch in Palästina nächstes Jahr besuchen komme? Das ist nicht ganz ausgeschlossen, denn so wie es Jetzt mit der Politik und den legalen Einwanderungen aussieht, wird es vielleicht schon am Ende des Jahres begleitete Kindertransporte nach Palästina geben.*

Ich erhalte einen Scheck, mit dem ich einige der notwendigsten Dinge kaufen kann.

\* \* \*

Im Paris der Nachkriegsjahre gewöhnt man sich an alle möglichen Störungen im alltäglichen Leben. Einmal fällt der Strom aus, und wenn man Pech hat, befindet man sich in einem fahrenden Lift gerade zwischen zwei Stockwerken und bleibt für Stunden stecken. Oder die telefonischen Verbindungen klappen nicht. Immer wieder steht man Schlange vor irgendeinem Geschäft, regelmäßig aber vor dem Eingang zu einem der preisgünstigen Restaurants, in denen man, hat man schliesslich einen Platz ergattert, die Mahlzeit so rasch als möglich verzehren muss. Schon wird auf dem weissen Papiertischtuch die Rechnung aufnotiert, schon wird abgeräumt, schon wartet der Nächste. Streiks von Bus und Metro sind nicht selten. Dann wandere ich den langen Boulevard Raspail hinunter, den linken Arm ausgestreckt, bis ein Auto neben mir hält, «où allez-vous?» und mich einsteigen lässt. Das geschieht ganz selbstverständlich, die Hilfsbereitschaft und Solidarität in Paris ist eine erstaunliche Erfahrung.

## Pougues-les-Eaux 1947

Mein folgender Kinderheimbesuch gilt dem *Moulin-aux-Lièvres* in Les Choux. Sagt der Name nicht alles? Wie so viele andere liegt das kurhausartige, weitläufige, schon etwas grau gewordene Gebäude mitten in den einstigen königlichen Jagdgebieten im Herzen Frankreichs. Mit Zug und Car erreiche ich Les Choux und wandere durch einen stürmischen Abend vier Kilometer weit zu dem Heim, wo eine Gruppe der polnischen Kinder von dem politisch linksgerichteten Hashomer Hazair, einer sehr aktiven und selbstbewussten Bewegung, betreut wird. Sofort erfasst mich ein Befremden, das ich erst nach späteren Besuchen definieren kann. Die Erziehung des Hashomer ist streng zionistisch und auf Palästina ausgerichtet. Dieser ausschliesslichen Lebensform ist die Jugend hier geweiht. Ein Neubeginn ohne Vergangenheit, mit Blick nach vorne, auf die Zukunft. Aber die Beschädigungen? denke ich bei mir. Doch die überzeugten Hashomer-Leute lassen keine Kritik an ihren Erziehungsmethoden zu. Sie mögen es nicht, wenn ich mich mit einem einzelnen Kind individuell abgebe. Hier habe ich nichts zu sagen. Von mir wollen sie die fehlenden materiellen Güter, praktische, organisatorische Hilfe in Economat und Kleiderkammer, ein bisschen Handfertigkeit bestenfalls, sonst nichts. Auch Freundschaft ist nicht gefragt. Ich bin etwas Fremdes.

Was zionistisch im Grunde bedeutet, filtere ich nach und nach aus der Haltung und den Gesprächen der Shomerim heraus.



*Das Château du Moulin-aux-Lièvres in Les Choux (Département Loiret).*

Das Ziel ist die Schaffung eines neuen, kreativen, gesunden Menschen, der die Erde in Palästina, der Urheimat der Juden, bearbeiten wird. Diese Definition allein genügt nicht, und im Laufe der Zeit erst erkenne ich langsam die vielfältigen Ausformungen des Zionismus, die Forderung nach einem eignen Staat, aber auch das Bestreben einer geistigen Erneuerung des Judentums. Ich habe einige Mühe, mich da zurechtzufinden. Sind nicht in der zionistischen Organisation der Alijah alle diese verschiedenen Richtungen vertreten? Ich fasse sie für mich, nicht ohne einige Fragen und Zweifel tief unten im Bewusstsein, zusammen in die Forderung nach einer freien und gesicherten Heimat in Zion.

\* \* \*



*Das ehemalige Hotel «Splendid» in Pougues-Les-Eaux (Département Nièvre).*

In Pougues-les-Eaux an der Loire, unweit Nevers, beginnen in der zweiten Junihälfte der zukünftige Leiter Heidelberger und ich das riesige *Hôtel Splendid*, dessen durch einen früheren Brand angeschwärzte Fassade Namen und Glanz verloren hat, für die nächste Gruppe von etwa zweihundert Kindern vorzubereiten. Wir arbeiten eine ganze Woche, es ist heiss. Etwas weiter unten fließt die Loire vorbei. Sollen wir uns abends darin abkühlen gehen?

«Um Gottes Willen, nein!» warnt ein Ortsansässiger, «der Fluss ist gefährlich!» Er erzählt die tragische Geschichte eines Bauern, der seinen Ochsen tränken wollte und dabei sang- und klanglos samt Tier in den heimtückischen Fluten auf immer verschwand.

Unser Kinderheim ist so nah und der Weg dahin so einfach, denke ich erschrocken.



Kurz danach in Paris zurück teilt Simon mir mit, dass am Nachmittag im *Centre* der Alijah bei der Gare de l'Est eine Kindergruppe aus Polen erwartet wird. Zum ersten Mal bin ich bei einem solchen Empfang dabei und erkläre mich bereit, die Gruppe nach Pougues-les-Eaux zu begleiten.

Die Ankommenden sind müde und durstig. Im Centre beobachte ich Simon in dem ganzen Kindergewühle, wie er effizient und selbstverständlich das Chaos ordnet, wie ein Magier! Alles klappt und kommt zur Ruhe. Das ist Simon. So ist er mir schon im Büro aufgefallen.

Am späten Abend fahren wir ab. Der Bus rollt, rollt durch die Nacht. Die Kinder sind erschöpft eingeschlafen. Nicht einmal das heftige, über uns los-







brechende Gewitter vermag sie zu wecken. Ich sehe im Aufleuchten der Blitze die vielen Gesichtchen, von schwarzen Kringeln oder blonden Strähnen umrahmt, und so, mit geschlossenen Augen, scheinen sie sich in ihr Schicksal ergeben zu haben.

Waisen sind sie, alles Waisen –

Unter den Begleitern ist mir Mania Nadel aufgefallen, eine russische Jüdin aus Tel Aviv, die ihre Herkunft nicht verleugnen kann. Sie ist herb und kraftvoll und unerhört menschlich, eine Mutter in gorkischem Sinne, eine Mutter all dieser Waisenkinder. Wann immer sie später von Pougues nach Paris kommt, treffen wir uns. Sie besucht da einen Bekannten, Alfred Rosenstrauch, mit Über-



namen «Dickus», der für seine Berufsausübung eine Camionette besitzt. Wie hilfreich das sein kann, denke ich, und so ist es denn auch manchmal, an Streiktagen oder auch bei anderen Gelegenheiten, denn Dickus ist nicht nur ein liebenswürdiger Junge, sondern auch sehr hilfsbereit. Er ist mit einer Französin verheiratet und hat trotz Manias suggestiver Erzählungen keine Absichten, nach Palästina auszuwandern.

\* \* \*

Pougues-les-Eaux nimmt eine wichtige Stelle in meiner Alijah- Tätigkeit ein. Nach Heidelberger, mit dem zusammen ich versuche, Anfangsschwierigkeiten zu meistern und in wiederholten Einsätzen immer wieder beim Funktionieren des Heims behilflich bin – etwa bei Erledigungen auf der Préfecture, bei Einkäufen, bei der Beschäftigung der Kinder – übernehmen Ruwen Wydra und seine junge Frau Jojo mit den zwei engelhaft aussehenden Töchterchen Aviva und Noemi die Leitung. Sie sind mit Simon aus der Untergrundarbeit während des Krieges befreundet, beide französischer Nationalität, und haben Auswanderungsabsichten in die ersehnte neue Heimat in – Israel. Wir verstehen uns spontan.

Einmal sitze ich im Untersuchungszimmer dabei, als die mageren, nur mit dem Unterhöschen bekleideten Buben am Arzt vorbeigehen, grosse, kleine. Der Mann im weissen Mantel prüft Drüsen, Lunge und Bauch, ab und zu gibt er der Schwester eine Anweisung durch. Die Kinder, so erscheint es mir, fühlen sich gesichert, da allen Kameraden das gleiche widerfährt. Im Allgemeinen ist der Gesundheitszustand befriedigend. Bei den Personalien steht etwa: Im Kloster versteckt. Aus dem Ghetto geflohen. Bei Bauern aufgenommen.



*Oben: In der Krankenstube von Pougues-les-Eaux.  
Links: Einige wurden schon geimpft, die andern warten noch darauf.  
(Diese und alle nachfolgenden Fotos aus Pougues-les-Eaux: KAREL)*







In einem Kellerloch überlebt. In Wäldern. Mit den Partisanen. Vom Bruder entdeckt. In Sabsche aufgefunden. Fast ausnahmslos liest man: Eltern in Auschwitz oder sonst wo vergast oder erschossen, Geschwister verloren.

Manchmal gehe ich durch die Gänge, die Zimmertüren stehen immer offen, das Eingeschlossensein scheint schlimme Erinnerungen zu wecken. Es ist ein lebhaftes Hin und Her, kleine Grüppchen finden sich zusammen zu einem gemeinsamen Spiel, sitzen am Boden, werfen Würfel oder spielen Karten. Kinder, die sich so in nichts von andern gewöhnlichen Kindern zu unterscheiden scheinen. Bei solchem Anblick bin auch ich versucht, die Vergan-





*Israel Keschet, der ehemalige Apotheker von Pougues-les-Eaux. Hier mit seiner Familie viele Jahre später in Israel (1965).*

genheit in der Versenkung ruhen zu lassen und nur noch nach vorne zu blicken. – Wie soll man sich zurechtfinden?

Wenn Mitarbeiter aus dem Heim in die Hauptstadt kommen, verbringen wir manche Abende zusammen, im Theater, im Konzert, ja, gar in den Folies Bergères. Israel Keschet, der Apotheker in Pougues, der sich auf abenteuerlichen Wegen von Russland bis nach Frankreich durchschlagen konnte und nun bei der Alijah arbeitet, nennt mich «Inspektoren» oder «grünäugige Hexe», und ohne ein Gläschen Calvados in einem Bistro geht bei ihm nichts.

Eines Tages erhalte ich von einer ehemaligen Flüchtlingsfrau einen Alarmruf, der eine ihr bekannte Familie betrifft. Eltern Hermann und Marianne Ahlfeld mit drei kleinen Kindern sitzen in einem Pariser Vorort in einem engen Hotelzimmer fest, ohne Papiere, Arbeit, Mittel und vor allem ohne Zukunftsaussichten, so-

dass das Schlimmste zu befürchten ist Ob ich helfen könne? Hermann ist nichtjüdischer Deutscher, doch trotzdem – so gelingt es mir die zuständigen Stellen zu überzeugen –, muss für die Familie gesorgt werden. Warum nicht eine Unterbringung in Pougues-les-Eaux? Diese für mich selbstverständliche Hilfe ist zugleich ein Segen für das Heim: Marianne ist eine begabte Künstlerin, sie zeichnet und malt und töpft mit den Kindern, und Hermann lehrt sie aus Lindenholz nützliche oder künstlerische Gegenstände schnitzen. Bald sind im ganzen Haus hölzerne Bücherstützen oder Kerzenleuchter zu sehen. Von den Wänden in vielen Zimmern erzählen bunte Bilder die Kindererinnerungen an Eltern, Geschwister, an Soldaten oder Flugzeuge; oder die ganze Menagerie der Arche Noah läuft in lustigen Friesen ringsum den Wänden entlang.



*Während einige Kinder bei Hermann Ahlfeid lernen nützliche Dinge zu basteln, werden andere von der Künstlerin Marianne Ahlfeid in die Welt des Malens und Zeichnens eingeführt.*



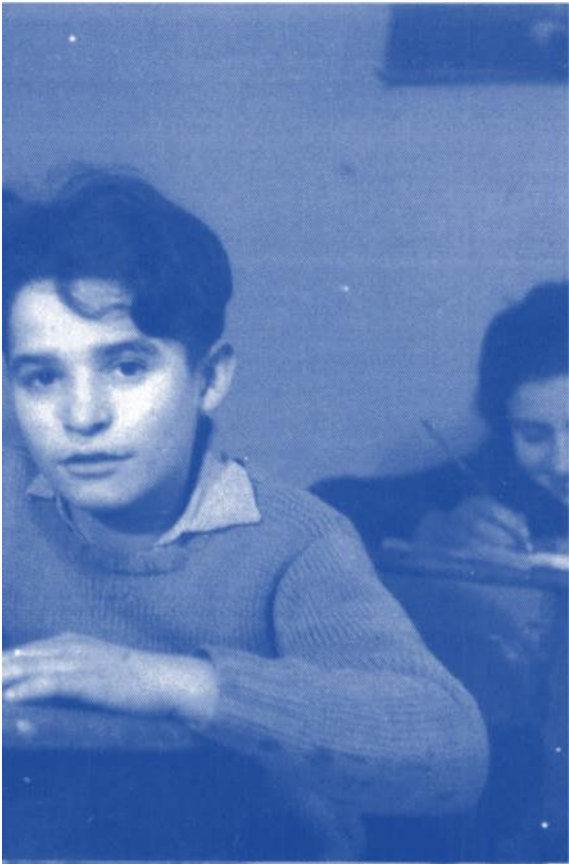














Nach der Staatsgründung Israels gelingt es sogar, die fünf Ahlfelds mit einem Jugend-Alijah-Transport dorthin auswandern zu lassen.

Der Kontakt zu dieser Familie geht über mehrere Jahre hinweg. Oft habe ich im Stillen an sie die Frage gerichtet: Wie konntet ihr bloss mitten im Krieg, während der erbarmungslosen Verfolgungen drei Kinderzeugen, wo doch – was du, Marianne, mir selbst erzähltest – nicht selten Säuglinge in den grausigen Verstecken in Wäldern, verfallenen Hütten und Scheunen von Ratten angefressen wurden? Doch kann ich denn die seelische und körperliche Verfassung dieser Menschen in einer von mir nie durchlebten wahnwitzigen Lage verstehen? Ich habe kein Recht zu urteilen.



- - -

Im Hôpital Rothschild in Paris liegen immer wiedereinmal einige unserer kranken Kinder aus den Heimen, wo für ihre besondere Pflege keine Möglichkeiten bestehen. Von dem jüdischen Arzt fühlen sie sich verstanden. Ich besuche sie, wann immer ich in Paris bin.

Einmal bittet mich Ruwen in Pougès, ein Mädchen für eine ärztliche Untersuchung nach der Hauptstadt mitzunehmen. Die kleine Judith legt vertrauensvoll ihr Patschhändchen in meine Hand und lässt sie kaum mehr los bis Paris. Wo und wie hat das Kind überlebt? Ich frage nicht. Wir machen hier und jetzt miteinander eine aufregende grosse Reise, die kindlichen Züge sind entspannt. Judith scheint sich bei mir geborgen zu fühlen, auch in dem lauten Paris, in der rasselnden Metro, beim Betreten des Hôpital Rothschild bleibt sie zuversichtlich. Die Angst vor dem Arzt und vor der fremden Umgebung ist von ihr gewichen, da sie mich in der Nähe weiss. Eine junge Krankenschwester nimmt sie liebevoll in Empfang.

In der Nervenheilanstalt Ste Anne besuche ich die zwölfjährige Reza. Ich werde durch Gänge und Säle geführt, vor und dann wieder hinter mir werden Türen auf- und zugeschlossen. Da liegt sie, in einem unfreundlichen, dämmerigen Raum mit einem Dutzend Betten, bildschön, das bleiche Gesichtchen von schwarzem, lockigem Haar umrahmt, in einem weissen Hemd. Sie spricht nicht, sie schaut nur ohne zu sehen. Mit teilnahmslosen Fingern zerpflückt sie wie abwesend die Trauben, die ich ihr bringe, ohne sie zu kosten. Ich betrachte sie mit einem brennenden Weh im Herzen. Welch zerstörte Seele dieses in der Welt nun völlig verlorenen Menschenkindes! Wer liebt es? Wer gibt ihm die Mutter zurück?



*Hanan Aynor (Hans Sonneborn, 1916-1993), viele Jahre später. Nach der Staatsgründung Israels trat er in den diplomatischen Dienst ein und war während vieler Jahre Botschafter Israels in verschiedenen Ländern Afrikas und Nord- und Südamerikas. In seinem Namen wurde die Stiftung Keren Hanan Aynor zur Förderung der höheren Bildung von äthiopischen Juden in Israel gegründet.*

Bedrückt und hilflos wandere ich die langen Säle und Gänge wieder hinaus, vorbei an so vielen im Geist und Gemüt verletzten Menschen. Meine Schritte widerhallen hohl an den grauen Mauern und mischen sich mit dem unverständlichen Lallen, mit scharfen Schreien und dumpfem Stöhnen der Verlorenen.

\* \* \*

Im Büro ist inzwischen ein neues Gesicht aufgetaucht: Hanan (Hans) Sonneborn, der für Aussenkontakte verantwortlich ist. Vor dem Krieg war er mit einer Hachscharah-Jugendgruppe aus Deutschland nach dem Land der Väter und der Hoffnung ausgewandert. Er gehört nun zu unserem Staff. Braungebrannt und selbstsicher erscheint er mir wie ein «Veni-vidi-vici-Typ», der sich der Blicke der holden Weiblichkeit sehr wohl bewusst ist und sie genießt. Gleichzeitig erweist er sich als ein umgänglicher und unkomplizierter Kamerad. Paris mit seinen viebeitigen Angeboten an intellektueller und kulinarischer Kultur ist der richtige Lebensraum für Hanan.

Ab ich im Juli ins Büro komme – welche Aufregung! Die einen

hängen am Telefon, andre gehen rasch hin und her. Hanan steht aufbruchsbereit da.

«Wo fährst du hin?»

«Nach Marseille –

77» .. «Drei Schiffe voll Alijah-Menschen liegen dort vor dem Hafen, vorerst ohne Landeerlaubnis, überfüllt, ohne Hilfe, kein Arzt, kein Wasser, Kinder, schwangere Frauen, ich muss sofort hin!» Und schon ist er weg.

Jetty erklärt: Die Britischen Behörden haben die Einwanderer in Palästina nicht landen lassen, sie zurückeskortiert, den Franzosen ein Landeverbot in Marseille abgefordert. Es scheint aber, dass die Leute selbst sich weigern, die Schiffe zu verlassen, um nicht aufs Neue Staaten- und Heimatlose in Europa zu sein! Was nach einigen Wochen ergebnisloser Verhandlungen geschieht, kann nur noch als Krönung der antijüdischen englischen Politik in Palästina betrachtet werden: Die Briten führen die Schiffe zurück, um die Iberische Halbinsel herum, durch den Kanal, und verstauen die hartgeprüften, erschöpften Menschen – wo? – in den Baracken des ehemaligen Konzentrationslagers Bergen-Belsen!

Zu diesem Skandal schreibt die «Humanité» am 11. September 1947:

*APRES LES IGNOBLES VIOLENCES DE HAMBOURG  
ON NE «DENAZIFIE» PAS LES ALLEMANDS EN MATRA-  
QUANT LES JUIFS*

*Ces hommes et ces femmes ont échappé au plus grand massacre systématique de l'histoire. A tort ou à raison ils ont imaginé que le seul lieu du monde où ils pouvaient être en repos était la patrie traditionnelle que leur attribue une religion à laquelle un très grand nombre d'entre eux sont attachés. Hors de cette patrie on les massacrait ; quand ils veulent la rejoindre on les matraque.*

*Ils fuient une terre où leurs frères, leurs pères, leurs enfants ont souffert les injures de la mort. On les promène sur les mers dans des prisons flottantes, on les ramène sur les lieux de leur humiliation, les poings s'abattent sur des visages ensanglantés, des enfants sont trainés par les pieds devant les Allemands qui ricanent, la Schupo prête main forte à des soldats britanniques, la presse réactionnaire du monde entier peut enfin reparler des «juifs» et, dans l'East End de Londres, les fascistes du traître Mosley provoquent la foule ouvrière aux cris de «Heil Hitler».*

*(...) Comment cela est-il possible? Comment est-il possible que, deux ans après la capitulation hitlérienne, il y ait, sur le sol allemand, des camps de concentration pour juifs et que dans les gares allemandes passent devant les mêmes Allemands des trains grillagés d'où s'élèvent des voix qui demandent un peu d'eau?*

*A la vérité, cette abomination est le signe d'un mal plus profond. Le flot ignoble de l'antisémitisme n'a pu se déverser à nouveau sur l'Europe que parce que le fascisme est en train de prendre sa revanche. (...)*

Eine Gruppe von Kindern aus einem unserer Heime, die mit auf der «Exodus» waren, kehrt geschlossen nach Wochen in ihr Haus in den Wäldern zurück, um die Reise später noch einmal zu versuchen.



# À côté du travail

Paris, das ich nach allen Seiten zu erforschen suche, wird mir mehr und mehr vertraut und bekannt: die diversen Bahnhöfe, wo ich abfahre und ankomme, der weite Weg vom Büro nach Hause, Amtsstellen und Konsulate, Metrostationen, wo in der Nähe Freunde wohnen oder Theater liegen, die Quais de la Seine und die Bouquinisten.

Paris, welche Stadt! Sie birgt Künstler und Literaten, Diplomaten und Modekönige, Grossbürger und kleine Leute, Krämer und Magnaten, Obdachlose, Dirnen und Strassenjungen, Flüchtlinge und Emigranten, alle nimmt sie auf, bleibt immer sich selbst. Reiche und Arme, Verzweifelte, Besessene, Exaltierte, Arrivierte und Verlorene, Selbstmörder und Scharlatane – Paris bleibt immer Paris.

Jetzt brütet ein heisser Sommer über der Stadt. Die Mauern der Häuser strahlen bis spät in die Nacht die Hitze des Tages aus. Die Strassen sind leer. Es ist Ferienzeit. An vielen Geschäftstüren hängen Tafeln *Fermeture annuelle*. Wenn ich von meinen Besuchen der Kinderhäuser in der weiteren Umgebung, von Les An-delys, Combault oder Montmorency, mit Bus oder Bahn zurück bin, schleppe ich mich durstig und verschwitzt durch die langen Metrogänge nach Hause.

Gelegentlich bitten mich sich in Paris flüchtig aufhaltende Besucher aus dem Ausland, einen Abend mit ihnen zu verbringen. Wenn ich dann nach einem Tag intensiver Arbeit mit den Gästen



*Charlotte in Montmartre mit einem der gelegentlichen Besucher aus der Schweiz: Hier mit Ferry Roth, Ehemann von Herta Barnert, einer seit dem Gymnasium mit Charlotte befreundeten Tanzlehrerin, in deren Unterricht sie die jodjanas kennengelernt hatte.*

bei *Mère Cathérine* in der Butte Montmartre oder sonst wo elegant speise und sie hernach durch die Vergnügungsstätten in Clichy führe, ermesse ich einmal mehr, wie immens diese Stadt ist, wie weit auch mein eigener Erlebnisraum ausgespannt ist. So viele, so verschiedene Menschen malen mit an dem lebendigen bunten Bild meiner Pariserzeit, in dessen Zentrum die Rue de Lota steht, wohl! aber nicht nur. Das fleissige Bild wird ergänzt durch eigene Farbnuancen.

In meiner Agenda dieses Jahres tauchen immer wieder Namen auf wie Jean Roger, Mania, auch Xavier oder Germaine Le Henaff, Schifra oder Frau Jodjana, Schwester Erika und Schwager und andere mehr.

Doch eines Morgens, am Tag vor meinem Geburtstag, ruft eine Stimme an, die mich in einen Zustand von taumelnder Seligkeit versetzt: Jan!

Der junge Holländer Jan Roosenburg, der im vergangenen Jahr in Davos kuren musste.

«Jan, du bist gesund! Du bist in Paris!»

Er kommt vorbei, und wir fallen uns voll heller Wiedersehensfreude in die Arme.

Die Stimmung aus einem seiner Briefe vom Frühjahr tritt mit Jan am folgenden Tag in mein Zimmer: *La vie est belle, tout chante en moi* –

Wir bleiben den ganzen Tag zusammen, sind zum Apéro geladen, und dann tanzen wir bis weit nach Mitternacht. Bei mir zu Hause erleben wir das Gedicht der drei Streichhölzer von Jacques Prévert, das Jan mir einmal geschickt hatte:

*Trois allumettes une à une allumées dans la nuit.  
La première pour voir ton visage tout entier,  
La seconde pour voir tes yeux,  
La dernière pour voir ta bouche,  
Et l'obscurité tout entière pour me rappeler tout cela  
En te serrant dans mes bras.*

Wir sind unbeschreiblich heiter und glücklich. Immer wieder entdecken wir aneinander einen Grund zur Freude. Ich denke, es ist wie ein wunderschönes Buch oder wie Blumen, die du verschenkst. Es ist ein Stück frei gelebter, vergänglicher Gegenwart. Es ist die Welt der Pane und Nymphen.

Jan schreibt mir wenig später: *La vie est formidable en liberté, seulement j'aimerais fêter tous les jours ton anniversaire.*

Noch einmal, spät im Jahr, bricht diese bestürzende Freude am Beisammensein auf, als Jan einige Tage in Paris verbringt. Wir sind unter dem grauen Novemberhimmel untrennbar, besuchen Konzert und Theater. Jan liebt die Bühne über alles. Erleben wir einander und das Geschehen um uns so intensiv, weil wir die Ahnung von einem bevorstehenden Abschied überhören möchten? Denn das Buch ist eines Tages gelesen, die Blumen sind verwelkt.

Im Strudel des Lebens verstummen allmählich die Briefe. Ich finde Jan nur noch in hellen und glücklichen Träumen.



*In London,  
Sommer 1947.*

Einen kurzen Unterbruch in dem heissen Pariser Sommer bringt meine Teilnahme an einer internationalen Zusammenkunft des *New Education Fellowship* in Cirencester in England. Die Begleitung eines Alijah-Kindes nach London erspart mir die Reisekosten.

In dem grossen weitläufigen College in einem echt englischen, ausgedehnten Park ist erst die Vorhut der NEF-Leute eingetroffen, darunter Laurin Zilliacus, der Chairman der Gesellschaft, der bereits an der Zürcher SEPEG vor zwei Jahren mit seiner hohen Gestalt, den hellen lebendigen Augen und den knappen, treffenden Beiträgen aufgefallen war.



*Laurin ZiUiacus  
(Mitte oben). Hier  
an der Tagung  
der SEPEG in  
Zürich (1945).*

Es werden gegen vierzig Teilnehmer erwartet, praktisch aus der ganzen Welt. So gibt es Themen unterschiedlichster Prägung. Es erweist sich als schwierig, verbindliche Formen auszudiskutieren für die Erziehungssysteme in puritanischen oder katholischen, armen oder reichen, islamischen oder hinduistischen Ländern. Spannend ist es auf jeden Fall, indessen ist meine pädagogische Neugier einer menschlichsuchenden gewichen.

Nicht selten ziehen Laurin Zilliacus und ich uns aus Versammlungen zurück, wandern über die weiten Lawns in den Schatten der alten Bäume, lagern uns und plaudern angeregt und lebhaft, und es geht keineswegs immer um Erziehungsfragen, sondern vielfach um Dinge, die uns in ganz andern Ebenen berühren. Hier liegt der Anfang einer langjährigen Freundschaft bis zu Laurins Tod im Jahre 1956. Sein Weg führt ihn oft vom Teachers College der Columbia University in New York weg in die Schweiz, wo er mit seiner Familie in den Bergen Ferien verbringt oder seine sozialökonomischen Studien über den Weltpostverein in der Postzentrale in Bern vertieft.

Der Verehrung, die er durch all die Jahre für mich zu hegen scheint, setze ich mein Offensein für seine geistige Überlegenheit und seinen grandiosen angelsächsischen Humor entgegen. Er unterlässt es nie, mich von seinem Kommen nach Paris zu benachrichtigen. Dann erfahre ich viel von Weltpolitik, gescheite Geistesblitze leuchten Winkel dieser Erde voll Ungelöstheiten und Machenschaften aus, die in meinem Alltag nicht vorhanden sind. Und danach neigt er sich mir zu und hört hin, was mich beschäftigt, was auch ich ihm zu berichten habe.

\* \* \*

Dann ist da dieser Spätsommertag. An einem leuchtenden Abend fahre ich nach Chartres. Aus dem Nichts tauchen über den weiten Feldern am Horizont die Türme der Kathedrale auf. Ich kann mir nichts Schöneres vorstellen als dieses schlichte, zeitlose Bauwerk. Es benimmt mir ganz einfach den Atem. Lange sitze ich an einem der Pfeiler am Kreuz des Querschiffes, im Dämmer. Ich wage kaum aufzuschauen entlang den strebenden Pfeilern bis in die Kuppel, bis zu den tiefblauen, den glutroten Glasfenstern. Ich habe das seltsame Gefühl des Alleinseins unter grossen Dingen.

Draussen ergreift mich eine Atemlosigkeit wie vor gewaltigen Felsenriesen. So hoch, so unerreichbar ragt die Fassade in den Himmel empor. Wolken fahren vorbei wie Musik. Der rosa Hauch in der Luft ist Musik. Der goldene Vollmond steigt herauf, ich sehe ihn durch ein verschlossenes Portalgitter. Dahinter das Verwunschene, das, was die Zauberbilder der Sehnsucht schafft.

Wie ich so versunken auf der Kirchentreppe sitze, kommt aus einem der festgefühten Häuser, die zu Abälards Zeiten schon gestanden haben mögen, im vagen Schein der Gaslaternen eine alte Frau auf mich zu:

*«Est-ce que vous avez pour passer la nuit?»*

Ich nicke dankend. Und als sie geht, sagt sie beschwörend: *«Eh bien, bon courage, bon courage.»*

Ich bin vollkommen ver-rückt. Der Herbstwind zieht mir um den Nacken, ich möchte hier sein, lieben und die unwirklichsten Dinge erleben.

Ich muss nicht lange warten, und es geschieht mir, als ich mich für eine Weile von den Pflichten des Alltags, von den verantwortlichen Mühen und Freuden meiner Arbeit löse und meine Seele schweifen lasse.

Während an der Rue de Lota mit viel geschäftigem Tun die Vorbereitungen für eine Kantineneröffnung vor sich gehen, übernehme ich im Centre der Gare de Lyon eine Gruppe bulgarischer Kinder und bringe sie in ein neues Heim, das wir in der Nähe von Lyon eröffnet haben.

Die jüdischen Feiertage über ein langes Wochenende feiere ich auf meine Art in einem wunderbaren Traum.

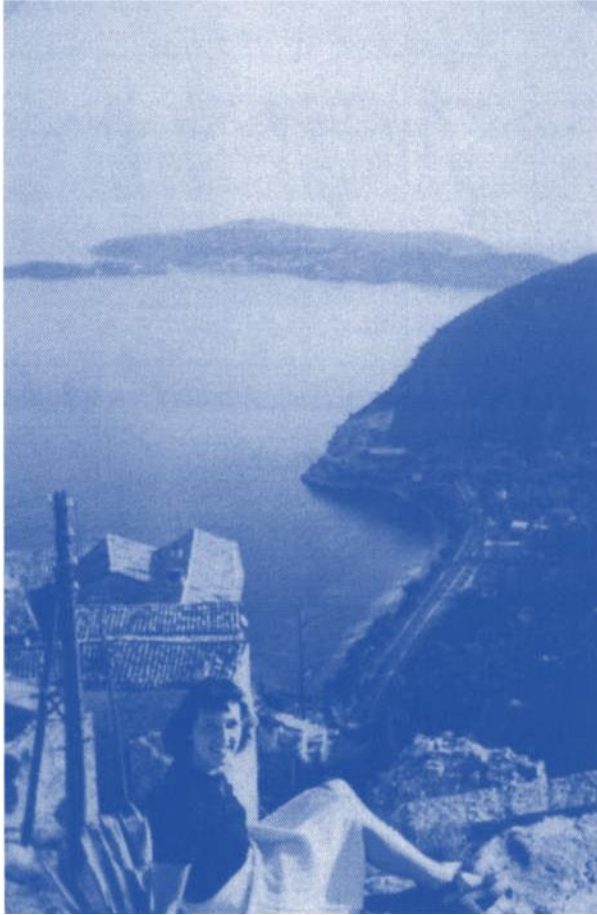
Ich nehme den Zug nach Nice, wo mich der liebe alte Monsieur Josef Van den Bulcke am Bahnhof in Empfang nimmt. In seinem klapprigen Citroën fahren wir der mediterranen Steilküste entlang auf der mittleren Corniche hinauf nach Èze.

Sagte ich nicht: ein Traum? Das war Èze schon vor dem Krieg: in dem hoch über dem Meer thronenden Felsennest ist das *Château de la Chèvre d'Or* eines der drei fürstlichen Besitztümer mit der Sicht zum Meer. Es gehört einem jugoslawischen Pianisten, dem schönen Gigolo einer reichen Amerikanerin aus den Zwanzigerjahren.

Damals vor dem Krieg, ab einsame Spaziergängerin das Dorf-gässchen hinaufschlendernd, grösste über mir eine Stimme aus einem der in die Steinmauer eingelassenen Fensterchen: «*Bonjour, p'tite dame; toute seule?*» und so kam ich mit dem flämischen älteren Verwalterehepaar Van den Bulcke ins Gespräch. Das Haus, so erfuhr ich, sei vollkommen eingerichtet, doch unbewohnt. Ob ich es anschauen wolle? Und, von meinem Entzücken bewegt, schlugen sie mir vor, ein Weilchen da zu wohnen. Ich verbrachte dort zwei Wochen in einem Märchen. Doch dann verschwand das *Château de la Chèvre d'Or* in den Kriegsjahren auf immer, wie es schien, hinter einem unerreichbaren Horizont.–

Aber nein! Ich bin ja nun tatsächlich in Èze in dem Märchenschloss der Träume! Vorsichtig setze ich den Fuss über die Schwelle, in der Stille des dämmerigen Raumes höre ich mein Herz klopfen, und je weiter ich durch das Haus wandere, desto vertrauter fühle ich mich darin. Mauerwerk aus Naturstein, Bogendurchgänge und Stufen, die mich höher und höher führen bis hinauf in das flimmernde Licht oder in die Glut des Sonnenunterganges, in den Silberglanz des Mondscheins oder in die von Geheimnis erfüllten dunklen Nächte, in denen der Wind von weit her dich anrührt, wenn er voll Salzgeschmack oder Kiefernduft über die Altane streicht: Oh Wind von den Bergen, oh Rauschen der Wogen in der Tiefe, oh Schrei des Fuchses und Ruf der Zikade in der grossen Nachtstille – Bist du eine andere geworden? Hast du hier nicht schon immer gelebt?





*Ausblick auf die Corniche vom Château de la Chèvre d'Or in Èze (Aufnahme aus dem Jahr 1939).*

Ich lege mich schlafen in dem Schweigen um mich, *la p'tite dame toute seule*, und denke: Ist es möglich, solche Beglückung zu teilen, oder würde fremdes Eindringen in mein Glück das Zauberbild verändern?

Am Morgen steige ich hinauf auf die Terrasse, lasse die Weite in mich einströmen. Rechts das Cap Ferrât und vor mir die tiefblaue Wasserfläche bis zum hohen Horizont. Grillen zirpen, Dohlen kreischen im Vorbeiflug. Josef ruft mich zurück in den ganz unalltäglichen Alltag, Juliette hat den Tisch gedeckt.



*Beliebte Pariser Orte beim Bummeln durch die Stadt: die Brasserie Lipp und die Bouquinistes auf der Rive Gauche (Fotos: Robert Doisneau).*

«À la vôtre!» prosten wir mit dem herben Pinard aus der Gegend. Kurz danach reise ich ab mit dem Glanz dieser Tage im Herzen.

*Tagebuch, Paris 1947:*

*Menschliche Beziehungen, nahe, ferne, sehnsüchtige, erfüllte, scheinen seit je die Quelle meiner Kraft und Lebensfreude zu sein. Meine Sinne und mein verschwenderisches Herz suchen sie, selbst im Bewusstsein, dass Dunkelheiten und Abgründe sich öffnen können, die ich mit Tränen füllen werde. Es ist, als besässe ich unzählige Facetten mit Wurzeln tief in meiner Seele, die je nachdem angesprochen und erhellt werden. Gibt es denn das einzige ersehnte Leuchten? Jetzt? Hier? Die Zeit ist noch nicht gekommen. Und alles geht weiter wie bisher auf diesem Riesenrad des Lebens.*

---

Manchmal, wenn ich über die Boulevards oder durch die Gassen in Paris schlendere, stelle ich mir hinter den grauen, verschwiegenen Mauern die unwahrscheinlichsten gelebten Romane vor. Doch möchte ich selbst sie erleben. So treffe ich mich bisweilen

in der *Coupole*, dem *Dôme*, bei *Lipp* oder sonst wo auf der Rive Gauche mit Jean Scherrer, einem französischen Arzt aus dem Hôpital St Antoine, und lerne einen sensiblen, gescheiterten Menschen kennen, einen ausgezeichneten Zuhörer und interessierten Gesprächspartner. Wir gehen zusammen essen, besuchen Konzerte, und unvermeidlich folgt meistens eine Nacht in einem der gepflegten kleinen Hotels in Montparnasse oder bei ihm im Hôpital St Antoine. Meine Neugier erhält Einblicke in Lebensformen des Vorläufigen, Unüblichen, dem das Verschwiegene Spannung verleiht.

Das Hôpital St Antoine macht auf mich einen beklemmenden Eindruck. Da gehe ich hindurch, über dämmerige Gänge, vorbei an Leiden und Schlaflosigkeit, ich, eine Gesunde, hin zu der spartanisch wirkenden Kammer ihres Arztes mit der offenen Tür. Die Nacht ist wie ein grosser, hohler, regloser Raum, durch den das Leiden der Patienten tropft, in dem mein Herz eine Weile rasch und heftig schlägt wie das eines kleinen erregten Vogels. Nichts mehr. Im bleichen Frühlicht verlassen wir den Ort.

Am Morgen des letzten Zusammenseins nach mehreren Monaten unserer Bekanntschaft bringt der Arzt eine Tasse Kaffee ans Bett. Ich spüre die verhaltene Zartheit, die mich bewegt. Was habe ich ihm bedeutet, frage ich mich.

Wir gehen zusammen weg und verabschieden uns an der Gare Montparnasse mit einem Händedruck, einem Lächeln. Dr. Scherrer folgt einem Ruf in die USA, wir schreiben uns über kurze Zeit, doch bald finden die Briefe den Weg über den Ozean nicht mehr.

\* \* \*

Paris ist nach den Ferien voll erholter, zielstrebigere Menschen. Auf den breiten Gehsteigen der Boulevards drängen sie sich, vor den Bushaltestellen stehen zuweilen dichte Schlangen, geduldig. Durch die Schwenktüren der Warenhäuser stossen sich die Leute, und an Theaterkassen stellen sie sich sehr früh in langen Reihen an.

Jetzt, wo die exklusiven, neuen Modekreationen zur Schau gestellt sind, einnehmend und verführerisch, bleibe ich bisweilen vor diesem oder jenem Schaufenster stehen, und fühle, wie plötzlich so unzeitgemäss wie sinnlos mich für Sekunden die Lust am Verwöhntsein überkommt, ein längst vergessen geglaubtes Gefühl der Vorkriegszeit: Tritt ein, wähle aus! Es ist wie der Duft aus einem blühenden Garten, über dessen Zaun ich heute nicht mehr steige.

Ha, ha, höre ich mich erheitert lachen. Der Duft ist längst verfliegen, und es riecht nach Abluft aus den Gittern der Metro, nach gebratenem Fett und dem billigen Parfüm jener Dirne an der Ecke. Es riecht nach Hier und Jetzt.

Da reissen die Wolken auf und ein Sonnenstrahl bringt die Fassade der Madeleine zum leuchten, die Tropfen in den Fontänen glitzern, und ich gehe im Strom unzähliger geschäftiger und eiliger Menschen zu meiner Arbeit.

# Ereignisse 1947/48

Nach SimchatTora, einem der vielen jüdischen Feiertage im Herbst, ist Schifra aus Holland nach Paris gekommen. Zuweilen begleitet sie mich in die Kinderheime, oder wir nehmen den Lunch in der Alijah-Kantine ein. Wenn sie bei mir ist, überkommt mich ein Gefühl von Vertrautheit, das mich zurückerinnern lässt an eine Zeit höchster Beanspruchung, die wir im letzten Kriegsjahr in der Schweiz gemeinsam erlebt hatten. Denn heute, tief im Unterbewusstsein, suche ich vergeblich die Befriedigung von einst, als ich durch eine menschliche Aufgabe bis zur letzten Faser gefordert war. Wie viele Heime sind es denn hier? Wie vielen und wie sehr verschiedenen Menschen begegne ich da? Wie nahe kommen mir die Kinder? Ein starkes Bedürfnis nach Dazugehören veranlasst mich, in einer ruhelos erscheinenden Bewegung diese Menschen immer wieder aufzusuchen. Oftmals fahre ich in ein Heim, um zusammen mit den Kindern und ihren Erziehern den Oneg Sabbath zu feiern, um in diese fröhliche, bisweilen laute, oft gedämpfte Stimmung mit den jungen Menschen einzutauchen, und wenn ich wegfahre, ist mein Mund trocken.

Denn: wo ist mein eigener Schwerpunkt? Wo ist meine Mitte? Am Boulevard Raspail in meiner Klause gebe ich mir Rechenschaft über das Vergangene, plane das Kommende. *Non, je ne regrette rien* – singt Edith Piaff auf der grossen schwarzen Bühne der Salle Wagram.

Ich bedaure nichts. Und doch – ich versuche herauszufinden, was meiner Seele den Glanz genommen hat. Immer unterwegs an zahllosen Orten, nirgends die Ruhe der einen, der grossen ausfüllenden Aufgabe.

Wir eröffnen in Quantilly bei Bourges ein neues Kinderheim, dort helfe ich zwei Wochen lang mit bis es klappt, verschwinde wieder und komme da später nicht mehr vorbei.

In Le Grand Chesnay ist eine Kindergruppe bereit zur Ausreise nach Palästina. Schon um fünf Uhr in der Früh bin ich von Paris dahin abgereist. Ich sehe die bänglich-erwartungsvollen Mienen, als ich sie verabschiede.

«Frohe Fahrt nach Erez!» Sie singen, und der vollbeladene Car mit dem Leiter setzt sich in Bewegung mit Ziel Marseille. Von dort bringt ein Schiff sie in ihre neue Heimat. Wer wird sie dort erwarten? Seltsam, ich habe mir noch nie eine richtige Vorstellung von ihrer Ankunft auf palästinensischem Boden gemacht.

Dagegen habe ich einen Vergleich mit St Jean-de-Luz angestellt. Dort waren die Tage angelegt auf Entspannung, Lockerung, Befreiung, wir versuchten Freude und Leichtigkeit unter den Kindern auszuteilen wie helle Farbtupfer, als lichtvollen Unterbruch inmitten der währenden Grauheit ihrer Lebensbedingungen. Hier scheint mir stets ein klares Ziel vor Augen zu stehen: Erez Israel. Dorthin wird, wenn möglich ohne Umwege, der Karren gezogen, mit Spiel und körperlicher Ertüchtigung, mit Lernen von Iwrit, der jüdischen Geschichte und mit musischem Gestalten, wohl! Den Blick immer geradeaus gerichtet, wo ringsum überall Palästina, la *terre promise* ist. Wie wird sie sich für die Kinder gestalten?

\* \* \*

Hoch auf dem verschneiten Gebirge von St Pierre de Chartreuse in der Nähe von Grenoble wird uns ein grosses, leerstehendes Hotel durch Dr. Kaminsky vermittelt Mit Simon Levitte zusammen habe ich den alten, stillen Arzt in St Laurent-du- Pont, dem kleinen verschlafenen Ort am Eingang zu dem felsigen Bergmassiv, kennengelernt, als wir zur Besichtigung des Hotels in die Gegend gefahren waren. In den Kriegsjahren hatte Dr. Kaminsky, stets selber gefährdet, zahllose jüdische Menschen gerettet. Ich bin tief beeindruckt, als ich den so bescheidenen und menschlichen Arzt im Gespräch mit Simon in seinem ländlich behaglichen Heim beobachte.

Simon mietet St Pierre für eine Gruppe von zweihundert Kindern aus einem streng orthodoxen Heim in Aix-les-Bains, die vor ihrer Auswanderung nach Palästina von der Alijah übernommen wird.

In diesen Tagen in dem schon so ereignisreichen Jahr 1947 stellt mir Hanan einen jungen Mann, Willy Nürnberger, vor. Ich meine, den Neuankömmling ein wenig in die Einzigartigkeit von Paris einführen zu müssen, und während wir zu Sacré Coeur hinauf bumeln, höre ich einige Brocken aus seiner Geschichte: er war ein Mitglied der von den Briten so gefürchteten und verfolgten kämpferischen Stern-Gruppe, der man die Sprengung des King David Hotels in Jerusalem nachsagt.

«Stern-Gruppe, was ist das denn wirklich?» frage ich den jungen Mann. Musste er wohl aus dem Land flüchten, um nicht gehängt zu werden? Darüber spricht er natürlich nicht, doch erfahre ich, dass es sich bei der oft verächtlich als Stern-Bande bezeichneten Gruppe um eine Abspaltung aus einer Nationalen Militärorganisation handelt, die gegen die Briten kämpft.

«Sie wird auch Gruppe Lechi genannt, nach den Anfangsbuchstaben von *Lohamei Cherut Jisrael*, das heisst Kämpfer für Israels Freiheit», meint Willy Nürnberger.

Was für ein Chawer, denke ich, als ich ihn betrachte. So, wie ich mir die für ihre Heimat streitbare Jugend im Heiligen Land vorstelle, jung, gutgewachsen, lachend, selbstbewusst. Ein paar Monate Alijah-Arbeit kommen nun auf ihn zu.

Ende November kurz nach sechs Uhr in der Früh treffen wir uns, Fanny, Hanan, Dr. Mandel, Willy Nürnberger und ich in Paris in einer Garage, von wo Pierre, der Chauffeur, mit einigem Material uns nach St Pierre de Chartreuse bringen soll. Es ist ein kalter unfreundlicher Morgen. Im Laderaum machen wir es uns so bequem wie möglich, tüchtig verhummt, doch in bester, zu Neckereien aufgelegter Laune. Das harmlose flirtende Geplänkel geht kreuz und quer. Man friert, man rückt zusammen. Nebel beginnen sich über die Strasse zu breiten. Auf einmal ruft Willy: «Schaut mal hinaus! Es schneit!» Wir merken, wie die abgenutzten Pneus anfangen zu schlingern. Die Fahrt wird sehr abenteuerlich, auf halbem Weg geben Hanan, Fanny und Dr. Mandel auf und nehmen den Zug zurück, während wir andern schliesslich nach einigem Halten und Umladen auf einen gemieteten Camion über eine kurvenreiche Bergstrasse vor dem Hôtel Bellevue in St Pierre anlangen.

Viel Zeit uns umzuschauen bleibt nicht, schon nach zwei Tagen trifft der grosse, recht gut ausgerüstete Kindertransport mit seinen Lehrern und Erziehern ein. Alle tragen sie das rituelle Käppchen, einige sogar die Schläfenlocken. Die Kindergesichter, und besonders die der Erwachsenen, sind blass wie Pflanzen, die man unter einer Glasglocke züchtet. Hier nun begehe ich einige Fauxpas, indem ich den Erzieherehepaaren die grossen Zimmer mit Blick über Berg und Tal und mit den breiten Doppelbetten anbiete. Moshé schüttelt den Kopf, also das nächstbeste, aber wieder



lehnt er ab. So geht es weiter, bis er mir verständlich macht, dass nach dem Gesetz ein zweites Bett im Zimmer stehen müsse, weil Eheleute sich nur an bestimmten Tagen berühren dürfen. Sie nennen das dann «eine Mizwe tun» – eine gute Tat. Am Oneg Sabbat, am Freitagabend, tanzen die kleinen Mädchen in der Halle die Hora, während man aus dem Nebenraum Gebetsmurmeln von Knaben- und Männerstimmen vernimmt. Ein kleiner Junge steht da und schaut mit grossen Augen unserem Reihentanz zu. Ich gehe auf ihn zu, um ihn in unseren Kreis aufzunehmen. «Komm, tanz mit uns!»

Ich schaue um mich: Oh Gott, was ist passiert? Entsetzen versteinert die weiblichen Wesen: Sünde! Jungen tanzen auf keinen Fall mit den Mädchen!

Von Kaschrut, Küche, Vorratsraum und Essgeschirr lasse ich vorsichtshalber die Hände. Im Kleidermagazin steht mir Willy zur Seite. Während wir ordnen, probieren, sortieren, notieren, unterhalten wir uns erstaunt über die strengen Gebote, die uns beiden fremd sind. In den zwölf Tagen, die ich in St Pierre zubringe, bekomme ich Einsicht in die ungeheure Menge an orthodoxen Gebräuchen und denke belustigt: Jetzt könnte ich sogar eine Rebbetzen (Rabbinerin) sein.

Willy Nürnberger arbeitet eine Weile als Madrich in Les Choux. Als ich dort wieder ankomme, rückt er eben mit einer Gruppe Kinder zu einer Wanderung aus. Die Kleinen gehen brav in Zweierreihe. Hat er ihnen dies mit seinen lachenden Augen beigebracht?

Noch immer sind die Zustände in Les Choux nicht leicht. Soll ich den Leiter auf die allzu vielen, unnötigen Essensabfälle bei Tisch ansprechen? Und das tun Menschen, die gehungert haben? denke ich konsterniert. Oder vielleicht gerade deswegen? Ich sage nichts.



Abends sitze ich oft mit Willy zusammen, und wir plaudern eine Menge Unsinn. Er nennt mich «Muggele». Da sitzen also das Muggele und der strahlende, junge Chawer der gefürchteten Sterngruppe aus Israel in einem Hashomer-Hazair- Kinderheim mitten in Frankreich vor dem Kaminfeuer und unterhalten sich göttlich in halb amüsiertem, halb ernstem Ton über sich und die merkwürdig gewundenen und sich kreuzenden Wege der Individuen, deren Anziehung wir beide verspüren, beide ein bisschen meschugge.

Willy will nach den USA auswandern. Ein Stück weit begleite ich ihn. Niemand erfährt, dass wir zusammen nach Amsterdam fliegen, wo wir an den Grachten bummeln und Willy mir ein Kuss-händchen aus seinem Flugzeug nach New York zuwirft. «Muggele», ruft er an Weihnacht übers Jahr auf einer winzigen, besprochenen Grammophonplatte aus Amerika herüber, «hörst du mich? Erinnerst du dich noch an mich, an St Pierre, Les Choux, Paris, Amsterdam – an das Kaminfeuer, vor dem wir gesessen waren?» Meine verschwiegene Hin- und Rückreise nach Amsterdam –, ein harmloses, erfrischendes Abenteuerchen!

Solche Eskapaden geben mir das Gefühl von befreiender Selbstbestimmbarkeit. Das Arbeitspensum allein ordnet meine Tage. Das ist das Klima im Büro. Das ist der Alijah-Geist. Alle wissen wir, warum wir was wann tun.

\* \* \*

Wieder halte ich mich in Les Choux auf, als gegen Ende Januar unerwartet Simon Levitte erscheint, um mich zum Besuch der zwei Kinderhäuser Le Grand Chesnay und Jouy-en-Josas, wo einiges zu erledigen sei, abzuholen. Im blassen Winterlicht fahren wir durch die wellige Landschaft nach Norden. Ein bisschen unter-

*Bild links: Willy Nürnberger (Mitte) und Eytan (links) machen mit den Kindern einen Ausflug in die Umgebung des Moulin-des-Lièvres in Les Choux.*

halten wir uns über die Arbeit und vor allem über Pläne und Probleme, die das demnächst zu eröffnende Heim Les Rhuets betreffen. Ich spüre Simons ungeheures Vertrauen in mich, und sein Glaube an meine Fähigkeiten bestärkt meine Einsatzbereitschaft. Es sind wenig Worte, aber immer die richtigen.

In den zwei Heimen erledige ich das meine, Simon bespricht sich mit den Leitern. Man freut sich stets, wenn er kommt, denn es gibt überall grosse finanzielle Probleme. Von Simon erwartet man Wunder. Warum wohl? frage ich mich.

Heute jedoch versuche ich eine andere Frage zu ergründen: Wie gehe ich mit dem Glücksgefühl um, das ich in Simons Gegenwart so unmittelbar verspüre, und das von allem, was sonst um mich geschieht und mich in seinen Strudel reisst und wieder entlässt, unberührt ist. Simon stellt seit der ersten Begegnung im alten Büro der *Aliah des Jeunes* eine grosse Herausforderung für mich dar, als Mensch, den ich nicht nur wegen seines grosszügigen, weltmännischen Benehmens so sehr schätze, sondern weil seine innere Haltung auf einer tiefen Achtung vor dem andern Menschen beruht.

Auf der Rückfahrt nach Paris: «*Vous vous sentez bien à Paris? Et le travail, ça vous va?*»

«Bestimmt! – Warum fragen Sie?» Ich verspüre grosse Lust, ihm viel zu erzählen, über Erlebnisse, Gedanken, vor allem über Befindlichkeiten, die ich sonst niemandem anvertraue.

«Mögen Sie mit mir ein Gläschen Wodka trinken?» fragt er, als wir schon in die Stadt einfahren, ab hätte er meine Gedanken erraten. Er wendet. Die kleine russische Bar liegt an einem Seine-Quai. Es ist ein dunkles Lokal. So könnte eine gorkische Spelunke ausgesehen haben, denke ich, sehe aber sogleich, dass diese hier elegant und teuer ist. Simon bestellt. Kellner in russischer Tracht, in



*Simon Levitte (1912 bis ca. Mitte der 1960er Jahre). Vor seinerzeit bei der Alijah war er führendes Mitglied der EIF (Éclaireurs Israélites de France) und Initiator des Mouvement de la Jeunesse Sioniste (MJS). Während des Kriegs im Untergrund kämpfend, wurde er 1943 von der Gestapo verhaftet, konnte fliehen und nahm seine Tätigkeiten in der Résistance sogleich wieder auf.*

Stiefeln und roten Westen, bringen den Wodka und eingelegte Heringe. Wir trinken uns zu, plaudern dies und das, angeregt, und hinter den Worten steckt Ungesagtes. Immer wieder schiebt mir Simon den Hering zu, um die Wirkung des ungewohnten Wodkas zu dämpfen. Noch ein Gläschen! Und schliesslich sind es fünf, und ich spüre, wie das Teufelsgetränk in meinem Körper zu kreisen beginnt. Die Distanzen verschieben sich. Alle! Auch die see-lischen.

«*Mais Simon, je suis soule –!*» rufe ich aus, nachdem wir das Lokal verlassen haben. Im Auto ist mir wieder unheimlich wohl. Schon längst ist die Abenddämmerung hereingebrochen.

Wir fahren und fahren. Wohin?

«Simon, lass uns ans Ende der Welt fahren zusammen!» In dem Moment wünschte ich nur dies. Und Simon? Er spricht, ja, er öffnet eine Spalte weit die Tür zu seinem Wesen. Er deutet an, dass Denise für ihn Frau, Mutter, Freundin, Schwester sei, ein ruhiger Hafen, doch ich habe Mühe, all das sehr ernst zu nehmen.

Kurz darauf, wieder in Les Choux, wo ich mich um die Einkäufe und das Vorratsmagazin kümmere, kommt Simon gegen Abend vorbei. Wir fahren nach Les Rhuets, dem zur baldigen Eröffnung vorgesehenen Haus. Im Dämmerlicht steht das Château vor uns in seiner beeindruckenden Grösse und Einsamkeit, ein zur Jahrhundertwende in rotem Backstein erbautes Jagdschloss inmitten eines wilden Parks, der in endlose Wälder übergeht.

Wir betreten durch die hohe Eingangstür das Innere. Kein elektrisches Licht, die Räume dunkel, die Schritte hallen gespenstisch, feuchte Kälte greift uns an, während wir die Möglichkeiten für das Kinderheim auskundschaften.

«Lass uns gehen, Charlotte, Sie werden sich erkälten. Wir fahren nach Orléans.»

Simons Art, voll fürsorglicher Ritterlichkeit, gibt mir eine grosse Sicherheit.

Orléans, die einst historisch berühmte Kleinstadt, weist viel Trümmer und Ruinen auf, in denen sich die Menschen wieder mit ihrem Alltag eingerichtet haben. Dass ich dies alles zusammen mit Simon sehe, bringt mich ihm in seltsamerweise näher. Wir dinieren. Ich lasse mich verwöhnen. «Chablis?» fragt er.

Im *Hotel Montpensier* begleitet er mich zu meinem Zimmer. Auf einmal umarme ich ihn in einer unkontrollierten, heftigen

*Bilder rechts: Unterwegs mit Simon, von einem Aljiah-Heim zum nächsten. Hier auf dem Weg nach Les Rhuets und vor dem Château de Sully (1948).*



Bewegung, überwältigt von seinem Charme, seiner Nähe.  
Simon, Simon, was ist das bloss  
Dann geht er. Mir bleiben Träume und die Nacht.



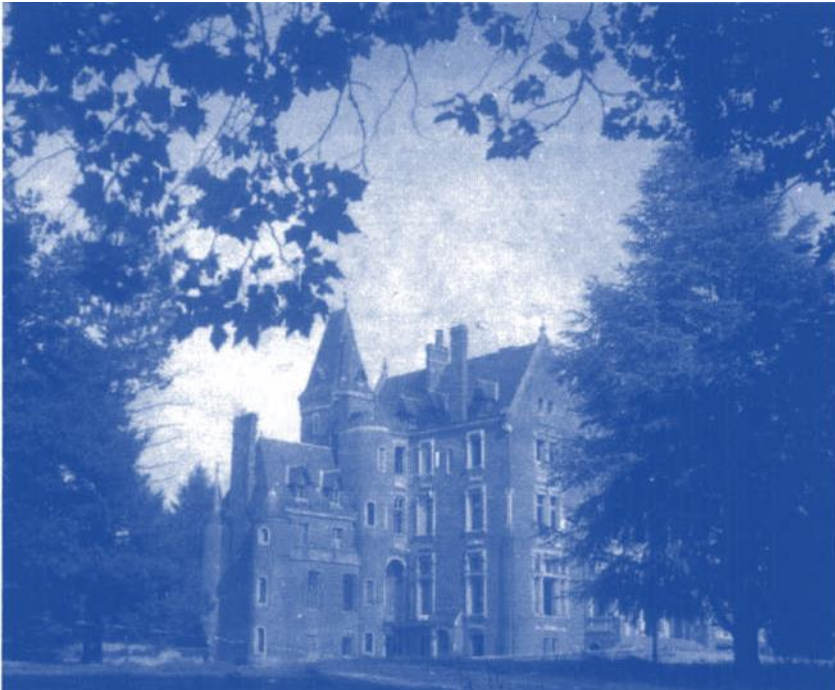
## Les Rhuets 1948

In aller Frühe bringt mich Ende Januar der Zug nach La Motte-Beuvron, ein zweiter nach Vouzon, und dort steht eine uralte, amerikanische Militärcamionette bereit, mich die vier Kilometer bis zum roten Schloss Les Rhuets zu fahren. Ich treffe alles in einem grossen Tohuwabohu an, was mich zwar nicht erschüttern kann. Die wenigen Mitarbeiter, die bereits anwesend sind, packen mit mir zusammen tüchtig an. Nach zwei Tagen fällt der Generator aus, der die Elektrizität erzeugt und die Wasserpumpen und die Heizung in Funktion setzt. Wir wärmen uns abends am Kaminfeuer. Wasser holen wir von einer kleinen Handpumpe draussen auf der Wiese. Bald treffen die Kinder von Strassburg ein, eine sozialistische, koschere Gruppe des Mizrachi.

Wer sind sie? Woher kommen sie? Aus Lagern und Verstecken im zerstörten jüdischen Osten Europas. Sie sind zum grössten Teil im eigentlichen Schulalter. Die wenigen Jugendlichen darunter betätigen sich neben ihrer eignen Ausbildung als Betreuerinnen für die Kleinen. In Schirmeck bei Strassburg haben sie einige Zeit in einem Mizrachi-Heim zugebracht unter Kalmans, des Jugendleiters hingebender Fürsorge. Sie wurden dort mit der nötigsten Kleidung versehen, mit Shorts, Jacken, Pullovern, Schuhen.

Die Mitarbeiter, das eingerichtete Haus, eine warme Mahlzeit erwarten die lebhafteste, gemischte Gruppe, die nun zusammen mit den Erziehern das Schloss in Besitz nimmt.

Doch: kein Licht, kein Wasser, keine Heizung.



*Das Château des Rhuets bei Vouzon (Département de Loire-et-Cher).*

Ich rufe Simon an, wir schicken von Vouzon aus ein Telegramm an den JOINT, denn ohne Geld kommt uns niemand zu Hilfe. Bald sind in den Spezereiläden der kleinen Dörfer ringsum die Kerzen aufgebraucht, zuletzt hat auch Orléans nichts mehr anzubieten, wir telefonieren Gaertner in Paris. Dr. Mandel kommt zwei Tage, um als Arzt festzustellen, ob das Klima im Haus den Kindern zumutbar sei, dann erscheint Gaertner in persona, für ein paar Stunden nur, und fährt mit gerunzelter Stirn wieder ab.

Wir alle versuchen, mit Humor und erhöhtem Einsatz die Schwierigkeiten der Anlaufzeit zu meistern. In der fast etwas abenteuerlichen Atmosphäre spielen auch die Kinder mit. Equipen zum Wasserschleppen werden aufgestellt, Toilettendienste eingerichtet.

tet. Nach dem Eindämmern stehen auf allen Treppenabsätzen brennende Kerzen.

Unübersehbar inmitten der Kinderschar steht Kalman Benyamini, blond, helläugig, gescheit, praktisch, und, da er so gross ist, kommt es mir manchmal so vor, als schaue er von oben auf einen herab. Als er acht Jahre alt war, sind seine Eltern zu Beginn des «Tausendjährigen Reichs» aus Frankfurt ins Heilige Land ausgewandert.

Es sind da die Jungvermählten Baruch und Anni. Etwas später kommt Jacques Knecht dazu und besorgt in mustergültiger Weise die ganze Administration. Als französischer Armeeangehöriger und Jude dazu hat er in Kriegsgefangenschaft schwärzeste Jahre von Sklavenarbeit, Krankheit und Flucht hinter sich.

Schwester Selma sieht man in ihrer weissen Pflegerinnenschürze im Hause umhergehen. Ihr Reich ist die Krankenstube. Da waltet sie uneingeschränkt und umsichtig. Ich unterhalte mich gerne mit ihr, sie kann unglaubliche, ferne erinnerte Geschichten erzählen, und meine Geduld im Zuhören belohnt sie gleich mit einer neuen Anekdote. Den Kindern muss sie wie eine gute Tante vorkommen. Nie ist sie zu sehen ohne eine Häkelarbeit in ihren schon etwas dünnen Fingern.

Kalman und Baruch verstehen es, zusammen mit den Madrichim und Madrichot, das Leben der Kinder zwischen Lernen und Freizeitbeschäftigung in ein gesundes und förderliches Gleichgewicht zu bringen. Aus einzelnen Schulräumen hört man Murmeln oder fragende helle Kinderstimmen, und eben verschwindet eine kleine Gruppe mit ihrem Lehrer im Gewächshaus, wo es nicht nur praktische Arbeit, sondern viel Erstaunliches zu sehen gibt.

Ich schalte mich in den organisatorischen Tagesablauf ein und verweile mich oft mit Kindern bei allen möglichen Haus- oder



*Gäste und Mitarbeiter des Aljah-Heims von Les Rhuets (zuoberst beim Geländer: Charlotte).*

Handfertigkeitsarbeiten. Selbst bei solchen gemeinsamen Aktivitäten sprechen die Kinder nicht von der Vergangenheit. Es ist, als stünden ihre Füße an einem neuen Startblock, hinter dem die durchlaufene Strecke verschwunden ist. Hier spüre ich einen Bruch.

*Tagebuch, Anfang Februar 1948.*

*Ich sitze im Château Les Rhuets, mitten in Frankreich, mitten in den Wäldern. Oh – die dämmernden Abende voll Geheimnis. Die Kerze brennt, das Kaminfeuer knistert, aber draussen, vor dem offenen Fenster, rieselt warmer Frühlingsregen hernieder, und in den Tannen saust der Wind und biegt die Bäume. Die Nacht ist da und der Wald rauscht noch, und der Wind singt und das Feuer knistert leise und verglimmend.*

*Und die Tulpen auf dem Tisch machen mich fast krank, weil sie Frühling bedeuten.*



*Schulunterricht im Alijah-Heim von Les Rhuets.*

*Ich spüre die Grenzen zwischen mir und der Welt vergehen und werde eins mit der Nacht, ströme hinweg in den Wald und den Wind.*

\* \* \*

Im Jahr 1948 nimmt Les Rhuets einen nicht unbedeutenden Teil meiner Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Mitarbeiter versteht Kalman mitzureissen. Sehr oft regt er gegenseitige Aussprachen an. Mir scheint, dass seine Aktivitäten als Jugendleiter und Lehrer vollständig den Raum seiner Erlebnisfähigkeit ausfüllen. Sein Blick ist auf die Kinder gerichtet, auf all die jungen Menschen, denen er mit der Hoffnung auf eine Zukunft in Palästina einen unbeschwerten Neuanfang ermöglichen will. Das Leben,





das neue, das freie, beginnt in der Gemeinschaft und ist erfüllt von einer gehörigen Portion Einsatzbereitschaft für Erez Israel.

In dem mässig frommen Haus in Les Rhuets bestimmt zudem der geordnete Rahmen, der durch die liberal befolgten Religionsgesetze festgesteckt ist, das gemeinschaftliche Leben. Es gibt die Zeiten für Gebete, andere für das Feiern. Weit entfernt von Industriezentren, mitten in den Wäldern, erholen sich die Kinder gut, und sie sind bereit, ja begierig, sich und ihre Kräfte zu messen. Die Umgebung des Schlosses könnte sich dazu nicht besser eignen. Bei sportlichen Übungen und Wettkämpfen gibt es kaum Drückeberger.

Dann sind da die geheimnisvollen Frühlingsabende und die grossen Sommernächte. Ich werde in die Indianerspiele, die nach Ende der Dämmerung beginnen, miteinbezogen, und nun sind ins dunkle Dickicht meiner inneren Einsamkeit all diese Kinder um mich herum eingedrungen. So lausche ich mit ihnen zusammen auf die Geräusche der Nacht, krieche mit meiner Schar durch das Buschwerk, und wir suchen nach uralten Zeichen den Weg und die Richtung.

Am Abend von Sabbat, nach dem Tafeln an den weiss gedeckten Tischen, nach den Gebeten und Gesängen wird Hora getanzt. Dass dann ich, manchmal auch Kalman oder Anny atemlos aufgeben, belustigt die Kinder ungemein. Doch noch liegt viel Dunkel auf dem Grunde ihrer Seelen. Wer holt es herauf? Wer gibt den unausgesprochenen Qualen eine Sprache?

Ein blasser, scheuer Zwölfjähriger findet bei Schwester Selma Zuflucht. Er klammert sich stumm an sie. Doch eines Tages hört sie Worte, die stockend aus ihm hervorbrechen und vor denen sie erschauert: «Die SS kamen ... rissen mein Bruderlein der Mutter aus den Armen und ... spiessten es mit dem Bajonett an die Tür...



Mutter und Vater tot... ich rannte weg ...» Wird dies Bild jemals verblassen? Wer wird die Wunde dieses Kindes heilen?

Ein kleines Mädchen sehe ich meist alleine, abgesondert von der Gruppe. Von ferne beobachte ich eines Tages, wie Kalman in ihrer Nähe eine bewegende Melodie auf der Flöte spielt. Langsam nähert sich das Kind, es werden ein paar Worte gewechselt, und von nun an hält es sich stets nahe der Flöte auf. Doch das Schweigen konnte die damals Zehn- oder Zwölfjährige erst als erwachsene Frau Jahrzehnte später in Israel brechen. Dies ist ihre Geschichte:

*Die Arztfamilie lebte in einem Shtetl in Polen nahe der deutschen Grenze. Feigele ist drei, der Bruder acht Jahre alt. Die Kinder werden auf der Strasse angegriffen, man reisst dem Buben die Kleider weg um zu beweisen, dass er Jude ist, man will sie der Gestapo melden. Die Familie flieht ins Ghetto von Warschau, wo sie Scheusslichkeiten erlebt, an die sich Feigele nicht mehr erinnern mag. Dem Vater gelingt es, mit all seinem Geld und dem Schmuck der Mutter einen Polizisten zu bestechen, die Kinder aus dem Ghetto zu lassen.*

*Zwei Kinder von drei und acht Jahren, ohne Eltern, allein auf der Strasse. Was tun? Wohin gehen? fragen sie den Polizisten. Der notiert auf einen Zettel «Les Toilettes». Wo ist die Familie Toilettes, erkundigen sie sich bei einem jungen Paar, das sie ins Pissoir führt und verzeigt. Auf der Gestapo lächelt der Offizier das so charmante kleine Mädchen an, will es packen, es rennt um den Tisch, er hinterdrein, erwischt es nicht, zieht den Revolver, schießt, trifft nicht, schießt ein zweites Mal ohne zu treffen, ruft einen Polizisten und befiehlt ihm: «Mach Schluss mit den beiden.»*

*Der Mann hat Mitleid, lässt die Kinder laufen. Ein Zug*

*kommt an, die Kinder steigen ein, doch oh weh!, ihnen gegenüber ein SS-Offizier. Erschaut den grossen, schönen, blonden Jungen mit dem dunkeln Mädchen neben sich an, fragt: «Was machst du mit dieser Jüdin?» Bruder: «Sie ist meine Schwester». Bei der nächsten Station schickt er die Kinder hinaus, der Bruder hört, wie er die Pistole lädt, nimmt die Schwester in den Arm, doch kein Schuss fällt. Sie laufen durch Felder, Wälder, der Bub stiehlt nachts bei Bauern, was immer er findet. Hungernd, von Dornen zerfetzt, kann Feigele nicht mehr weiter. Der wache Bruder hat sich die Routen der deutschen Transporte gemerkt, findet die Partisanen und gibt ihnen gegen Brot die Informationen durch. Doch Feigele, müde, verletzt, kann den Partisanen nicht folgen, will sich den Deutschen ergeben. Bruder empört, schlägt sie: «Du willst mich und all die guten Leute (Partisanen) den Deutschen ausliefern?» In seiner Verzweiflung will er die Schwester loswerden, in einem Teich ertränken, doch der ist gefroren und nicht tief genug. Sie laufen weiter, weiter, kommen schliesslich in einem Dorf bei einer polnischen Familie an, die den Arzt (Vater) kannte. Er ist Konditor. Seine Schwester, eine gläubige Nonne, meint, wenn die Kinder sich bis hierher gerettet hätten, bedeute das, dass Gott sie retten wolle. Verbindet die Wunden, gibt den ausgehungerten Kindern zu essen, legt sie zu Bett.*

*Am nächsten Morgen, ehe die Arbeiter eintreffen, wird der blonde, nicht jüdisch aussehende Junge zu des Konditors Bruder, einem Bauern geschickt. Feigele wird in einem Fass mit Luftlöchern versteckt und erst nachts herausgelassen. Das lebhafteste Kind hält es den zweiten Tag nicht aus, schlüpft unbemerkt hinaus, setzt sich vor den Eingang und beginnt zu singen. Zwei Passantinnen erkennen sie als das Kind von Dr. M., de-*

*nunzieren. Das Kind erkennt seinen Fehler, teilt es im Laden mit, wird darauf in Decken gehüllt im kalten Backofen versteckt. Die unmittelbar eintreffende Polizei findet bei der Hausdurchsuchung nichts. Das Kind kann nicht bleiben. Der Konditor schickt es in ein entferntes Dorf zu einem Schuhmacher, dem eben ein gleichaltriges Mädchen durch eine Bombe getötet worden ist. Feigele vertauscht ihre Identität, wird als Adoptivtochter angenommen, als Sechsjährige dann in der Schule angemeldet, wird Christin, macht die Kommunion und hasst alle Juden, «weil sie Christus getötet haben».*

*Bei Kriegsende kehrt der Bruder in sein Heimatdorf zurück, trifft da einen Rabbiner aus Israel, der die in Klöstern und bei Familien versteckten jüdischen Kinder retten soll, erfährt, dass die Schwester beim Schuhmacher ist, wo man sie herausholen muss. Der Rabbi beauftragt damit einen jüdischen Offizier aus der polnisch-russischen Armee. Doch Feigele will nicht weg, sie hasst die Juden, will Christin bleiben. Nichts kann sie überzeugen. Man bietet dem armen Schuhmacher Geld an, das er empört zurückweist: Man verkauft kein Kind, sie ist keine Kuh! Doch er verspricht, das Kind zu übergeben. Er bringt Feigele in die Stadt in ein Hotel, wo der Offizier zusammen mit einer Krankenschwester sie abholt und sie, eingeschläfert durch ein Schlafmittel, in einen Zug bringt. Später meint der Offizier, seine listige Tat könne man als unmoralisch ansehen. Sein grosses Dilemma war: ein jüdisches Kind den Christen entreissen, das vielleicht die einzige Überlebende einer jüdischen Familie war, das einzige Glied in der Kette.*

*Als Feigele aufwacht, glaubt sie entführt worden zu sein, macht Skandal. Ein jüdischer Bub im gleichen Convoi, der*

*sich als blonder Junge in der Hitlerjugend versteckt hatte, beruhigt sie: «Sag zu allem ja – wir werden zusammen entkommen. « Das Mädchen liebt ihn. Sie kommen in das jüdische Waisenhaus in Sabsche, brennen durch, werden wieder aufgefunden und zurückgeführt. Feigele lernt die Jüdischkeit kennen, lehnt sie ab, selbst dann noch, als sie von einem Madrich des Heims gerettet wird, als Landstreicher sie – ah, du Drecksjüdin! – in einem Teich ertränken wollen.*

*Auch nach ihrer Ankunft in Schirmeck bei Strassburg und später in Les Rhuets hält sie sich an den christlichen Ritualen fest.*

Eines Tages hört sie Kalman auf der Flöte ein Lied spielen, das sie ergreift. Sie will die Worte kennen. Kalman spricht sie und sagt: «Sie stammen von einem jüdischen Dichter.» Feigele, wie befreit: «Wenn ein Jude so schöne Lieder schreiben kann, muss man sich nicht schämen, Jüdin zu sein.»

Der sehr begabte Bruder wurde von einem Onkel gefunden und in den USA als Musiker ausgebildet. Die Eltern in Treblinka ermordet.

### **Das ist eines von tausend Schicksalen.**

Doch zurück in unser rotes Schloss in den Wäldern.

Auch da sind noch Zeichen einer übergestülpten christlichen Erziehung wahrnehmbar. «Du Saujud-l» als hässliches, bei den katholischen Polen erlerntes Schimpfwort höre ich einmal ein Kind nach einem kleinen Disput einer Madrichah an den Kopf werfen. Weiss das Kind, was es da sagt?

Mitte März ist die erste Gruppe für die Alijah vorbereitet und zur Abreise bereit. Gäste aus Paris sind eingetroffen, die keineswegs zur Beruhigung beitragen. Die grosse Halle steht voll Koffer und

Pakete. Anny hastet noch da- und dorthin, sie soll die etwa dreissig Kinder nach Marseille begleiten. Man sagt noch dies und das, ich fange fröhliche oder auch ängstliche Blicke auf. Aus dem Car, der in die Abenddämmerung hinein wegfährt, winken kleine Hände noch lange, und wir Zurückgebliebenen schauen ihm nach, bis auf der fernen geraden Waldstrasse nur noch ein entschwindender Punkt zu sehen ist. Auch die Gäste reisen ab. Nach dem Sturm setze ich mich einen Moment zu Kalman ins Zimmer. «Machst du mir einen Tee?» frage ich etwas herausfordernd und amüsiert, weiss ich doch genau, wie sehr er sich als leitender Erzieher im frommen Kinderheim gehemmt und zur Zurückhaltung gezwungen zu fühlen scheint. Dennoch: Die Wälder rauschen, die Eichenblätter flüstern im Wind. Kalman und ich durchwandern das Gehölz während mancher Stunde, plaudernd, über das Leben, unser Leben, unser So-Sein.

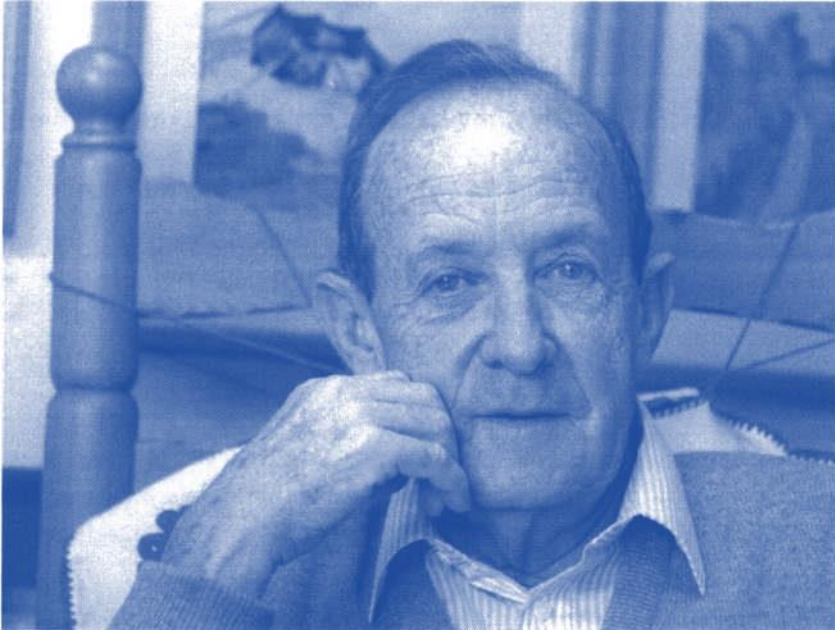
In Les Rhuets verbringe ich das jüdische Passah-Fest. Zum zweiten Sederabend, der nach polnischem Ritus begangen wird, ist Schifra zu uns ins Kinderheim herausgekommen, und ihr Dabeisein erweckt in mir eine seltsame Stimmung von heimatlicher Geborgenheit.

Die farbigen Vitragen, die ich zuvor in Paris aus Karton und buntem Papier, auf dem Boden kniend, für die hohen Fenster verfertigt habe, leuchten im endenden Tageslicht in den festlichen Saal herab.

«Wie schön! Wie hast du das bloss geschafft?» rufen Kalman und die andern aus. Ich schmunzle nur und reibe meine Knie.

\* \* \*

Im Spätsommer plant Kalman von Les Rhuets aus eine viertägige Wanderung zu den Châteaux de la Loire. In der kühlen Frische



*Viele Jahre später (1988): Kalman Benyamini in Jerusalem, wo er von 1964 bis zu seiner Emeritierung 1992 an der Hebrew University Klinische Psychologie lehrte.*

des Frñhmorgens brechen wir auf – einer voran mit der Karte – durch die schon abgemähten Felder, vorbei an Gehöften und kleinen Wasserläufen. Das Château de la Baronne in Chouzy s/Lisse wirkt mit seinen ebenmässigen Proportionen und dem symmetrisch angelegten Garten davor bescheiden neben Chaumont, dessen wehrhafte Rundtürme die Phantasie der Kinder mächtig anregen.

«Kalman, erzählst du nun den Kindern auch die Geschichte dieser Schlösser?»

«Meinst du?» Natürlich! Mach es spannend!»

Spannend ist unser Ausflug auf jeden Fall.

Die Camionette folgt mit dem Nötigsten, wir schlafen in Schlafsäcken in Scheunen und Hangars. Eines Abends platzt ein fürchter-

liches Gewitter über uns herein. Drei Kindern, Kalman und mir, der Nachhut, gelingt es nicht mehr, die etwas entfernte Scheune zu erreichen, und wie Feldmäuse verkriechen wir uns in einen riesengrossen Heuhaufen, der sich gegen den grauen Regenvorhang wie ein rettendes Zelt vor uns auftürmt. Das Haar voll Stroh, die Kleider feucht, krabbeln wir beim ersten Tagesschimmer aus unserer ungewöhnlichen Unterkunft. Wir fachen das Feuer für den wärmenden Morgentrunke an.

Und jetzt, wohin?

«Cheverny und Chambord!» ruft Kalman, und als wir auch das geschafft haben, spürt manch einer unserer tapferen Wanderer die vielen abgelaufenen Kilometer in den Füssen!

Ja doch, ich bin mitgegangen, doch im Grunde nur nebenhergelaufen.

Kurz vor Kalmans Rückkehr nach Israel sehen wir in Paris zusammen einen Ballettabend der Ballets des Champs Elysées unter Roland Petit mit den Choreographien Les Forains, La Rencontre und La Nuit. Darin suchen sich zwei Menschen hinter und vor einer Trennwand und finden sich nie. «Wie im Leben, Kalman», sage ich leise, doch weiss ich nicht, ob er es hört. Seine Miene spiegelt die Freude auf das bevorstehende Abenteuer der Reise nach der neuen Heimat wider. Ganz deutlich weiss ich in diesem Moment, dass dieser junge Mann noch einen langen Weg vor sich hat bis zur Reife und innern Ausgeglichenheit.

*Ich schreibe ihm aus Nesles/(...) Dein etwas trotziges Beharren in der Haltung des «freien Mannes» – Gott, wie war es überflüssig! Freundschaft, Kalman, ist tiefer und freier und engt die Grenzen des andern nicht ein, sondern sucht, im Gegenteil, sie weit zu öffnen für den Gefährten. Du gingst über die Dinge und Menschen hinweg mit einer Nonchalance, die oft an Arroganz grenzte. (...)*



*Kurze Rast während der viertägigen Wanderungen zu den Loire-Schlössern.*

*Dein Weggehen hat mich nicht gleichgültig gelassen. – Lehitra'ot.*

Zu meinem Geburtstag erhalte ich von ihm ein hebräisches Lied mit der deutschen Übersetzung des Textes:

*Wie schwer ist der Abschied!  
Er hat den Geschmack des Todes. Werden wir uns  
Wiedersehen, mein Freund  
Oder ist es das Ende?*

\* \* \*

Mehrere Wochen bringe ich wieder vermehrt in Paris zu. Ich führe die Teilnehmer einer Alijah-Tagung, die in Jouy-en-Josas abge-



halten wird, zu den Sehenswürdigkeiten in und um Paris, zu Konzerten, zu den Wasserspielen in Versailles. Bei den meist hebräisch geführten Vorträgen und Diskussionen stehe ich daneben, sozusagen draussen vor der Tür, denn auch die politischen und religiösen Konflikte sind mir nicht geläufig

Ich bin dauernd in Bewegung. Was ist aus mir geworden? Ist das meine Berufung?

Eines Abends in einem Kinderheim zieht es mich in den Wald, ich muss hinauslaufen, gehen, wandern, mich finden, alleine sein. Woher der Schleier, der sich über meine Fröhlichkeit gelegt hat? Was lähmt meine Kraft und Phantasie? Ja, frage ich mich kalt und sarkastisch: Brauchen sie dich? Wo kannst du dich einsetzen mit all deiner Bereitschaft und deiner Heiterkeit? Wem bist du unentbehrlich? Wer ruft nach dir?

Ich gehe und gehe und merke auf einmal, dass ich den Weg verloren habe. Im Walde verirrt. Und im Leben? Mühsam suche ich nach Kieselsteinen, die mir die Richtung wiesen.

# Freiräume

Wohl sind meine Jahre in Frankreich, diese verwirrenden Nachkriegsjahre, eng mit meiner Arbeit bei der Jugend-Alijah verbunden, doch daneben lebe ich eigene, persönliche Freiräume. Ununterbrochen spielen sich rings um mich bunte, bewegte Szenarien mit Nebenfiguren, Statisten, Kulissenwechseln auf meiner Pariser Lebensbühne ab.

Am Hochzeitsfest von Mary, einer Jugoslawin, und ihrem Verlobten haben sich die Freunde aus der Schweizer Flüchtlingsszene wieder einmal zusammengefunden. Zugegen war auch Beba aus dem Kreis der jugoslawischen Emigranten. Beba Bozanic ist eine junge serbische Partisanin, eine blonde, aparte und starke Frau, die sich in Paris mit Näh- und Schneiderarbeiten durchzubringen versucht und teilweise private oder offizielle Aufträge für die Jugend-Alijah ausführt. Wenn man sie darum bittet, legt sie Karten, und wie sie so dasitzt, konzentriert und Schicksal beschwörend, stelle ich sie mir vor in düstern Wäldern und wilden Schluchten, umringt von den harten, todesmutigen Männern, denen sie Glück oder Untergang voraussagt, eine Carmen aus der Schmugglerszene im untheatralischen, doch dramatischen Kampf um Überleben und Freiheit.

Über ein langes Wochenende campieren wir zu viert, die Jungvermählten, Beba und ich in der Normandie. An der Kante der

weissen Falaises, hoch über dem Meer, stellen wir unsere Zelte auf, unbewilligt natürlich, frei und der Abendbrise ausgesetzt In der Ferne blinken nachts die Lichter der grossen Badeorte herüber.

Soll das nun das berühmte Deauville, das Trouville von Proust sein, staune ich mit beträchtlicher Ernüchterung vor den Hotelpalästen aus dem Ende des letzten Jahrhunderts. Eine Art St. Moritz am Meer. Doch das Meer, das Meer können sie nicht verbauen, nicht zerstören!

Ich teile das Zelt mit Beba. Sehr früh kriechen wir daraus hervor, steigen vorsichtig zum Strand hinab und gehen neben den leise anschäumenden Wellen den weissen Sandstreifen entlang bis zum Ende der Bucht. Es ist nicht Ste Barbe, denke ich. Hier ist unübersehbar der Krieg vorbeigezogen. Doch geblieben sind die salzige Meerluft, der Geruch nach Seetang und Fischen.

Nach Marys leichtem Geplauder ist das Gespräch mit Beba angenehm.

«Wo hast du denn gekämpft? Gegen wen?»

«Gegen die Faschisten natürlich, die deutschen und die kroatischen.»

«Gegen Tito?»

«Ja, auch. Wir sind Serben, weisst du. Wir wollten keine Stalinisten sein. Du weisst ja, wie es im spanischen Bürgerkrieg zugeing. Der Schuss in den Rücken –» «Und nun?»

«Ich werde nach Argentinien auswandern. Dort kenne ich Leute.» Entwurzelung. Eine mehr, denke ich.

Ich treffe mich nun des Öftern mit Beba, rasch zum Lunch, abends ins Kino. Eines Tages lädt sie mich zu einer serbischen Mahlzeit bei sich zu Hause ein. «Du wirst ein paar Serben kennenlernen, Partisanen wie ich», entfacht sie meine Neugier.

Bei ihr in der engen Wohnung, in der sie die echt slawische, fürstliche Gastfreundschaft pflegt, stellt sie vor: «Das ist Mita», und fügt zögernd bei: «mein Bruder.»

Ich zweifle nicht an Bebas Aussage, wundere mich bloss über Mitas so völlig von der Schwester verschiedenes Aussehen. Er ist gross und hager, mit gebräunter Miene und schwarzem Haupthaar. Ich suche angestrengt in meinem Gedächtnis nach dem Bild, dem er so ähnlich sieht. In einer Schaufensterauslage stosse ich später darauf: Es ist Marcel Proust! Im Knopfloch seines Jacketts trägt Mita die kleine rote Kokarde der französischen Ehrenlegion. Er, ein Rechtsanwalt, schlägt sich im französischen Exilais Korrespondent für Jugoslawien am Radio ORTF eher mühsam durchs Leben.

An diesem Abend Mitte September ist Mita Lazarevic in mein Pariser Leben getreten und wird all meine Jahre in dieser Stadt wie ein echter, nie gekannter Bruder um mich sein. Was ich ihm bedeute, frage ich nicht, denn ich weiss es von der ersten Stunde an und spüre auch, dass ich ihm weh tun werde, meinem besten, schwierigen und immer unersetzlicheren Bruder. Er ist von natürlicher Zuvorkommenheit, in der stets ein grosser Stolz mitschwingt.

Er wohnt in einer recht dunkeln, doch geräumigen Wohnung im ersten Stock an der Rue Monsieur le Prince, welche Mary ihm auf unbestimmte Zeit überlassen hat. Mary hat sich inzwischen von ihrem Mann getrennt und ist zu einem neuen Freund nach Strassbourg gezogen.

An der Rue Monsieur le Prince in einsamer Kammer bringt Mita nun seine Herzensnöte, Gefühle, Sehnsüchte in Versen zu Papier.

Er schickt mir das erste Gedicht an Pfingsten:

*Eternellement nouvelle  
Je t'assure que je te connais bien  
Et que rien ne peut échapper à mes yeux,  
Même le moindre coin de ton corps merveilleux,  
Que j'ai envie d'embrasser tout entier.*

*Je te connais même quand tu es hésitante  
Et quand tu t'approches de moi pleine de joie et de  
beauté.  
Je sens quand tu es contente, –  
Je connais tes qualités de cruauté.*

*Hélas! Je me trompe, je ne suis pas réel!  
Malgré tout tu es toujours nouvelle,  
Toujours autre, toujours plus belle, –  
Jamais tu ne te ressembles à la femme d'hier.*

*Cela m'embrasse, cela me met en flamme!  
Je n'en peux plus, un peu de pitié!  
Ah, – sois seulement une fois comme les autres femmes,  
Pour que je puisse enfin me reposer de ta beauté.  
Dimitrije Lazarevic*

*A vous, Charlotte, ces quelques vers mal faits afin qu'ils vous  
disent mes sentiments tout bouleversés à la fois par votre  
beauté et votre cruauté. D.L. Paris, 5.VI.49*

Welch blumenreiche, fast orientalisches üppige Phantasie, denke ich. Späterfolgen weitere Elaborate seiner heftigen Gefühle. Die vielen Menschen um mich scheinen ihn zu stören. Er möchte mich am liebsten für sich ganz alleine haben, *dans un amour fou*:

*Quand je t'ai rencontrée pour la première fois*

*De suite je ne me suis plus senti seul,  
Parceque j'ai pensé que je trouvais une nouvelle foi, Que  
je trouvais enfin l'amour éternel.*

Als ich an meinem Geburtstagsabend anderweitig verabredet bin, ist er tief verletzt und drückt es in bitteren Versen aus.

Mein guter Bruder Mita, mein grosser Verehrer, du Dichter deiner sehnsuchtsvollen und begehrenden Phantasie, so höre: Am 6. August haben wir zusammen abends im Bois einen Alexander miteinander getrunken, *gâteaux* gegessen, natürlich auch geflirtet und dann, nach Mitternacht, zusammen im Lac gebadet! Hinter den alten hohen Bäumen kam der Beinahe- Vollmond hervor und warf glitzernde Blitze auf die von uns verursachten Weilchen.

Doch für dich, mein Freund, war das noch nicht genug.

Tags zuvor, am Freitag, kamst du bei mir vorbei mit Geschenken. Wir assen zusammen bei mir einen kleinen Lunch. Darauf fuhr ich ins Büro, und abends führte mich ein Alijah- Mensch aus in den *Lapin Agile* und anschliessend in den *Monseigneur* bis morgens um halb vier.

Ist es das, das dich zum Dichten veranlasste, mein Freund, dessen Herz mit solcher Ausschliesslichkeit das meine begehrt? Mein Herz – ach, andere Winde tragen es fort, ohne es noch niederzusetzen. Das ist dein Schmerz, deine Verzweiflung. Am Tag nach meinem Geburtstag, einem Sonntag, haben wir beide zusammen mit deinem schon so kranken Bruder beim *Observatoire* Mittag gegessen, wir waren heiter und gelöst, doch dann musste ich zu Hause den verlorenen Schlaf nachholen.

In der Stunde vor Mitternacht trafen wir uns an der Porte Maillot, um im Bois spazieren zu gehen, unsern Alexander zu trinken und uns ein weiteres Mal an unserem Nachtbad in der Silberbahn des Mondlichtes im Lac zu ergötzen, wo der Kitzel der Verwegenheit

unsre Lust erhöhte. Mita, Lieber, hast du das vergessen? Ich weiss, deinem Durst genügt der Alexander alleine nicht  
Zwei Tage später bist du durch ganz Paris gereist, um die Weinblätter zu finden, mit denen du mir die köstlichen serbischen Krautwickel bereitet hast. Du verwöhnst mich, du bist immer da. Du bringst mir die Blumen, die du am Geburtstag nicht hattest kaufen können. Wir essen bei *Récamier* im Kerzenlicht. Wir hören den *Orpheus* von Gluck und sehen den Film *Henry the Vth* und viele andere mehr. Du bringst mich zum Bahnhof und holst mich ab, du hilfst mir mit Paketen und Schlepperei, beim Haare Waschen bist du unentbehrlich, tust es vorsichtig mit Eigelb und Alkohol. Du findest für mich den Buchbinder in der elenden düsteren Wohnung in einer Gasse hinter der Sorbonne, wo der alte Mann mit seinem Holzbein von hinten nach vorne trappt, toc, toc, toc –. Du weisst, wo man die Prägung auf die Buchrücken pressen lassen kann. Mita, was täte ich in Paris ohne dich? Doch dann streiten wir des Öfftern, weil Mita nur ein Schwesterherz und nicht die geliebte Frau in mir findet.

Ich mag ihn, meinen Bruder und Freund, ja, ich habe Mita gern, doch sein Körper zieht meinen nicht an, ein Hauch von Fremdheit scheint uns zu trennen. Unsere Wellen schwingen nicht im gleichen Rhythmus. Daher hasst er mich wohl zeitweilig und steht doch helfend, brüderlich immer wieder an meinem Weg. Mita, mein Bruder, ich danke dir!

\* \* \*

An Sommergästen von überallher fehlt es in Paris nicht. Ich bin in der Freizeit sehr beschäftigt. Mein Karussell dreht sich, man springt auf, man springt ab.



*In Nestes,  
Sommer 1948.*

An einem Samstag in den Hundstagen lädt Edita mich zusammen mit Gästen aus New York zum Dinner ein. Wir sitzen im Garten, der Tag ist hell, die Luft ist klar. Es sind jüdische Gäste, die sich hier versammelt haben, und ich werde richtiggehend bombardiert mit Fragen über die Alijah. An der grossen runden Tafel fliegen die Worte hin und her wie bunte Schmetterlinge auf einer Blumenwiese, leicht und beschwingt.

Am Sonntag nach der Tafelrunde spielt man Krockett auf dem Rasen, man ist gelöst, heiter, spaziert, plaudert, und abends,



nachdem die Gäste Lebewohl gesagt haben, tritt wieder die grosse, wohltuende Stille ein. Edita und ich ziehen uns in die intime Bibliothek zurück. Sie erzählt von der Kindheit in Schweden, den Sonnwendfesten, die sie in ihrem ersten Buch *My Darling of the Lions* geschildert hat, sowie von ihren Lebenserfahrungen.

«Es kam eine Zeit», sagt sie, «als Iwan (der Sohn) schon längst in England in einer Internatsschule untergebracht war und unsere Ehe spannungslos geworden zu sein schien, dass ich in Mexico einem Maler begegnete, und sogleich verliebten wir uns ineinander. Ira seinerseits lernte in Budapest seine spätere langjährige Herzensfreundin kennen. – Eine Scheidung, meinst du? Oh nein. Wozu? In den Ferien trafen wir, Ira, Iwan und ich, hier in Nesles zusammen.»

«Und dann?» frage ich nach einer Weile.

«Der Maler starb, die Ungarin kam durch die Nazis um –»

«Edita! Das klingt wie eine Romangeschichte rufe ich aus. und ist doch das Leben!» sagt sie.

Durch das nächtliche Dunkel höre ich Editas leise und warme Stimme: «Weisst du, Charlotte, ich spüre, dass ich Ira von Tag zu Tag lieber habe.»

Nun ists, wie wenn die Nacht sich in weite Räume öffnete. Welch beherzenswerte Lebensphilosophie, denke ich. Könnte sie nicht ein Schlüssel sein?

\* \* \*

An der Rue de Lota verändert sich die Szene in rascher Folge. Meta Planter und Akiva Lewinsky, deren Zeit als Delegierte der Jugend-Alijah im Ausland abgelaufen ist, verlassen uns. Gegen achtzig Personen danken an der Abschiedsfeier unseren Mitarbeitern für ihre Freundschaft und Mühe oder einfach dafür, dass wir sie kennen und mit ihnen zusammenarbeiten durften. Die

Stimmung ist warm, die Fröhlichkeit gedämpft. «*Lehitra'ot* in Erez Israel!» ist Gruss und Wunsch zugleich. Sally Schaufelberger, eine der wenigen überlebenden Jüdinnen aus Prag, übernimmt Metas Arbeits- und Pflichtenkreis. Sie ist mit einem Schweizer Nichtjuden verheiratet. Er ist eine schillernde, zwielichtige Persönlichkeit und somit Sally, deren Wesenszüge von grosser Reinheit und innerer Vornehmheit geprägt sind, nicht würdig. Loyalität zu ihm übt Sally nicht allein aus Rücksicht auf das gemeinsame Töchterchen aus, sondern vor allem aus Dankbarkeit dafür, dass er sie in den schlimmen Zeiten in der Tschechoslowakei durch Heirat vor der sicheren Vernichtung gerettet hat.

In Hans Gaertners Büro an der Rue de Lota sitzt nun Isi Eisner, und wenn auch seine Zeit im Ausland abgelaufen sein wird, nimmt Fritz Lichtenstein seinen Platz ein. Neue Gesichter, neue Namen. Ein ständiger Wechsel, doch was bleibt, ist der Alijah-Kern.

# Schweiz 1948/49

Aus familiären Gründen ist meine Anwesenheit in Zürich für mehrere Wochen notwendig.

## **Tagebuch:**

*Ich bin nun schon seit einiger Zeit in Zürich und finde aus einer dumpfen Benommenheit nicht heraus. Ich suche die frische Brise, den Funken, den Stachel auch. Es ist hier bloss das Ewig-Gestrige. Die Präsentationen der Eitelkeit, unwichtige Wichtigkeiten, die etablierten gesellschaftlichen Gepflogenheiten verbrämt mit unnötigen kleinen Intrigen, die verpflichtenden Standesbewusstheiten und alle die handfesten und selbstgerechten Prinzipien.*

Ich gehe durch die Strassen, sie sind geordnet, alle Geräusche gedämpft. Ein Grauton von Langeweile. Habe ich das früher nie bemerkt?

Wie hatte doch A., mein langjähriger Vertrauter und Mentor, das einmal sehr bildhaft dargestellt? Man hat oft das Gefühl, in einem Wachtrog des Frauenvereins zu ersticken. Wo du hinblickst: überschäumende Lebensunfrische, pulsierender Stumpfsinn.

Meine eigene Wohnung ist untervermietet, ich bin da und dort eingeloggt. Doch man überschätzt seine Kräfte: Ich halte das Vagabundenleben, das Nicht-daheim-Sein beinahe nicht aus. In diesen dunkeln Wintermonaten glaube ich auf Eis zu gehen.



Zürich um 1950 (Foto: Beringer & Pampaluchi Zürich; ETH Bild-Archiv).

### **Ich suche festen Boden unter den Füßen.**

In der Zeitung ist eine Stelle für die allgemeinen Fächer und für Materialkunde an der Frauenfachschule am Kreuzplatz ausgeschrieben. Vorstellungen von einem gesicherten guten Einkommen, von der Rückgewinnung meiner Wohnung benebeln mich, ich schicke meine Bewerbung samt Referenzen ein.

Anfang Februar bietet mich ein Brief der Fachschule zu einer zweistündigen Probelektion für Mitte des Monats auf. Am selben Abend stehe ich in der Pfauenbar plötzlich vor Arnold Kübler, dem «DU»-Redaktor, der sich unvermittelt nach der grossen Sache – gemeint die Stelle an der Fachschule – erkundigt. Er habe, sagt er etwas wichtig, als Referenz befragt, die Wahrheit gesagt, und sie sei nicht zu schlecht für mich ausgefallen.

So, so, denke ich, wie nett von Ihnen!

Die ganze Angelegenheit beschäftigt mich furchtbar bis tief hinein in meine Träume: der Wunsch nach der gutbezahlten Stelle und die Angst vor der Sehnsucht nach Paris und Frankreich quälen mich Tag und Nacht. Ich büffle gewissenhaft auf die Probelektion hin.

Eines Tages steige ich zur Terrasse der Hohen Promenade hinauf und schaue hinaus in den sinkenden Abend. Graublau und flach wie eine Kulisse schneidet die Üetlibergkette den Horizont ab, so, als bedeute sie die endgültige Grenze für meine Freiheit. Ein Gefühl der Beklemmung ergreift mich, und ich hoffe, dass ich die Probelektion nicht bestehen möge.

Ich erhalte die Absage mit Erleichterung!

\* \* \*

Wie schon so oft habe ich eine Reihe Wunschkolpakete ins Büro nach Paris geschickt – Kaffee, Schokolade, Zigaretten, Garn, Wolle, Strümpfe usw.

In einem Brief vom 17. Januar 1949 an Isi Eisner, den Nachfolger von Hans Gaertner, verlange ich klare Auskunft über meine zukünftige Beschäftigungssituation:

*(...) Ich möchte gerne genauer wissen, wie meine Arbeit bei Euch aussehen wird. Am liebsten würde ich in Paris bleiben. Wenn ich indessen wieder die Heime bereisen sollte, muss ich – nicht etwa so, wie es voriges Jahr war! – die vollen Kompetenzen haben, wirklich etwas zu tun. Es ist zwecklos, aus den Häusern zurückzukommen mit Berichten und Vorschlägen, die nicht verwertet oder nicht einmal angehört werden. Es muss – und das ist mir für mich selbst äusserst wichtig –, eine klare Notwendigkeit für die Arbeit vorhanden sein. Du verstehst das sicher sehr gut und ich denke auch, dass Du die richtige Form finden wirst. Herzlich Shalom.*

Isi meint, er erwarte mich so bald wie möglich in Paris – !

\* \* \*

Im Laufe dieses Jahres überraschen mich meine Verwandten aus Kolumbien, die ihre Ankunft mit der Johnson-Line in Antwerpen ankündigen. Am Nachmittag fährt der kleine, schneeweisse Fracht- und Passagierdampfer an den Pier. Onkel Hans und Tante



*Die Verwandten aus Kolumbien (v.l.n.r.): Erna, Lolita und Juan Weber-Loeb. Hier während ihres Besuchs in der Schweiz kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.*

Erna, unverkennbar, an der Reling.

«Nach so viel jähren!»

Fragen und Antworten ohne Ende.

Tante Erna ist noch immer eine Schönheit, etwas füllig geworden. Majestätisch geht sie neben dem schmalen, hochgewachsenen Onkel einher. Da fragt sie mich: «Lotte, erzähl mir einmal, wie es mit den Juden war in Europa. Wir haben so wenig erfahren.»

Ich führe sie zu unserem belgischen Jugend-Alijah-Büro in der Stadt. Tante ist ungeheuer interessiert und – erschrocken. Ich bin darüber erstaunt.

«Endlich darf ich Jüdin sein! Ach Lotte, in Bogota gelte ich als Protestantin, aus Rücksicht auf Hansens Geschäfte.» «Erna, du musst dich also verleugnen? Hältst du das aus?» Darüber spricht sie nicht mehr. Sie scheint daran gewöhnt zu sein, ihre Wunde zu verbergen. Ich erzähle ihr ausführlich über meine Arbeit mit den Flüchtlingen, den «Buchenwäldern» und den Kindern in Frankreich.

Noch einmal, später im Jahr, sehe ich die Verwandten aus Kolumbien in Zürich, diesmal ist meine einzige Kusine Lolita dabei. In ihrer aparten Schönheit, hohen Gestalt, der unprätentiösen Eleganz, sprachbegabt und voll Humor kommt sie mir inmitten der Schweizer Bürgerlichkeit vor wie eine auf dem südamerikanischen Kontinent gewachsene, fremdartige Blume. Ich habe nie herausgefunden, ob sie sich als Jüdin oder Protestantin versteht.



*Kusine Lolita aus Bogotá (Kolumbien). Hier mit Ehemann Manuel Toro während ihres Besuchs 1949 bei Charlottes Schwester Erika in Basel.*

# Minkowska – VeL d'Hiver

Eine ungewöhnliche Hitze lagert wie eine gläserne Glocke über Paris und dem Land. Trockenheit überall. Man schaut nach einer Wolke aus – nichts! In Südfrankreich brennen die Wälder. Endlich das erste gewaltige Sommergewitter. Wie ein dichter Vorhang braust es vor den Fenstern hernieder, und die Strassenrinnsteine überfluten.

\* \* \*

Simon teilt mir eine interessante Arbeit zu. Er macht mich mit Frau Dr. Minkowska bekannt, der Schwägerin des in Zürich angesehenen Neurologen Dr. Eugène Minkowski. Ihr Mann ist Psychiater in Paris. Sie ist daran, durch Vergleiche von Kinderzeichnungen eine Typologie auszuarbeiten und die Menschheit in *Rationnels* und *Sensoriels* einzuteilen. Frau Minkowska selbst, eine polnische Jüdin, mittelgross, rundlich, stets in Bewegung, stets mit einem seltsamen Hutgebilde auf dem etwas unordentlich frisierten Haupt, verkörpert in anschaulichster Weise ihren Typus einer *Sensorielle*, während der schmale, zurückhaltende, sachbezogene Ehegatte den *Rationnel* darstellt. In ihrer grossen, etwas düsteren Wohnung in Montparnasse finden nun Gesprächsrunden statt, in denen sie einer kleinen Gruppe von hilfsbereiten Interessierten – darunter bin nun auch ich – ihre Theorien erläutert. Im Bereich der Kunst sind Seurat und Van Gogh die Protagonisten ihrer Forschung, indem der zeichnerische Ausdruck von Schizo-





*Dr. Françoise Minkowska.*

phrenen dem Malstil von Seurat gleicht durch die Bewegungslosigkeit, die im Krankheitsfalle noch verstärkt wird durch stereotype Wiederholungen und hintereinander gestaffelte Ebenen. Dagegen weisen die aufgelösten Formen, die ihre Konturen verlieren, auf eine epileptische Veranlagung hin.

Wir arbeiten mit der wissenschaftlichen, überzeugten und etwas skurrilen Psychologin zusammen an den Vorbereitungen zu einer in Fachkreisen sehr beachteten und anerkannten Ausstellung, die Simon für sie im Musée Pédagogique arrangiert hat. Die Ausstellung steht unter dem Patronat der drei französischen Gesellschaften für Pädagogik, für klinische Psychologie und für Ästhetik und wird – so erfahre ich später – auch in Zürich gezeigt werden.

In Minkowskas düsterem und recht spassig ungeordnetem Arbeitszimmer suchen wir Dutzende von verblüffenden und interessanten Zeichnungen aus, versehen sie mit Passepartout und mit einer Legende, die auf das Schicksal des kleinen «Künstlers» hinweist. Es handelt sich um Dokumente von verfolgten, versteckten, geschädigten und seelisch kranken Kindern. Wo und wie hat diese erstaunliche Frau sie bloss alle gefunden? Ein ausführlicher und bebildeter Katalog wird vorbereitet. All dies erfordert viel Zeit und Aufmerksamkeit, wohl auch beträchtliche finanzielle Aufwendungen. Ein Graphiker und ich sind für die Präsentation in dem langen, weiten Saal des Musée Pédagogique verantwortlich.

Am 28. April zur Eröffnung zählen wir an die fünfhundert Besu-

cher. Es ist der grosse Tag für die Minkowska. Ihr Hutgebilde schwankt fröhlich auf ihrem Haupte, und sie geht herum, spricht, erklärt, ist sehr stolz und befriedigt. Wir verkaufen gleich am ersten Tag hundert Kataloge. In der Folge bin meist ich es, die die Ausstellung hütet und den Besuchern die Bedeutung der Exponate erläutert. Oft sind es Studenten, oft ganze Besucherströme, sehr häufig aber auch Künstler, Maler, Graphiker, die für die kindlichen Kunstwerke grösstes Interesse zeigen.

So gehen die Wochen vorbei. Mich überzeugen die Theorien der von ihrer Forscherarbeit völlig besessenen Frau. Ihre Kurse über den Rorschach-Test ziehen sich durch das ganze Jahr hin, ich bin, wann immer möglich, dabei, lerne viel, da die warmherzige Ärztin, die mich zu mögen scheint, sich mit mir unterhält wie mit ihresgleichen. Zuweilen verlassen wir ihre Höhle zu einem kleinen Abendbrot gleich nebenan, in der *Coupole* oder im *Dôme*.

\* \* \*

Von dem Abstecher in die Welt der Wissenschaft und der Kunst kehre ich an die Rue de Lota zurück, wo Fritz Lichtenstein – später nannte er sich Perez Leshern – Isi Eisners Sessel eingenommen hat.

Isi möchte in der kurzen verbleibenden Zeit Paris noch so intensiv wie möglich auskosten, und am liebsten scheint er das in meiner Gesellschaft zu tun. Er ist für mich als Mann so wenig anziehend, dass die verschiedenartigsten Eskapaden mit ihm, dem sanguinischen Temperament, der so witzig und heiter ist, zu fröhlichen und unbeschwerten Unternehmungen werden. Sehr oft schliesst Fritz Lichtenstein sich uns an, und das, was Isi mit den Augen des Abschieds betrachtet, wird für Fritz ein Pariser Erstlingserlebnis. Zudem fahre ich oft Gäste in unsere Häuser, betreue die Fremden in der grossen verwirrenden Stadt.

Doch immer häufiger hinterfrage ich mich: Was tue ich? Wo ist mein erzieherischer Einsatz? Wo sind die Kinder?

Vor seiner Heimkehr möchte ich, dass Isi Eisner das mustergültig geführte Kinderheim des begnadeten Pädagogen Pougatz in Plessy-Trévisé kennenlernt, von dem ich ihm so viel vorge-schwärmt habe. Weil – ja, hör gut zu Isi! – weil die Erziehungs-methoden hier sich wesentlich von denen der Alijah unterscheiden. Für Pougatz ist die persönliche, umfassende Entwicklung des einzelnen Individuums das Hauptanliegen, was das Einordnen in eine Gemeinschaft vielleicht schwieriger, aber keineswegs unmöglich macht, während die ungeteilte zionistische Zielsetzung der Alijah anstrebt, die Jugend für die Bedürfnisse des jungen Staates auszubilden. Darüber habe ich mich oft mit verantwortlichen Erziehern der Alijah gestritten: «Wie geht ihr um mit den durch die Vergangenheit geschädigten Kinderseelen? Wie heilt ihr die Verletzungen der erlittenen grausamen Schicksale? Durch Ignorieren? Wenn ihr darüber hinweggeht, nur vorwärtsschreitet, forsch, fröhlich, mit dem Blick auf das Gedeihen des Staates, werden viele am Rande des Weges liegenbleiben.»

Auch Sarah, die schöne Sarah, eine Sabre aus dem gehobenen russischen Judentum, die als ganz junge Erzieherin seit Kurzem in Pougues-les-Eaux Kunst, Rhythmus und Schönheit in die zielgerichteten Alijah-Methoden bringt, hat sich uns angeschlossen. Sie ist mit ihren lachenden Augen und dem dunkeln, leicht gelockten Haar, mit ihrer hohen tänzerischen Gestalt so anziehend, dass keiner an ihr vorbeisehen kann. Am allerwenigsten – ja, wer wohl? Natürlich Hanan! Doch davon später.

\* \* \*

Der Grafiker und Maler Gottfried Honegger, der vor Jahren mit mir zusammen in Zürich an der Zeitschrift «DU» gearbeitet hat, ist vorübergehend in Paris. Er hilft mir, einige Plakate mit grossen hebräischen Buchstaben zu gestalten, die ich an die Rue de Lota ins Büro bringe. Sie sollen im Palais de Chaillot aufgehängt werden anlässlich einer Konferenz von jüdischen Cineasten, die Hanan überzeugen will, Geld für den *Jom Hajeled* (Tag des jüdischen Kindes) zu spenden. Mit einigen Leuten aus dem Büro gehe ich kurz da vorbei.

Menschen, Menschen, Reden, Bewegung.

Blitzartig taucht ein beklemmendes Bild vor meinen Augen auf, das ich tief in mir vergraben habe und das mich noch immer erschreckt

Es trug sich im Jahr zuvor, am 18. Mai 1948, zu. Man feierte die Geburt des neuen Staates Israel. Ich stand damals etwas hinten in der enormen Halle des Vélodrome d'Hiver, wo nackte Birnen auf eine zahlreiche, dichtgedrängte Menge ein kaltes Licht warfen. (Wurde dieser Ort absichtlich gewählt als Triumph über das Leid, welches nach der Besetzung Frankreichs durch die Nazis den zusammengepferchten jüdischen Opfern dort angetan worden war?) An einer Wand stand das nicht sehr hohe, von Menschen überfüllte Podium. Ein Hin und Her, Aufmarsch von Jugendgruppen, Fahnen, Gesänge, Reden, die Hatikwa (Israels Hymne). Die Zeitung sprach von dreissigtausend Anwesenden. Auf einmal – sehe ich recht? – sank das Podium langsam zur Erde, die tragenden Pfeiler waren von der Überlast der zu vielen sich für bedeutend haltenden Menschen auseinandergedrückt worden. Eine glitzernde Staubwolke stieg ins kalte Licht auf –

dann verdeckten die Menschen vor mir die Sicht. Niemand wurde ernstlich verletzt, doch mir war, als stünde mein Herz einen Augenblick lang still. «Welch fürchterliches Omen», sagte ich tonlos, verliess den Saal und spürte in der warmen Nacht eisige Wellen über meinen Rücken laufen.

LA NOUVELLE RENAISSANCE vom 21. Mai 1948 berichtete über den Gründungstag Israels und die Feier u.a.:

*(...) Discours, musique, défilés des organisations juives, écroulement de la tribune, tout cela faisait partie d'une vaste farandole qui achevait de griser, qui portait à son comble l'enthousiasme.*

*Qu'importe que les haut-parleurs fonctionnaient mal, on ne comprenait que peu aux discours. Les Juifs applaudissaient à tout rompre. Qu'importe que les jeunes ne sachent pas défiler au pas, c'était la jeunesse, l'avenir que l'on voyait. Qu'importe les bousculades, les divergences d'opinions politiques. Israël était là, plus nombreux qu'il ne l'avait jamais été. Israël s'était regroupé dans un élan de foi qui abolissait toutes les barrières.*

# Jom HajeLed 1949

Ende Oktober 1949.

Über die jüdischen Feiertage geht die «Rue de Lota» auf Reisen. Südwärts. In aller Frühe verlässt der Car mit uns, dem beinahe vollzähligen und froh gestimmten Staff, die Stadt in Richtung Les Choux, Pougues-les-Eaux und Uriage, wo wir übernachten, unser Kinderheim besichtigen und am zweiten Tag in Marseille landen. Hier werden die abstrakten Vorstellungen unserer Häuser *Château de Julhans* in Roquefort-la-Bédoule und der *Villa Gaby* in Marseille durch die lebendige und bunte Anschauung ersetzt. Das Schloss, ein in Ocker gehaltenes, seigneuriales Landhaus mit eckigen Türmen zu beiden Seiten der breiten Fassade, umgeben von mediterraner Vegetation und inmitten von vierzig Hektar Land, und Ruwen Wydra, der die Leitung übernommen hat, ein provenzalischer Landedelmann! Die Villa Gaby, benannt nach deren ehemaliger Besitzerin Gaby Deslys, einer international erfolgreichen französischen Tänzerin, Schauspielerin und Sängerin, an der Corniche, der malerischen, gewundenen Küstenstrasse über den Felsen gelegen, ist unsere Sammelstelle für die ausreisenden Alijah-Kinder. Gaby Deslys vermachte dieses einzigartige, in einem herrlichen Park gelegene Anwesen aus dem 19. Jahrhundert testamentarisch der Stadt Marseille. Während der Besetzung Frankreichs hatten sich dort Nazi- Offiziere einquartiert. Heute ist der frühere Glanz verblichen, die ständige Ankunft und Abreise von Alijah-Kindergruppen hinterlässt trotz aller Sorgfalt sichtbare Spuren der Abnützung.



*Die Villa Gaby an der Corniche Kennedy in Marseille  
(Foto: Ludovic Vergnaud, 2010).*

Ringsum und dahinter die Provence, von der man sagt, Gott habe sie als Paradies erschaffen, und die wir nun im Abendlicht zurücklassen. Mit Augen voll Sonne und Licht landen wir schliesslich wieder nach einer langen, durchfahrenen Nacht in einem novembereiskalten «Aller-Heiligen»-Paris.

\* \* \*

Gegen Mitte November setzt sich Hanan zu mir ins Büro: «Charlotte, du hast mir einmal von deiner Theateraufführung in der Schweiz erzählt, etwas Flämisches, glaube ich.» «Ja, Lancelot.» «Ich möchte so etwas am 18. Dezember hier in Paris machen, zum *Jom Hajeled*, dem Tag des Jüdischen Kindes.» «Hanan, wie stellst du dir das vor?!»



*Sarah Aynor, viele Jahre später in  
Jerusalem (1993).*

«Möglichst gross.» Typisch Hanan, denke ich. «Willst du das übernehmen?» fragt er dann. Nur, wenn ich mir Mitarbeiter dazuholen könne. «Ich denke an Sarah. Bist du damit einverstanden?»

«Sarah von Pougues? Sofort», sagt er so erstaunlich rasch, dass ich hätte aufhorchen sollen.

Sarah kommt nach Paris und mietet sich in einem Zimmer am Champ-de-Mars ein. Simche Schwarz, der jüdische Regisseur, den ich von Schweizer Lagern her kenne, empfiehlt mir einen Theatermenschen, André Marcovici, und dieser seinerseits holt Roger Desmares, einen nichtjüdischen französischen Mimen, heran. Mit einer Garage schliesse ich einen Mietvertrag für eine *Dauphine* (Renault 4) ab, das ist unser Theaterauto. Hanan verschickt ein Rundschreiben an alle unsere Heime, man möge sich wegen Informationen über den Jom Hajeled an mich wenden.

Doch, was sollen wir spielen? Ein Stück? Welches? Es muss doch etwas mit Kindern und Israel zu tun haben.

An einem Streiktag fahren wir in alle jüdischen Kinderheime rund um Paris, in die unsrigen und in solche anderer Organisationen.



«Habt ihr ein Theaterstück? Schauspielerisch begabte Kinder?»  
«Komm Jankele, sag einmal dein Gedichtchen auf», ruft der Heimleiter, und ein Büblein murmelt vor uns sein Verslein herunter. Oh je!!

In einem Jugendheim sehen wir halbwüchsige, sehr hübsche Mädchen. Das sieht vielversprechend aus. Andernorts gibt es junge Burschen, und Roger entwirft in Gedanken bereits mimisch gestaltete Szenen.

Nun sitzen wir Stunden um Stunden in Sarahs geräumigem Mietzimmer, brüten, und bald wird uns klar, dass wir selber ein Stück schreiben müssen. An genialen Ideen fehlt es nicht, eins gibt das andere, und dann kommen die sprachliche Umsetzung und die Regieanleitungen dazu.

Doch die grosse Frage ist: Wo? Denn wir sind an ein Datum gebunden. Ein Theater? Ein Varietésaal? Eine Sporthalle? Am Ende wird es das Palais de Chaillot sein.

«Gross genug, Hanan?» Er erklärt sich sogar mit dem Preis einverstanden.

Neben den Autoren-Geburtswehen gibt es für mich noch alles mögliche zu bedenken, wie etwa Programmgestaltung, welcher Grafiker? Wo drucken? Affichen in der ganzen Stadt. Billete und Billetsteuern, Abgaben, Bewilligungen dieser und jener Art, und endlich die ganze Bühnendekoration und Anfertigung der Kostüme. Ich rase von früh bis spät durch die Stadt, zu den Proben, zu Handwerkern und offiziellen Stellen.

Inzwischen arbeiten und üben die andern mit den jungen Schauspielern, ich fahre sie an die jeweiligen Orte zu den unmöglichsten Zeiten. Meist verschlingen wir in aller Hast den Lunch in der Kantine an der Rue de Lota und sausen los. Das Jugendheim der Burschen ausserhalb von Paris reserviert uns die Abendstunden,



*Pougues-les-Eaux: Üben für den grossen Auftritt am Jom Hajeled.*

und wenn wir dann erschöpft um Mitternacht in Paris zurück sind, sagt einer von uns: «Kommt, wir gehen zu *Lipp* Austern essen! Das stärkt!»

Bis dann meine drei Gefährten nach Hause und das Auto in die Garage gebracht sind, bleiben mir nur noch wenige Stunden Schlaf.

Manchmal kehrt Sarah nach Pougues zurück und studiert dort mit den Kindern die Tänze ein. Und die Musik?

Eine jüdische Zeitung in Paris schreibt darüber u.a.:

*REPETITIONS EN 'DUPLEX' (J.- P. Nathan)*

*Comme il se doit, un grand mystère enveloppe les répétitions du 'Livre de Lumières'. Ajoutons cependant que Marcovici a une manière originale de travailler.*



*Ainsi, de Paris, il téléphone à Moissac.*

*'Sarah l'Israélienne' chargée de faire la liaison entre les danses et les chants, joue à la flûte devant l'appareil les premières mesures d'un chant yéménite, que Henri Milstein doit apprendre à sa chorale. Milstein s'explique au téléphone et Sarah est d'accord, Marcovici ajoute son avis et il paraît que tout le monde se comprend. (...) Ce procédé particulièrement moderne, apparenté au 'duplex' de la radio, ouvre au théâtre des horizons nouveaux. Le mime Roger Desmares, qui ne se déplace qu'en dansant et, sans être juif, parle avec ses mains, apprend aux enfants et aux*

*jeunes gens à exprimer avec leur seul corps la misère, la grandeur, la souffrance ou la joie du peuple d'Israël.*

Im jüdischen Quartier St. Paul finden wir den jungen, geschickten Schreiner Walter Spitzer, der schnell begreift, was wir wollen. Marcos Frau und eine Menge Conciergen im Umkreis nähern die Kostüme. Die Tänzerinnen im Mädchenheim sorgen selbst mit viel Geschmack für ihre Schleiergewänder. Eine unglaubliche Koordination.

Zwei Tage vor der Aufführung kommen die achtzig Mitglieder der Chorale aus Moissac an und werden in einem Centre d'Accueil untergebracht. In einer Turnhalle wird gruppenweise mit letztem Eifer geprobt. Nur ersetzt das die Bühne nicht! Das Chaillot gesteht uns einen Probenmorgen zu, strikte von 9 bis 12 Uhr. Das reicht kaum für die Hälfte. Punkt Mittag packen die unfreundlichen Bühnenarbeiter zusammen. «Nein, nein, das geht doch nicht!» Nach langem Hin und Her handle ich für einen hohen Betrag eine weitere Probenstunde aus.

### **Der grosse Tag! Der 18. Dezember 1949.**

In der Stadt sind die Anschläge gesehen, die Voranzeigen gelesen worden. Der Saal ist mit gegen viertausend Zuschauern überbelegt. Von überallher sind Eltern mit ihren Kindern und die Jugend aus den Kinderheimen in vollbesetzten Cars herbeigeströmt. Im Saal singt das junge Publikum bereits vor Beginn israelische Lieder. Der Vorhang geht auf. Stille.

Da stossen in fahlem Licht graue Gestalten, verängstigt, scheu, geduckt in Gruppen aus den vier Ecken der Bühne gegen die Mitte vor, misstrauisch, und geben sich in einwandfreier Sprechtechnik zu erkennen:

*«Nous sommes les enfants de la peur!»*

«*Nous sommes les enfants de la faim!*»  
«*Les enfants perdus, les enfants de la mort!*»

Im Hintergrund ertönt froher Gesang, und über einen kleinen Hügel hüpfen Kibbuzkinder in weissen Hemden und blauen kurzen Hosen herein, mit Mundharmonika und Tamburinen. Die grauen Gruppen weichen erschrocken zurück, werden von den Alijah-Kindern stauend umringt, bei der Hand genommen, miteinbezogen in ihr Spiel. Nun folgen in wirbelndem Tempo die Volkstänze aus den einstigen Heimatländern der Kinder, ein Krakowiak, ein Polonez, ein Korowod, ein holländischer Holzschuhtanz, chassidische und nordafrikanische Rhythmen, schliesslich treten die Kibbuzkinder hervor, und die Vorstellung erreicht den Höhepunkt mit einer bunten, lebhaften Hora, angeführt von Sarah in einem bestickten Beduinenkleid.

«*David, melech Israel* klingt es von der Bühne, vom Chor.

Bravo! Bravo!! Klatschen. Vorhang. Pause.

Chanuka, dem jüdischen Lichterfest trägt der zweite Teil des Programms, *Le Livre des Lumières*, Rechnung.

Der Vorhang öffnet sich langsam, die Bühne ist dunkel. Aus dem Orchestergraben klingt ein altes Chanuka-Lied herauf. Licht fällt auf ein etliche Meter hohes Buch am linken Bühnenrand, von rechts geht ein kleines Mädchen im weissen Nachthemd mit einer Kerze in der Hand auf das Buch zu. Es scheint darin zu lesen, und jedermann im Saal liest mit: den Anfang der Genesis in grossen Lettern. Dunkel. Sogleich Scheinwerferlicht auf eine erhöhte Plattform links, auf welcher die Geschichte von Adam und Eva gemimt wird. Plötzlich steht dahinter der Lichtermensch, natürlich der Mime Roger in schwarzem Trikot, und hält ein Licht hoch, das im Verlauf des Stückes jedermann als den jüdischen Geist erkennt, der über Jahrtausende das Volk zusammenhält.

# HANOUKA 5710

LE 18 DÉCEMBRE 1949, A 21 HEURES

*En présence de Monsieur Maurice FISCHER, Envoyé extraordinaire  
et Ministre Plénipotentiaire de l'État d'Israël*

## LES ENFANTS DE L'ALIAH DES JEUNES

avec la participation des Organisations et Mouvements de Jeunesse Juifs  
AGOUDAH, ALLIANCE ISRAELITE, BACHAD, BETAR,  
BOROCHOV-DROR, ÉCLAIREURS ISRAELITES DE  
FRANCE, ÉCOLE DES CADRES D'ORSAY, ÉCOLE  
MAIMONIDE, ÉCOLE DE TRAVAIL, GORDONIA-  
MACCABI-HATZAIR, HABONIM, HANOAR HATZIONI,  
HASHOMER HATZAIR, O.P.E.J., O.R.T., O.S.E.  
et de la CHORALE DE MOISSAC  
sous la direction de Henri MILSTEIN

présentent

## LE LIVRE DES

*SPECTACLE EN DEUX TABLEAUX*

Réalisation de ANDRÉ MARCOVICI

assisté de ROGER DESMARE et d'une équipe de L'ALIAH DES JEUNES

Décors de WALTER SPITZER

# PALAIS DE CHAILLOT

# P R O G R A M M E

## PREMIÈRE PARTIE

Pour chanter .. .. . Jean-Sebastien BACH  
Clair matin.. .. . César GEOFFRAY  
Hadlakat Hanerot (*Allumage des bougies de Hanouka*)  
Maoz Tzour  
Mein Rebbe .. .. . BERLINSKI  
Le chant du cocher (*Haeglon*) .. .. . HOFFMANN

*Allocution de Monsieur Maurice FISCHER*

*Allocution de Monsieur Chanan SONNEBORN*

Yizkor (*In Memoriam*)

## DEUXIÈME PARTIE

### PREMIER TABLEAU

#### LA RENCONTRE

*Enfants heureux, ici commence l'histoire des  
enfants malheureux, vos frères...*

### DEUXIÈME TABLEAU

#### LE LIVRE DES LUMIÈRES

*Regardez le livre des lumières : page après page  
vous y trouverez votre histoire.*

# MIÈRES

Un comptoir de livres et de brochures sera à la disposition du public dans le hall

Das kleine, von Neuem angeleuchtete Mädchen dreht die Seite im Buch um, eine zweite Episode steht da geschrieben: die Erzählung der Makkabäer. Dunkel, dann Licht auf dem zweiten Plateau, wo diese Geschichte mimisch dargestellt wird. So geht es durch die ganze jüdische Geschichte hindurch, die vier Plattformen links hinab und rechts hinan bis zur Staatsgründung, alles gemimt und von den gesungenen oder gesummen Liedern des Chors untermalt. Eine ergreifende Stimmung breitet sich aus. Während das Kind das grosse Buch schliesst, werden auf einmal auf jedem Plateau Lichter gezündet, der Riesen Leuchter erstrahlt, der «Geist» kniet in der Mitte und hebt die Menora hoch, der Chor im Orchestergraben intoniert die Hatikwa, die Bühne singt mit und der ganze Saal fällt mächtig ein.

Applaus einer ergriffenen Menge. Vorhang, zwei-, dreimal, dann haben die Bühnenarbeiter genug.

«Sarah, Marco, es hat alles geklappt!» sage ich erschöpft, doch beglückt hinter der Bühne.

Sarah strahlt, sie ist schöner denn je.

Nun leere ich die mit Sicherheitsnadeln, Nähzeug, Schere, Papier und Blei vollgestopften Taschen meiner Jacke und bin nach dieser letzten ungeheuren Spannung selbst ganz leer. Die Kinder und ihre Begleiter fahren in Bussen in ihre Kinderheime zurück. Wir Theaterleute und Prominenzen begeben uns hinauf nach Clichy, wo uns ein kleines Bankett erwartet. Hanan spielt den Gastgeber, er ist in seinem Element. Sprüche, Toasts, Beglückwünschungen, Dank. Nach dem wochenlangen Schlafmangel kommt alles wie durch einen Schleier auf mich zu.

«Hanan», frage ich, «war es gross genug?» «Grossartig, Charlotte! Es war grossartig.» Und dann schaut er zu Sarah hinüber, die seinen Blick auffängt.



Sarah bleibt noch in Paris, sie hilft bei den Aufräumarbeiten. Der einzige Grund? Hanan hat hohe Zeit. Seine Stimmung ist von freudiger Erregung getragen, die er nur schwer verbergen kann. Am Heiligabend treffen wir uns, Sarah, Moshe Bejski mit seiner Frau Erika (wieder ein neues Gesicht aus Israel im Büro!) und ich abends alle bei Hanan. Er wohnt sehr komfortabel in der Rue de Richelieu, unweit des Théâtre Français und des Palais Royal.

Von da fahren wir los. Die messe *de minuit* in Chartres, zu der wir uns frühzeitig einfinden, versetzt mich in einen Zustand von wunschloser Ergebenheit, den ich noch immer meiner Müdigkeit zuschreibe, und ich weiss nicht, ist es so oder träume ich, dass in diesem andächtigen Dämmer Sarah und Hanan sich einige der unsterblichen Worte zugeflüstert haben.

Beim Souper in einem koketten Restaurant unterwegs sind wir alle feierlich gestimmt. Ich unterhalte mich vor allem mit Moshe Bejski. Hat er wohl gemerkt, was sich abspielt?

Nun, ich greife weit vor: Die beiden Verliebten heiraten, und Sarah ist die beste Gefährtin für Hanan und eine initiative, intelligente Botschaftersgattin, der es gelingt, in den verschiedenen Ländern der Welt in ihrer Residenz und im Verkehr mit Vertretungen anderer Nationen eine wohltuende Atmosphäre zu schaffen.

# Norwegen 1950

Ein Verbund von norwegischen Hilfswerken hat die Jugend- Alijah zu längeren Erholungsaufenthalten in ein Kinderdorf bei Holmestrand am Oslo-Fjord eingeladen. Die jüdischen Kinder aus Nordafrika bleiben durchschnittlich acht Monate dort, lernen Iwrit und bekommen Unterricht und ärztliche Betreuung. Die jetzige Gruppe sollte schon längst ausgewechselt werden. Doch was geschah?

Zeitungsnotiz aus einer Schweizer Zeitung:

*Flugzeug mit 30 Kindern an Bord vermisst.*

*Den Haag, 21. Nov. ag (Reuter)*

*(...) Die Maschine ist in Oslo überfällig. Sie hat 30 Kinder mit Begleiterinnen für ein Ferienlager in Norwegen an Bord. (...)*

*Oslo, 21. Nov. ag (AFP) Das holländische Flugzeug ist nach unbestätigten Meldungen am Sonntagabend in der Umgebung von Oslo abgestürzt. Die Radioverbindung mit der Maschine brach gegen 18 Uhr ab, als sie sich über Norwegen befand. Die Kinder gehören jüdischen Familien an. (...) Die Kinder sollten vor der Reise nach Israel in Norwegen Ferien verbringen.*

Alle Insassen samt fünf Besatzungsmitgliedern kamen ums Leben – bis auf einen Jungen, der im Heck überlebte. Nach diesem Unglück weigern sich die Eltern in Marokko und in den tristen Lagern in Marseille, ihre Kinder fliegen zu

Sind das die Kinder, welche  
Du hättest betreuen  
sollen? 1950

### Flugzeug mit 30 Kindern an Bord vermißt

Den Haag, 21. Nov. ag (Reuter) Die holländische Fluggesellschaft Acro-Holland teilt mit, daß ein ihr gehöriges Flugzeug auf dem Weg von *Brüssel nach Oslo* vermißt werde. Die Maschine ist in Oslo überfällig. *(Sie hat 30 Kinder mit Begleiterinnen für ein Ferienlager in Norwegen an Bord. ...)*

*Oslo, 21. Nov. ag (AFP)* Das holländische Flugzeug ist nach unbestätigten Meldungen am Sonntagabend in der *Umgebung von Oslo abgestürzt*. Die Radioverbindung mit der Maschine brach gegen 18 Uhr ab, als sie sich über Norwegen befand.

Die Kinder gehören *jüdischen Familien* an; ihre Eltern haben sich in Israel niedergelassen. Die Kinder sollten vor der Reise nach Israel in Norwegen Ferien verbringen. Holländische Luftfahrtkreise erklären, daß das Flugzeug neben den Passagieren fünf Besatzungsmitglieder an Bord hatte. Die Maschine ist eine „Dakota“.

Zeitungsnotiz zum Flugzeugabsturz mit einer handschriftlichen Randnotiz von Charlottes Mutter: «Sind das die Kinder, welche Du hättest betreuen sollen?»

lassen. Fritz Lichtenstein gelingt es, sie zu überzeugen, indem er selbst am Flug teilnehmen will. Er überredet mich, mitzukommen. Die Reise startet in Marseille.

Sechzig Kinder, Fritz Lichtenstein und ich füllen die grosse Maschine, die nun an einem strahlend klaren Wintertag zum sechsständigen Flug über die Alpen und die verschneiten Ebenen nach Oslo aufsteigt. Im Flugzeug betrachte ich die alten Gesichter dieser *dead-end* Kinder aus der Mellah von Casablanca. Abweisend und unruhig schauen sie zu mir hin und sind mir noch vollkommen fremd. Ihre Stimmen klingen scharf und unkindlich. Was sie sagen und wir nicht verstehen, erweist sich später als ordinärstes Fluchen.

Im dunkeln Spätnachmittag kommen wir an. Die Kinder verstummen mit offenem Mund vor dem ungewohnten Weiss allüberall und werden mit etwas Mühe in einen Car gepackt. Fritz und ich und zwei unbekannte Mitarbeiter der Bärnekoloni in Holmestrand gleiten in einer Limousine zwei Stunden durch ein einsames, tief verschneites Land, über Felder und durch Wälder, und ich erwarte jeden Augenblick, dass ein Rudel Wölfe heulend heranspringt und uns verfolgt.

Die langgestreckten, soliden Blockhäuser, einst für die Offiziere der Besatzungsarmee gebaut, sind hell erleuchtet, die Holzböden glänzen, sodass ich mit einigem Entsetzen die Kinder mit den schneefarbenen Stiefeln da hineinstapfen sehe. «Die Böden sind versiegelt», beruhigt jemand.

Nun bietet sich mir das wunderbarste Schauspiel: Die seit einem Jahr bereits anwesenden Kinder, die zu einem normalen, gesicherten und verantwortlichen Gemeinschaftsleben geführt worden sind, gehen auf die Neuankommenden zu, nehmen sie bei der Hand, geleiten sie in die Häuser, zeigen, beruhigen, helfen. Bei Tisch: «Iss ruhig alles



*In der Bärnekoloni bei Holmsted, wo jüdische Kinder aus dem Maghreb auf die Alljah vorbereitet werden.*

auf, du brauchst nichts wegstecken, morgen gibt es all das wieder neu.» Beim Entkleiden erklären sie, was ein Pyjama ist und wozu es dient: «Man trägt es nachts, nicht am Feiertag.» Unbemerkt und jederzeit zum Eingreifen bereit, wo nötig, bleiben die Betreuer beobachtend im Hintergrund. Es sind israelische und norwegische Fachkräfte für Schule, Handfertigkeiten, Krankendienst.

Später wird auch Schifra eine Zeitlang mit grosser Befriedigung hier arbeiten. Von einem entscheidenden Erlebnis ihrer damaligen Erziehertätigkeit erfahre ich später einmal: Einer der grösseren Jungen wurde von einem Tobsuchtsanfall erfasst, schlug um sich, wälzte sich auf der Erde. Was tun? Schifra packte ihn, halb trug, halb schleifte sie ihn mit sich unter die kalte Dusche –. Nie mehr, meinte sie, habe sie danach irgendwelche Disziplinarprobleme gehabt. Die kleine Schifra hatte sich einen verehrenden Respekt bei ihren Buben verschafft.

Ich wandere frei durch das Gelände und die Häuser und sehe unsere sechzig kleinen Wilden, die beginnen zu begreifen und sich einzufügen. Oft beobachte ich, wie abends eines der grösseren Kinder ein in sein warmes Pyjama eingepacktes schläfriges Kleines zu Bett trägt. Und allmählich breitet sich darauf eine grosse Stille über dem Dorf aus.

Dann will mir nicht aus dem Kopf: Es bedürfte noch tausend weiterer Flugzeuge, um die restlichen sechzigtausend notleidenden Kinder aus Marokkos Mellah in solche Kinderdörfer zu transportieren, wo sie vor der Misere von Hinterhöfen, Strassenpfläster, von Lumpen und Ausbeutung verschont wären.

Liesel Michell, eine der derzeitigen Leiterinnen in Bärnekoloni, wird demnächst die alte, so hilfreiche und zur Alijah vorbereitete Gruppe nach Marseille begleiten. Die Gespräche mit ihr und meine Beobachtungen dieser Tage überzeugen mich, dass hier ein interessanter und beachtenswerter Versuch für Kinderdorfarbeit mit entwurzelten und fremdartigen Kindern vor sich geht. Liesel erzählt von der katastrophalen Ankunft der ersten Gruppe vor einem Jahr:

«Die mit Liebe und Sorgfalt hergerichteten Häuser sahen bald einem Trümmerfeld gleich, Stühle und Geschirr zerschlagen. Die Kinder versuchten sich vor dem Duschen und Haare Waschen schreiend und kratzend, durch Fenster und Türen flüchtend zu retten. Manche musste man im Wald suchen, andre fand man in ihre alte Gewohnheit zurückgefallen: bettelnd bei der wohlgesinnten, nachbarlichen Bevölkerung.» Später in Marseille ergänzt sie: «Und das Pikanteste: bei der Rückkehr nach den norwegischen Monaten ein lautes Aufbegehren dieser Gruppe über die zu wenig perfekten sanitären Einrichtungen in der Villa Gaby.»

Was war das Geheimnis für die Zähmung dieser ersten wilden Gruppe? Geduld und nochmals Geduld, Konsequenz und Liebe; und dazu die angemessene Umgebung. Ich werde darüber in der UNESCO-Zeitung berichten und mein Thema wird sein: Um eine gute Jugendarbeit zu leisten, bedarf es nicht allein der richtigen Menschen. Es braucht auch materielle Aufwendungen, Geld. In verlausten schmutzigen Winkeln lässt sich nicht zu Sauberkeit weder am Körper noch im Geist erziehen. Wird man lesen und verstehen? Und vor allem handeln? In Paris und später auch in Genf versuche ich vergleichendes Bildmaterial aufzutreiben, um das Ghetto in Marokko der Arbeit in Bärnekoloni gegenüberzustellen. [Siehe den in «Impetus» publizierten Artikel im Anhang.]

\* \* \*

Wieder zurück in Frankreich. Gegen Ende Februar 1950 ist ein Kindertransport von Grand Chesnay fällig. Ich bin um fünf Uhr auf, und um sieben geht es los über Pougues-les-Eaux nach Marseille. Etwas blass nach einer durchgeschüttelten Nacht treffen wir zu einem frühen Morgentrunke in der Villa Gaby ein, wo nun umsichtig und souverän Liesel Michell waltet. Dem Büro der Alijah in der Stadt steht Hai-Hai vor. Er ist jung, geschickt, vielleicht zu wendig. Fritz Lichtenstein und Moshe Bejski sind ebenfalls eingetroffen.

Wir wollen die Verhältnisse in dem grossen Auswanderer-Sammelager *Le Grand Arénas* kennenlernen: Tonnenförmige überfüllte Blechbaracken im öden, sandigen und felsigen Gelände etwas ausserhalb der Stadt.

Familien aus dem Maghreb, Alte, Kranke, vor allem Kinder, Kinder, herumstreunend, kaum Schule, ein Grossteil davon von Teigne und Favus, einem sehr ansteckenden Haarpilz, ja, selbst



*Le Grand Arénas, das Durchgangslager für jüdische Auswanderer aus dem Maghreb  
(Foto: Internet).*

von Trachom befallen. Vor der Gesundung ist eine Ausreise nach Israel nicht möglich. Wo man die Kranken isolieren und pflegen könnte, ist unsere grosse Frage.

Helga Caro, eine Israelin, die in Le Grand Arénas als Sozialarbeiterin tätig ist, schliesst sich Hai-Hai, Liesel und mir an, ab wir uns abends vor dem frostigen Wetter und der in der Luft liegenden, spürbaren Spannung in eine gemütliche Bar retten. Marseille, das äusser mit jüdischen Auswanderern von solchen aus aller Herren Länder überfüllt ist, wo obskure Händler und Geldwechsler ihren undurchsichtigen Geschäften auf der Strasse, in den grossen Cafés, am Hafen nachgehen, fordert heraus. Mir scheint, dass ich das alles nie werde durchschauen können.

In Paris zurück, nehme ich den Phonetikkurs zusammen mit Edita an der Sorbonne wieder auf, die Vorlesung über Bergson, die Stunden bei Mme Minkowska.

Doch ach! Soll mir tatsächlich nirgends Dauer beschieden sein? «Charlotte», ruft mich Simon im Büro zu sich, «der Hechaluz richtet in Marseille ein grosses Camp für hunderte von nordafrikanischen, Tei-



gne-kranken Kindern ein. Sie haben sie ja gesehen. Möchten Sie nicht dort die Verantwortung für die ALijah übernehmen?»

Ich fechte in mir einen harten Kampf aus. Wieder dies grosse Vertrauen von Simon!

So nehme ich denn an.

Wenige Tage späterfahre ich nach Marseille.



Teil III – Marseille 1950-1953

# Camp Eylath 1950

## **Marseille, den 18. März 1950.**

Hier soll das *Camp Eylath* für die kranken jüdischen Kinder aus Nordafrika, die im Lager Le Grand Arénas sinn- und nutzlos ihre Tage vertun, eingerichtet und eröffnet werden. Die Anlage liegt unweit der nördlichen Ausfalltrasse aus der Stadt, nahe dem Schlachthof und neben dem so genannten Hôpital Anglais und besteht aus acht schmucklosen Baracken. Ein schütteres Bäumchen, keine Blume. Abends huschen dicke Ratten über die kahlen Wege. Noch ist diese abweisende Stätte leer, die ich sprachlos betrachte. Es ist kalt und ich friere. Ein Ort der Verbannung, denke ich. Oder könnte es eine Aufgabe sein, die wieder einmal meinen ganzen Einsatz verlangt?

Am nächsten Tag kommt eine robuste, rothaarige und sommersprossige Person auf mich zu: «Ich bin Kitty Stern», stellt sie sich vor, «die Verantwortliche vom Hechaluz für die hauswirtschaftliche Seite dieses Camps. Du bist wohl von der Alijah, ihr kümmert euch um die Administration, Erziehung und Auswanderung.»

Was für ein Dragoner, denke ich. Werden wir miteinander auskommen? Doch es zeigt sich, dass alle Mitarbeiter hier sehr bald eine ausgezeichnete und einige Equipe bilden. Da sind vom Hechaluz einige Israelis, dazu der etwas rabiate marokkanische Koch, dessen Familie schon zwei Jahre in Grand Arénas festsetzt in Erwartung ihrer Ausreise, die nie gelingt, weil immer eines der acht oder zehn Kinder mit Teigne angesteckt ist. Da ist die Krankenschwester, gross und kräftig, die mit Leichtigkeit über mich



*Die Equipe des Camp Eylath in Marseille,  
das Charlotte zwischen 1950 und 1951 leitete.*



*Mit Kitty Stern....*



*... und Sascha Seehof auf der Cannebière.*

hinweschauen kann, sich zugleich aber kompetent und lebenswürdig zu den Kindern hinabbeugt. Von unserer Seite sind da Yael und Isi Ornstein aus Israel, Ahouva aus Tunis, und dazu kommt das Faktotum Sascha Seehof. Vor einer Woche in Paris war er plötzlich bei mir im Büro aufgetaucht, erkundigte sich nach Arbeit.

«Können Sie einen Nagel einschlagen?» fragte ich. Lachen. Sascha ist als Flüchtling von Deutschland über Frankreich, Mallorca, wieder Frankreich und dann illegal noch als Schulkind in die Schweiz gelangt, besuchte da erst Geheeb's *École d'Humanité* und wurde später bei ORT in Genf als Schreiner ausgebildet. Blond, blauäugig, eher klein, aber aktiv, angriffig, fröhlich, schlagfertig, immer in Bewegung und mit raschem Witz ist er im Camp eine grosse Stütze.

In den Baracken übereinander gestaffelte Eisengestelle mit Strohsäcken. Vorne und hinten bei den Eingängen je zwei winzige Räume. In einem solchen wohne ich nun in der Jungensbaracke, und im zweiten kleinen Verschlag gegenüber stehen eine Waschkübel und ein Eimer: mein Badezimmer! Es ist ungemütlich feucht und kalt.

Schon am zweiten Tag nach meiner Ankunft, an einem Sonntag, treffen die ersten Kinder aus der Villa Gaby und aus Grand Arénas ein, und die Baracken füllen sich. Mit viel Mühe, Reden, Erklären ist die unruhige Schar endlich untergebracht. Dann sitzen wir Mitarbeiter recht atemlos abends zusammen in meinem Schlaf- und Büroräumchen und beraten unsere Arbeit, die Verantwortlichkeiten jedes Einzelnen, den Tagesplan. Am Sabbath sind Hai-Hai aus unserem Stadtbüro und Fritz Lichtenstein, der recht beeindruckt ist von den miserablen, schwierigen Bedingungen, dabei. Er lädt uns als Trost in ein Restaurant und zu einem Recital von Edith Piaf ein, die uns in die erschöpften Seelen singt.



*Hana Schwarz, viele Jahre später  
(1976) in Calpe (Spanien), auf einer  
gemeinsamen Reise mit Charlotte.*

Ein Hilferuf geht an Hanan nach Paris: Wir brauchen umgehend einen guten Hebräischlehrer!

Bald kommt eines morgens ganz früh Hana Schwarz bei uns an. «Oh Hana, willkommen. Wann können Sie mit den Stunden beginnen?» Die schönen hellen, noch von Schlaf beschwerten Augen der neuen Mitarbeiterin weiten sich entsetzt, als sie diese Frage hört und die Hässlichkeit und Primitivität des Camps erblickt. Dazu war sie aus Israel nach Frankreich gekommen? Wo sie hoffte, den Schmerz über den Tod ihres nach kurzer glücklicher Ehe im Befreiungskrieg in einem Hinterhalt ermordeten Mannes besser überstehen zu können?

### **Hana wird mir eine lebenslange Freundin.**

Die dritte Organisation in Marseille ist die OSE und kümmert sich um die medizinische Betreuung der Flüchtlinge. Für das Camp und das Hôpital Anglais zuständig sind der umgängliche Dr. Michel, Dr. Raff, ein Israeli, und der jüdische Marseiller Arzt Dr. Témime. Passend zur dschungelhaften Atmosphäre dieser Stadt, spielen sich unter den drei grossen Organisationen Hechaluz, Alijah und OSE die ewig unvermeidlichen kleinen Intrigen ab, die an mir spurlos vorübergehen; für derlei Machenschaften bin ich völlig unbegabt bin. Und das ist mein grosser Vorteil hier in Marseille.

Gegen Ende März schildere ich Edita und Ira Morris das Camp:



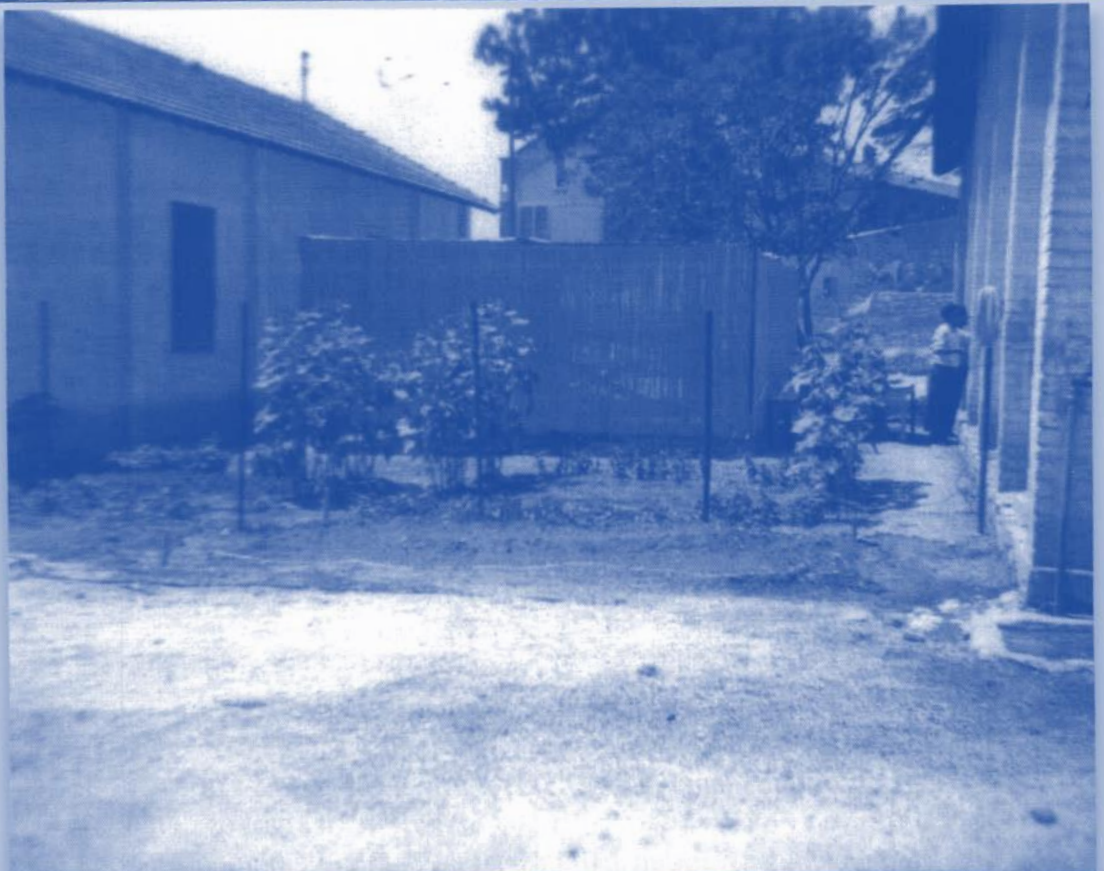
*Das Camp Eylath in Marseille, wo die kranken Kinder jüdischer Auswanderer aus Nordafrika geheilt und auf ihre Alijah nach Israel vorbereitet werden.*

*Seit zehn Tagen bin ich hier, aber WAS für Tage! Die Perspektive für die kommende Zeit ist wenig beruhigend, im Gegenteil, die Schwierigkeiten werden sich verstärken und es ist nicht leicht, eine tägliche Routine zu finden. Wir haben bis jetzt siebzig Kinder mit Teigne, doch ausserdem gibt es Krätze, Anginen und Favus, den wir so schnell wie möglich zu isolieren hoffen. Die Kinder beginnen sich an die Lage hierzu gewöhnen. Für uns, den Staff, ist dies schwieriger. Seit meiner Ankunft habe ich meine Koffer noch nicht ausgepackt. Ich weiss nicht, wohin mit den Sachen, keine Schränke, und bei meinen Mitarbeitern, Moniteurs und Monitricen, keine Tische, kaum Stühle. Bei mir steht eben gerade ein Tisch, an dem ich die vielen Listen, Korrespondenzen und Büroabrechnungen erledige. Natürlich keine Spur von Heizung, graue und kalte Zementböden, kein warmes Wasser, die WC irgendwo in einer Hütte weit draussen. An Regentagen – und leider gibt es deren allzu viele – verwandelt sich das ganze Camp in einen enormen Morast mit grossen Wasserlachen. Der Schlamm klebt an den Schuhen, und man findet ihn überall, in den Baracken, in den trostlosen Schlafsälen der Kinder und selbst in ihren Betten. Arbeit bis über beide Ohren. Dieser Tage bereiten wir uns auf das Osterfest vor, das am Samstag beginnt. Ostern in Nesles, Edita! Ein flüchtiges Erinnern. Der Kirschbaum in Blüte? Der Nachtigallenschlag? Vielleicht ein neues Zicklein? Und die Ruhe, der Frühling, all das...*

Mit Eifer schmücken wir die Essbaracke für den Sederabend an Pessach. Simon taucht auf, sieht es, ist sehr ergriffen von der warmen Festlichkeit, die in die kalten Barackenwände eingezogen ist, wusste er doch um die kaum zumutbaren Verhältnisse im Camp Ey-lath.

Mit einem scheuen Lächeln übergibt er mir ein Paar der schönsten pelzgefütterten Handschuhe, damit ich nicht mehr frieren möge. Diese Geste des Dankes wärmt nicht nur die Hände, sondern auch meine Seele.







**Tagebuch, 9. April 50, Ostern.**

*Ein klarer Tag, warm, und das Land voll Blüten. Gestern Autofahrt bis Le Lavandou, durch die Provence. Ungestört schön. Nur pietätshalber an den goethischen, hier im Süden nicht zutreffenden «Osterspaziergang» gedacht.*

*War mit Simon aus essen in einer kleinen Bar, dann spazieren. Es war so wunderschön, dass ich auf der Heimfahrt allein im Taxi seit Langem wieder zum ersten Mal weinte.*

In die schattenlose Öde zwischen zwei Baracken hat Sascha zusammen mit einigen Jungen eine Schilfhütte gebaut, die als Schulzimmer dient. In Aubagne holen wir fassweise Knetton, damit die Kinder, die nicht lesen oder schreiben gelernt haben, sich gestalterisch ausdrücken können. Wir legen in dem trockenen Lehmboden ein kleines Gärtchen an, das einige Kinder liebevoll umhegen und begiessen.

Die ganze Mitarbeiterequipe im Camp, wir alle, kreisen sorgend und helfend Tag für Tag um die vielen kranken Kinder in unserem Lager und im Hôpital Anglais und versuchen unter den grössten Anstrengungen diese kleine Bande zusammenzuhalten, zu lenken, zu erfreuen.

Das gelingt überraschend gut mit einer lustigen *foire*, einem Jahrmarkt mit Schiessbuden und andern bunten Ständen, die wir zusammen mit den Kindern aufstellen. Der Koch verschafft uns Obstkistchen und Packmaterial, das geschickt mit Schilfwänden verarbeitet wird. Nun fliegen die Herzen der jungen Menschen uns zu. Mit ihren weissen Teigne-Häubchen auf den Köpfen strömen sie aus unseren Baracken und aus dem Hôpital Anglais herbei, es gibt Sacklaufen und andere spielerischen Wettbewerbe, bescheidene Preise sind zu gewinnen, etwa Süssigkeiten, kleine

Spielsachen, ein Kämmchen, ein Ringlein. Die Stimmung ist unbeschreiblich, und die Fröhlichkeit nimmt kein Ende. Wie wenig es doch braucht! Fluchen und Streitereien sind vergessen.

Unwiderrprochen müssen die Termine für die individuell verschiedenen therapeutischen Behandlungen der Kinder im benachbarten Hôpital Anglais pünktlich eingehalten werden. Mit der Methode, die kranken Haare zu epilieren, und mit dosierten Bestrahlungen hofft das Ärzteteam der lästigen Pikkkrankheit Herr zu werden.

Daneben klappt auch das mit unterschiedlichem Eifer betriebene Lernen recht gut. Im Zentrum des Unterrichts stehen natürlich Iwrit und Kenntnisse über Israel, die neue Heimat. Kitty ist eine einfalls-



*Während des «Jahrmarkts» im Camp Eylath.*



*Die kleine Figur von  
Naïma.*

reiche und gerechte Lehrerin, und ebenso sind alle anderen von gutem Geist beseelt. Bei Sascha, Ahouva und mir, die wir kein Hebräisch sprechen, malen und flechten, kneten und formen die Kinder voll Freude und Eifer. Es entstehen erschütternde Zeugnisse ihrer Erlebniswelt und ihrer Not. Die kleine Naïma mit den grossen, schwarzen, ernstesten Augen stellt sich vor mich auf und streckt mir ihre Figur hin. Es ist eine flache, stelenhafte Gestalt, eine Mutter, an die mit dem Rücken angelehnt ein Kind steht. Beide sind durch ein dickes Band untrennbar miteinander verbunden. Diese archaische sprechende Darstellung der kindlichen Sehnsucht erschüttert mich tief.

In dem gedrängten Tagesrhythmus geht meine Zimmertür auf und zu, es ist ein Herein und Hinaus, viele Probleme, viele Fragen. Auf einem Brett an der Wand stehen bunte Mokkatassen, ein elektrischer Kocher und Nescafé. Jeder kann sich bedienen. Ein willkommener Ruhepunkt im langen Tag.

So oft wie möglich fahre ich in das französische öffentliche Spital Ste Marguerite am Rande der Stadt, wo wir die junge Mitarbeiterin Clara Stein hospitalisieren mussten. Als Auschwitzüberlebende fand sie eine Heimat in Israel, kam nach Marseille, um zu helfen, und siecht nun an ihrer schweren Tuberkulose an dem grausigen Ort, wo die *condition humaine* an ihre absolute Grenze stösst, ihrem einsamen Tod entgegen – ausgeliefert der eisigen Grausamkeit des Schicksals.

\* \* \*

Der Abend eines heissen Junitages. Seit langem hat es nicht mehr geregnet. Die Erde ist ausgetrocknet. Mit der Dunkelheit hat sich eine erschöpfte Ruhe auf das Lager gelegt. Ich sitze da an meinem Tisch. Der Wind hat feinen Sand durch das Moskitogitter am geöffneten Fenster hereingeweht, er liegt überall. Ich werde einige Briefe beantworten.

*Meine liebe Edita,*

*Noch immer bin ich im Camp in Marseille und werde noch längere Zeit hier bleiben müssen. Die erstickende Hitze lässt etwas nach. Auch die Zahl «meiner» Kinder nimmt zögernd ab, gegenwärtig sind noch 117 hier von über 200 und mehr im letzten Monat. Und welch ungewöhnliche, fremde Mentalität! So verschieden von unseren Kindern aus Ost- und Mitteleuropa. Sie sind gezeichnet*

*von ihren harten Lebensbedingungen, die sie gelehrt haben, sich zu wehren oder zu ducken, jeder für sich allein, und Solidarität ist für die meisten noch ein Fremdbegriff. Auffallend ist eine praktische Intelligenz, und dennoch ist ihre erste Reaktion stets ein «Nein». Einige Kinder aus Tanger sprechen nur Spanisch. Grosse Burschen von 17 und 18 Jahren können weder lesen noch schreiben, kein Hebräisch, NUR Spanisch. Sie haben sich mit fünf oder sechs Jahren das Rauchen angewöhnt und können es nicht lassen. Andre verstehen ausschliesslich arabisch und fluchen ungeheuerlich in ihrer zum Anhören so rauen Sprache. All dies zeigt das bittere Elend, aus dem wir sie herausziehen möchten. Bei einigen Zehnjährigen kommt die innere Bedrängnis durch Bettnäsen zum Ausdruck; ich nehme sie um drei Uhr nachts auf, meist ohne sichtlichen Erfolg.*

*Da sind aber auch kleine Mädchen voll Charme und Lebendigkeit, originelle Schlingel mit einem spitzbübischen Lachen, und das zu sehen wiegt alle Mühe auf. Demnächst soll ein Transport von Babies und Kleinkindern hergebracht werden. Kannst Du Dir vorstellen, wie sehr uns das fordern wird?*

*Du siehst, die Tage im Camp sind von früh bis spät angefüllt. Dazu kommen die Verdriesslichkeiten mit den beteiligten Organisationen. Wir, die Aliah des Jeunes, sind sozusagen die «Gäste» einer andern Organisation, die unsere Ansichten über die Erziehung der Kinder nicht teilt. Zum Beispiel argumentiert man, die Befriedigung individueller Bedürfnisse sei zu kostspielig, die angepasste schulische Betreuung überflüssig und zu teuer. Immer nur Kampf, und wozu? Geht es doch um das Wohl der Kinder, um Dinge, von denen man meinte, sie seien logisch und klar-aber vielleicht grade eben zu vernünftig und sinnvoll für die Köpfe von vielen dergrossen Manitous in den Büros.*

*In Marseille sind die über dreitausend Emigranten aus Nordafrika ein ernstes Problem, das andere sind die «Teigne- Kranken».*

*(...) Schon längst sollte ich nach Paris fahren. Aber wenn man so vollständig in eine Arbeit wie die unsre hier eingespannt ist, kann man sich von den Problemen, die uns täglich fordern, schwer lösen; es ist eine Art Verantwortungsdruck, und es gelingt mir nicht, ihn abzuschütteln.*

Ich versuche, die unsichtbare Wand der Fremdheit zu durchschreiten. Da spüre ich etwa eine kleine Hand, die die meine fasst, fange aus schwarzen Augen einen Blick auf, der Worte ersetzt, die das Kind nicht ausspricht: «Ich bin da, siehst du mich? Magst du mich?»

Kommen sie dir nahe? Wenden sie sich ab? Ach, es sind so viele. Kinder, Kinder, jedes eine kleine eigne Welt, verloren und verlierbar in der grossen bewegten Menge. Man hofft auf ihre rasche Gesundung, dann gehen sie wieder weg – und du siehst sie nicht wieder. Gestern noch hast du mit ihnen Ton geknetet, und sie haben ihre kleinen Werke bemalt. Ihre fremdartigen Melodien aus kehligen Stimmen hängen noch zwischen den Baracken –.

Mittlerweile hat das Dunkel der Nacht mich eingehüllt. Gedankenverloren gehe ich in die grosse unruhige Bubenbaracke und nehme die kleinen, vom Schlaf benommenen Jungen auf.

Einmal sucht mich ein jüdischer Bekannter auf seiner Durchreise nach Israel in Marseille auf. Ich zeige ihm das Camp Eylath und das Hôpital Anglais, worauf er mich verständnislos anblickt und etwas aggressiv meint:

«Geh, lass das alles! Was kümmerst du dich so um uns Juden? Wir müssen mit unsern Problemen alleine fertig werden. Willst du nicht besser endlich die Juden und diese Arbeit verlassen?»



«Es sind Kinder, Menschenkinder», sage ich unbeirrt und eindringlich und wende mich ab.

Diese Begebenheit beschäftigt mich ausserordentlich. Was drückt seine Bemerkung aus? Sollte er mich, die Aussenstehende, von den jüdischen Problemen – und das Jüdische betonte er besonders – fernhalten wollen? Bin ich für ihn ein unliebsamer Eindringling in eine jüdische Welt, deren Schwierigkeiten, Unzulänglichkeiten, Problematik nicht von solchen erkannt und vor allem nicht nach aussen getragen werden dürfen?

Ich versuche, der mich verletzenden Einstellung dieses Menschen nicht zu viel Bedeutung und vor allem keine Allgemeingültigkeit beizumessen.

*Bild rechts: Charlotte im Camp Eylath in Marseille (1950).*



# Festivals – Entspannung

## **Sommer 1950.**

Immer noch Marseille und in der Nähe die Festspiele von Aix und Avignon. Wir fahren in wechselnden Gruppierungen dahin, wann immer wir uns frei machen können. Aix-en-Provence, keine Fahrstunde von unserem Camp entfernt, ist jetzt voll Musik.

«Was für ein Don Giovanni!» rufe ich ganz hingerissen aus, nachdem der Held in der *Cours de l'Archevêché* in die Hölle gefahren ist. «Hana, hättest du ihm im Leben widerstehen können? Ich bestimmt nicht!» Zwei Tage darauf singt der so verführerische Don Juan im Dämmer der Cathédrale Saint Sauveur bei Sakraler Musik den Bariton, ohne Perücke und Kostüm, und blickt hinter dicken Brillengläsern hervor auf das Notenblatt. «Und jetzt, erlägest du ihm noch immer?» fragt Kitty leise ironisch.

Dann ist da dieser Abend – die Luft ist dunkel und weich wie Samt –, wo wir zwischen Fackeln den Parkweg zum Schloss Lourmarin hinansteigen, um Ventsislav Yankoff (vor einem Jahr hat er im Concours Marguerite Long/jacques Thibault in Paris den ersten Preis gewonnen) zu lauschen. Er trägt auf der Terrasse vor einer Tapiserie aus dem 15. Jahrhundert Klavierstücke von Darius Milhaud, dem Provenzalen aus Aix, vor. Wie aus der Landschaft selbst geboren kommen die Klänge zu uns. Nach Konzerte rasen wir in habbrecherischem Tempo mit unserem Autofloh der Limousine nach, die Yankoff und seinen Tross wegträgt, um in Aix im *Café Royal*, dem Treffpunkt der Artisten unter den breit



ausladenden Platanen des Cours Mirabeau, den begnadeten jungen Künstler noch ein wenig zu beobachten. Romantisch wie Backfische kommen wir uns vor.

So ist unser Nebensommer im Midi, angefüllt mit Mozart und Monteverdi, Vivaldi und vielen andern. Die Konzerte tragen uns weg vom Sand und Staub des Camps. Häufig jedoch durchkreuzen plötzlich auftretende Zwischenfälle unsere kunstbeflissenen Eskapaden, so, wenn etwa ein Kind nach Grand Arenas oder in die Stadt entwischen will. Oft werden wir vor sehr ernsthafte und schwere Probleme gestellt wie es z.B. an einem spannungsgeladenen Nachmittag geschah, als einige der grösseren wilden Burschen mit Stellmessern aufeinander und sogar auf einen Madrich losgingen und die Kleinen gefährdeten. An solchen Tagen ist an Ausgang nicht zu denken. Gemeinsam trachten wir einen Weg zu finden, wie solch unerwarteten heftigen Anfällen in erzieherischer Hinsicht am besten begegnet werden kann.

Immer wieder Bürositzungen, Besuche aus Paris, Geburtstags- und Abschiedsfeiern. Es ist ein grosses, sehr verzweig-



*Erholung in einem Café in St Tropez...*

tes Netz von Menschen in Marseille, die mit Auswanderung nach Israel, Betreuung von Erwachsenen und Kindern, Gesundheitspflege und Erziehung zu tun haben.

Allmählich kennt man sich untereinander. Im Juli kehren Kitty und Helga Caro nach Israel zurück. Anfang September verlässt uns Hana nach Paris und London. Sie wird israelischen Boden nie mehr betreten. Sie muss sich aus dem Schatten der Erinnerung lösen und neu beginnen.

Um die weit auseinander liegenden Orte meiner Tätigkeit ohne viel Zeitverlust zu erreichen, konnte ich in einer Grossgarage einen Mietvertrag für einen Renault 4 zur tageweisen Benutzung je nach Bedarf abschliessen. Gelegentlich fahren wir an sommerlichen Spätabenden nach einem schwitzend verbrachten Tag im Camp an die Corniche, klettern in die Felsen hinunter, wo wir bald darauf frisch wie schaumgeborene Aphroditen den Wellen, die sich an den wilden Steinbrocken brechen, entsteigen. «Wo wart ihr so lange?» will jemand im *Glacier*, dem allbekanntesten, Gaunern und rechtschaffenen Leuten gleichermaßen vertrauten Café an der Canebière, wissen. «Oh lachen wir, lassen die Neugier des Fra-



*... und durch ein erfrischendes Bad im Meer. Hier mit Sascha und Ahouva nach einem Besuch des Kinderheims in Callian.*

genden in der Luft hängen und bestellen die dort berühmte grosse Eiscreme. Wenn wir in selteneren Fällen die Bucht von Cassis zum Baden aufsuchen, versäumen wir nicht, den kleinen Umweg über unser Kinderheim in Roquefort-la-Bédoule zu nehmen, um dort im Château de Julhans Ruwen und Jojo, diese Landedel-Leute, zu begrüßen.

«Wann werden unsere Kinder bei euch im Camp gesund?» fragen sie etwa. Das ist für jedermann das grosse Anliegen. Das heisst ersehnte Passwort im Hôpital Anglais heisst APTE, was bedeutet: geheilt entlassen.

Eines Tages schickt mir die UNESCO den Brief eines jungen Schwarzen aus Nigeria zu, der meinen Artikel in der UNESCO-Zeitung gelesen hat und mir dafür dankt. Dieser kleine ferne Gruss, schreibe ich an A. in Zürich, verscheucht Überlegungen, die ich wohl auch schon erwogen habe, nämlich, mich von meinem sozialpädagogischen Engagement einmal zu lösen. Doch sogleich fühle ich mich schuldig all denen gegenüber, die auf mich schauen, von mir etwas erwarten und in mir jemanden verkörpern



*Ausflug nach Èze mit Ahouva und Isi Ornstein. Sommer 1950.*

sehen, die ich in Wirklichkeit vielleicht gar nicht bin. So geht es mir mit meiner Tätigkeit hier in Marseille, wo ich mir durch meine Arbeit im Camp Eylath, die ja monatelang eine ununterbrochene Anspannung und Hingabe war und immer noch ist, einen phantastisch guten Namen geschaffen habe.

Selbst, wenn ich später einen neuen Weg in Richtung Theater beschreiten sollte, was mich ausserordentlich locken würde, rasonniere ich weiter, möchte ich auch da «die andern», eben diese, für die ich heute da bin, die Kinder, diejenigen, denen es an Fürsprechern fehlt, nicht im Stich lassen.

An der Corniche unweit der Villa Gaby habe ich in einem alten Haus ein einfaches Zimmer gemietet, wohin ich mich dann und wann zurückziehen kann. Von der kleinen Terrasse schweift der

Blick über das Meer, das sich hinter den Uferfelsen in der Unendlichkeit verliert. Eine Insel der Ruhe und des Atemschröpfens, wo auch dann und wann ein übermüdetter Mitarbeiter sich erholen mag.

\* \* \*

Marseille. Noch immer schauen wir von unserem etwas erhöht gelegenen Camp neben dem Schlachthaus hinab auf die heisse Stadt. Im Rücken steigt Cezannes Mont St Victoire auf. Mit einem gewissen Kitzel in der Magengegend besuchen einige von uns das Spielkasino in Aix. Dabei fehlt kaum je der Alijah-Arzt Dr. Raff. Geraden Weges gehen wir auf den gelblichen Bau zu und lösen die Eintrittskarten. Der Portier öffnet, sich höflich neigend, die Türe zum Spielsaal.

Wie immer, wenn ich denselben betrete, erheitert mich das Schauspiel, das sich mir bietet. Die schweigend und aufmerksam um die Tische stehenden Gestalten, das helle klappernde Geräusch der vom Rechen des Croupiers zusammengerafften Spielplaketten, der bläuliche Zigarettenrauch, den die mühsam durch die schweren Vorhänge dringenden schrägen, von Staubteilchen glitzernden Sonnenstrahlen da und dort erhellen. Dies alles fasst für mich die Spannung und das Abwegige des ganzen Spektakels zusammen.

Um meinen Tisch finde ich die meisten Gestalten an ihren üblichen Plätzen gruppiert: den dicken, etwas bäurischen Mann mit den kurzen, fleischigen und stark behaarten Fingern, daneben die recht einfach aussehende Frau – eine pensionierte Beamtin? eine Witwe? Neben ihr die sorgfältig herausgeputzte, schon etwas verblühte Dame, ein eleganter Herr und ein bulliger, stets Unrasierter mittleren Alters. Das sind sozusagen die Stammgäste. Der Betrieb fesselt mich, mehr noch fordert er meine Neugier



und einen kindlichen Spieltrieb heraus. Ich sehe zu Hana hinüber, sie ist sehr gespannt. Sie wirft und wirft. «Gewonnen? Verloren?» Eigentlich darf man das nicht fragen. «Könntest du dem Spiel verfallen, Hana?»

Sie schaut mich gross an. Nach einer Weile: «Vielleicht.» «So komm! Es ist eine helle Nacht zum Heimfahren. Der Bus wird gleich da sein.»

«*Messieurs, Mesdames, faites vos /eux/*» erklingt im immer gleichbleibenden Tonfall die Stimme des Croupiers, als wir uns aus dieser kleinen, an sich recht harmlosen Hölle entfernen. Bald erscheint über dem sanften Hügel vor uns die lichterglänzende, brausende Hafenstadt in der Tiefe.

Im September verlässt uns Fritz Lichtenstein für eine Arbeit in Israels Aussenministerium, das ihn als Konsul nach London schickt. Ich nehme an der kleinen Abschiedsfeier in Paris teil.

Im Büro liegt eine an mich adressierte Einladung der FICE (*Fédération Internationale des Communautés Educatives*) zum Internationalen Kongress für Kinderdörfer und Jugendgemeinschaften in der École Normale in Lyon vor, die mir Jean Roger, der unermüdliche Experte für Kinderdörfer, den ich anlässlich meiner Arbeit mit den ausgebombten französischen Kindern in Südfrankreich vor vier Jahren kennenlernte, zustellen liess. Mein Name ist in der Teilnehmerliste bei ISRAEL aufgeführt, und so sitze ich nun hinter dieser Tafel und versuche, die vielen interessierten Fragen über die Situation der Kinder in Israel zu beantworten. Auf die Kinder, die bei ihren Eltern lebten oder in Kibbuzim aufwüchsen, würde ich nicht eingehen. Ihre Probleme, so meine ich, unterschieden sich kaum von denjenigen europäischer Jugend. Um die Tausende verwaister oder von den Eltern getrennt lebender Kinder, die jetzt vor allem aus orientalischen Ländern ins Land strömten, kümmere sich fast ausnahmslos die Ju-

gend-Alijah. Ich erkläre kurz den Ursprung und die Ziele der Organisation und schliesse, dass Israel für Kinder ein glückliches Land sei. Die Anstrengungen, die der junge Staat, der mit so vielen anderen dringenden Schwierigkeiten zu kämpfen habe, zum Wohle seiner Jugend beibringe, sei bewundernswert.

Jean Roger, dessen hohe Gestalt ich hinten im Saal entdeckte, macht mir ein unverkennbares Zeichen der Anerkennung.

Doch ach, das viele Reden, wozu? denke ich etwas skeptisch, als ich wieder nach Marseille zu meiner handfesten Arbeit zurückfahre.

\* \* \*

Nach und nach ist der Herbst herangekommen. Die meisten Autos mit fremden Nummernschildern sind von den Strassen verschwunden, nun fahren da Erntewagen voll beladen mit dunkeln, glänzenden Trauben. In Aix ist es still geworden. In den Cafés hört man wieder die einheimische Sprache. Die Leute rücken mittags die Stühle in die Sonne. Man ist wieder unter sich.

# Cambous 1950/51

## **Marseille, Ende Oktober 1950.**

Ich warte.

«*Vous venez?*»

«*C'est promis.*»

Auf einmal gegen Ende Oktober ist Simon da, abends um fünf herum, und will nach Montpellier Weiterreisen. Mein Entschluss ist sofort gefasst: Wir fahren zusammen im kleinen Mietauto dahin. Regen, Regen, ich bin am Steuer.

Wir kommen spät in Montpellier an, gehen essen, trinken viel, herrlich viel-, und Simon spricht. Es entwischt ihm: «*Ma vie est une vengeance sur ma jeunesse*», doch sogleich überspielt er diese Äusserung mit Unsinn, und ich werde nie erfahren, was das Bewegende seiner Lebensgeschichte, was der Grund für sein Verhalten ist. Will er selbst es nicht wissen? Es ist mir nie gelungen, das Geheimnis, das seine Seele umhüllt, zu enträtseln. Er sagt: «Die Welt ist egoistisch. Sie foutiert sich um meine Leiden, meine Freuden. Ich lebe egoistisch und bin zufrieden.»

Nein, nein, Simon! Seine Augen, seine beseelten grünen Augen widerlegen dies.

Um acht in der Früh sollen wir uns mit Frank, dem Techniker, in Cambous treffen. Simon möchte, dass ich ihm beim Einrichten dieses umfangreichen neuen Kinderheims, ja, des eigentlichen Kinderdorfes behilflich sei. Neben dem imposanten Schloss aus dem 16./17. Jahrhundert stehen vier Baracken, die dem französi-



*Das Château de Cambous in Viols-en-Laval (Département de l'Hérault), in seiner heutigen Pracht nach einer aufwändigen Restaurierung 2009 (Foto: Internet).*

schen General Lattre de Tassigny als Kriegsgefangenenlager gedient hatten und die mindestens je fünfzig bis achtzig Kinder aufnehmen können. Sie sind leer und unfreundlich. Ich werde sie mit Tüllvorhängchen ausstaffieren. *«Très bonne idée!»* sagt Simon. Die Wasserversorgung geschieht mittels Tankwagen aus einem domaine-eigenen Reservoir in sieben Kilometern Entfernung. *«Vous feriez mieux de laver les gosses avec du vin de la région, cela vous coûterait moins cher!»* sagt der Bauer vom benachbarten Hof. Er hat nicht unrecht.

In einem langen Brief beschreibe ich A. diesen besonderen Teil der Languedoc im Hinterland von Montpellier:

*Es ist hier so einsam, wie man sich Einsamkeit nur vorstellen kann, weit und breit die Garrigue, das heisst, diese felsige, von knorrigen Sträuchern bewachsene Hochebene. Hie und da, auf irgendeiner Hügelkuppe ein winziges, ganz den erdigen Tönen der Landschaft angeglichenes Dörfchen, das häufig wie eine Festung gebaut ist mit einem Kranz schmaler Häuschen, die sich so sehr aneinanderschmiegen, als suchten sie Schutz eines beim andern. (Gegend der Katharer!) Aber in dieser Kargheit hat die Landschaft etwas Grossartiges. Ich sah sie im schönsten Herbst-*

*gewand, rostbraun zwischen dem Grau der Felsen. Fährt man etwas weiter, kommt man in die Rebgebiete, die besonders vergoldet sind zu dieser Jahreszeit. Montpellier, die alte Universitätsstadt, ist zugleich ein Weinbauzentrum.*

Soll ich wirklich demnächst hier arbeiten? denke ich etwas skeptisch und betroffen, entgegen all der Ergriffenheit, die die herbe Szenerie in mir hervorruft. Auf der Rückfahrt durch die unabsehbare Einsamkeit im herabdämmernden Abend sprechen Simon und ich wenig. Ich spüre, dass er auf mich zählt. Schon wieder –

Es ist Dezember geworden. Sascha begleitet mich in unserem kleinen Auto nach Cambous, wo Simon und Pierrot Kaufmann aus Paris bereits mit Frank eifrig beraten. Erst gehe ich den Männern nach, sie nehmen von mir keine Notiz. Da packt es mich wild und ich fahre im Renault in die Garrigue hinaus, allein. Ich denke, könnte ich bloss einmal in einem Buch all das schildern, was mich bewegt und erschüttert, dass es auch andere so aufwühlte wie mich, dass sie sähen, verstünden, vielleicht-ja, vielleicht lernten.

*Tagebuch:*

*Wenn mein Stolz und mein Selbstbewusstsein getroffen werden, ist meine Reaktion Wut, Verachtung, Flucht, das Verlangen, alles stehen und liegen zu lassen, mich um nichts mehr zu kümmern. Ein abgewendeter Blick meiner Mitspieler genügt, mich zu verletzen. Pauvre idiotie!*

Ja, warum bin ich nicht weggelaufen? Beim Nachtessen abends mit Pierrot und Simon in Montpellier weiss ich es. Denn es geht um die Sache, und wieder bringt Simons Vertrauen in meine verlässliche Einsatzbereitschaft mir mein Gleichgewicht zurück. Nächstentags kaufe ich mit ihm zusammen endlos viele Meter

preiswerten Tülls, eine Schneiderschere, farbige Bändchen, eine Unzahl von Reissnägeln, womit ich in den trostlosen Riesenbaracken während einiger Tage meine Verschönerungsarbeit vollbringe.

Zu Ende des Jahres bin ich in Cambous als Verantwortliche der Alijah eingesetzt. Schon bald treffen die ersten fünfzig nordafrikanischen Kinder aus Uriage ein, und eine Woche später sind es hundertfünfunddreissig aus Les Rhuets, zusammen mit ihren Erziehern. Frank ist da, aber es will zwischen ihm und mir einerseits und den Andern, den Gruppenleitern und Madrichim, die sehr fordernd auftreten, kein harmonischer Ton aufkommen. Und Kälte geht auch von dem harschen Wind aus, der über die Hochfläche fegt.

Eines Abends taucht unvermutet Simon auf. Er beschaut sich das ganze Dorf. Er setzt sich mit den Gruppenleitern zusammen, es gibt Diskussionen. Laut, scharf, geladen dringen die Stimmen heraus aus dem Raum. Sie machen mich trostlos und müde.

Ich fröstle. Dann ziehe ich Simons warme Handschuhe an und lasse es mir nicht nehmen, ihn gegen Mitternacht die zweieinhalb Stunden nach Marseille zu chauffieren. Ich müsse meine Schreibmaschine holen, begründe ich fadenscheinig die Fahrt. Ich weiss ja, Simon, ich habe kein Mass, und sage laut: «Ich fahre in der Nacht zurück. Morgen vor Tagesanbruch bin ich wieder in Cambous!»

Ich bin ganz zerrissen. Keinen Augenblick hätte ich alleine unter den streitenden Menschen bleiben können und Simon wegfahren sehen. Ich weiss auch, Simon zählt auf mich, sagte er doch: «Vor allem, lassen Sie Cambous nicht im Stich!» Aber wie denn bringe ich Frieden und Ruhe in diese Gemeinschaft?

Im Schloss habe ich ein saalgrosses Zimmer bezogen, genau

über dem Eingangsportal, mit hohen Fenstern zum baumbestandenen Hof, mit einem roten, etwas ausgetretenen Klinkerboden, und da verbringe ich meistens meine freien Stunden. Zum lesen oder Geschichten schreiben komme ich nicht, bloss zu zahllosen Briefen. Sagte nicht Edita Morris richtig: Briefe schreiben ist eine Ausrede, um sich vor der wirklichen Arbeit zu drücken?

Das Kinderdorf hat sich inzwischen gefüllt, die Gruppen sind je nach politischer oder religiöser Ausrichtung auf die vier Baracken verteilt. Einige Erzieher wohnen im Schloss, aus dem der schwebende Hauch der Vergangenheit längst von den Geräuschen einer lärmigen Gegenwart vertrieben worden ist. Allen Widerständen zum Trotz versuche ich meine Vorstellungen von einem einigermassen geordneten Tagesablauf durchzusetzen. Aus der zentralen Küche im Hauptgebäude holen sich die Gruppen auf kleinen Wägelchen die schweren Speisekessel in die Baracken hinter, wo in der Mitte zwischen den beidseitigen Schlafsälen ein grosser Raum mit Tischen und Bänken zum lernen und essen vorhanden ist. Wo wird das Geschirr gespült? Wo die Wäsche versorgt? Werden die Duschzeiten eingehalten?

Es gibt Sitzungen mit Frank, mir und den Madrichim, es kommen alle Probleme zur Sprache, was Küchenezettel und Kaschrut, Zeitplan, usw. betrifft. Forderungen nach diesem und jenem, was oft gar nicht zu beschaffen ist, werden sehr kategorisch gestellt. Schul- und Sportmaterial wird verlangt. Dies bedingt besondere Einkäufe in Montpellier. Alles ist teuer, Geld kaum vorhanden, doch das darf ich vorläufig nicht verlauten lassen. Den ungeheuren Arbeitsanfall in der zentral eingerichteten Wäscherei müssen lokale Hilfskräfte bewältigen. Wann kommt das Geld für die Löhne? Wer bezahlt das Benzin und die Reparaturen des Tankwagens, der sich bei den unzählbaren Fahrten zu unserer Quelle in Saugrass abnutzt?

Das immense und schwierigste Problem, wie bereits erwähnt, ist die Wasserfrage. Sparen heisst die Devise. Wer hält sich daran? Beachten die Leute auch nur ansatzweise unsere Wünsche, unsere Ratschläge, unsere Forderungen? Bald werden wir hier über dreihundert Menschen sein, die essen, duschen und sauber gekleidet sein wollen.

Sie lassen mich sehen und fühlen, was sie denken: Sie ist keine Jüdin, spricht nicht einmal Iwrit, was denn – *be'emet!* – tut sie bei uns? Ich versuche durchzuhalten, aber gegen Vorurteile, Intrigen, Klatschmäuler komme ich nicht an.

Oder – bin vielleicht ich es, die Vorurteile hat? Betrachte diese Menschen mit meinen mitteleuropäischen Augen? Erwarte von ihnen Dinge, die ihnen gar nicht geläufig sind?

Meine Situation in Cambous gleicht einer Gratwanderung.

Die kleine Malka aus der Lingerie erzählt mir den Inhalt des Films *Justice est faite*: Zehn Menschen aus verschiedenen Milieus sollen eine Ärztin richten, die ihren Mann durch eine Spritze vorzeitig von unheilbarem Leiden in den Tod befreite. Jeder der Geschworenen urteilt aus seinen Erfahrungen, seiner momentanen Lebensstimmung heraus. So fallen die Verdikte, die zum Urteil führen, sehr zufällig aus. Ein Beispiel, wie wenig wir Menschen selbst ein und derselben Gesellschaft einander verstehen, wie wenig wir von uns selbst abstrahieren können. Diesen Gedanken weiterführend, versuche ich am Nachmittag, als ich mit dem Jungen Noah nach Montpellier fahre, herauszufinden, wie er sich fühlt, wie er von sich aus das Leben betrachtet. Was mag wohl in diesem Kopf vorgehen, der so ganz anders denkt als ich und der von so vielen Dingen, die ich kenne, keine Ahnung hat und sich dafür auch nicht interessiert? Was geht in seiner Seele vor, das mir fremd ist? Die Unüberbrückbarkeit einer wirklichen Verständigung mit Menschen, die vollkommen andere Zielvorstellungen, Ansprüche und Forderungen, einen anderen Hintergrund haben als ich, wird mir



hier sehr deutlich. Es gibt nur ein oberflächliches Sich-Mitteilen. Kein Vertrauen, kein Gespräch. Ein Verantwortungsgefühl für das Ganze oder Toleranz sind Mangelware. Es ist zwecklos, wenn ich versuche, etwas menschliche Wärme, Entgegenkommen, ein Lächeln auszustrahlen.

In diesem mir keineswegs freundlich gesinnten Gewühle stelle ich meine nicht eben liebenswürdigen Reflexionen an: Da ist Lévy, der so genannte hebräische Schulkoordinator, dessen Frau sich mir gegenüber ab die einzige angenehme Person erweist. Doch er selbst kommt mir vor wie ein kleines Hündchen, schwanzwedelnd Anerkennung heischend vom Frauchen, und das immer und überall. Das gibt ihm etwas Subalternes, Serviles, was ich nicht ausstehen kann. Wenn er am Tisch vor seinem Gläschen Pinard sitzt oder im Shabbesgewand am Steuer des Autos, ist er ein ganz kleiner *petit-bourgeois*.

Ich führe diese Gedanken weiter und überlege, ob die Schönheit wirklich eine Auszeichnung sei, und lasse mir die oft gehörte Meinung, dass nämlich Güte und Charme auch eine hässliche Person anziehend machen können, durch den Kopf gehen. Meiner inneren sozialen Haltung zum Trotz gelange ich zu der Überzeugung, dass Schönheit ein Privileg sei. Erzählen das nicht schon die Märchen? Missgunst und Hinterhältigkeit sind hässlichen, zerstörten Geschöpfen zugeordnet. Darin scheint mir hier in Cambous die kleine verwachsene Näherin mit dem niederträchtigen Mundwerk recht zu geben, deren schlapp und abstossend wirkenden Hände ihren Charakter gleichsam widerspiegeln.

So führe ich meine tiefsinnige Philosophie böse weiter, dehne sie auf viele andere Gebiete aus und tadle mich gleichzeitig des-

wegen, doch mit wenig Überzeugung.

Bisweilen erlebe ich Tage, die jedermann erschrecken könnten. Wie viel Zwist und Unverträglichkeit! Sie werden dereinst ihren Staat verlieren, wenn sie in dieser Weise weitermachen, mit Intrigen und Intoleranz, denke ich beklommen.

### ***Tagebuch-Notizen im Februar 1951.***

*Es ist nun Nacht und ein wilder Sturm braust ums Schloss!*

*Es ist alles ein wenig beklemmend und wild und einsam. In mir ist 's bang und brennend. Ja, brennend – ich möchte hinauslaufen in den Sturm und in deine Arme. Ich würde in die Nacht laufen, fände ich dich irgendwo: so stark möchte ich es erleben. Aber wo bist du? Und wer bist du? –*

*Ich fühle mich müde und matt und stehe morgens nur mit grosser Überwindung auf, als müsste ich mich aus Banden und einer Masse, die mich festhält, dunkel und schwer, herauslösen.*

*Ich bin hier unbeschreiblich einsam und alleingelassen.*

*Ich habe Heimweh nach Paris, nach Menschen.*

In unserer schwierigen Situation wird Simon erwartet. Er kommt nicht. Seit mehr als einem Monat wurden keine Rechnungen mehr beglichen, die Löhne sind ausstehend. Die Erzieher begehren auf, die lokalen Hilfskräfte murren. Ich muss versuchen, sie bei Laune zu halten. Ich habe mich verpflichtet, auszuhalten. Es geht um das Kinderdorf.

Indessen häufen sich die Beleidigungen und Anwürfe. Am liebsten würde ich meine Koffer packen und gehen. Doch ich bleibe, frage mich aber: warum? wozu?

Man steckt im dicksten Nebel. Was wird mit Cambous geschehen? Kein Geld, Schulden wohin man sieht. Ich bin beunruhigt, besorgt. Tag um Tag.

Allmählich ist es März und plötzlich frühlingshaft geworden.

Jom Shabat, welch zauberhafter Tag! Gelöst verbringe ich den Morgen und bin heute für das Haus nicht vorhanden. Nachmittags setze ich mich in den alten Citroën und fahre nach Montpellier hinunter. Und siehe da! Als ich abends beim Bahnhof parke, taucht Ruwen Wydra aus Roquefort-la-Bédoule zusammen mit einem Mitarbeiter aus Paris auf! *Ça y est!*

Er kommt, das unstimmige, widersprüchliche Lager zu leiten. Er ist Jude und weiss um den Talmud, er kann Iwrit, er ist – ein Mann! Grossgewachsen und unbestechlich. Ich fühle mich aufleben, befreit, der schreckliche Cauchemar bröckelt weg. Langsam finde ich meine Unbefangenheit wieder.

«Charlotte», sagt Ruwen eines Tages, «schminke dich gut, ziehe dich elegant an und fahre zu unserem Grossisten nach Montpellier. Du weisst ja, unser Vorratsmagazin ist beinahe leer, aber der Mann will nichts mehr liefern, bevor nicht die alten Rechnungen beglichen sind.»

Wenn er nicht einlenke, meine ich, dann werde ich ihm mit der Konkurrenz drohen, denn man könne nicht zweihundertfünfzig Kinder ohne Nahrung lassen. Die Wechsel von Paris seien unterwegs –

«Das stimmt zwar nicht ganz», berichtigt Ruwen, denn noch immer lässt uns Paris im Stich, «aber einige wenige werden in der nächsten Zeit bestimmt eintreffen.»

Das sind unsere Sorgen. Der Ausflug macht mir Spass, und es gelingt mir, den Grossisten zu bewegen, weiterhin Ware zu liefern. Abenteuerlich sind auch meine Fahrten auf den Obst- und Gemüsemarkt in Montpellier, wo ich erst kurz vor Ende eintreffe, wenn die Ware zu billigen Preisen abgegeben wird. Dann parke ich den alten, launischen Citroën an einer abfallenden Strasse, damit ich ihn notfalls anrollen kann. Das erspart mir das Kurbeln! Ruwen ist ein richtiger *copain*. Wir können uns über alles mögliche unterhalten. So analysieren wir zusammen die Situation in

Cambous, suchen die Schwachstellen zu erkennen, die nicht nur banaler materieller Art sind, sondern sich auch aus den verschiedenen politischen und religiösen Lebensanschauungen und Existenzformen der Menschen hier herleiten. Doch Ruwen steht da mitten drin, souverän und unanfechtbar, mit den Lagerteilnehmern in der gemeinsamen Sprache sich verständigend, mit ihnen die gleiche Grunderfahrung teilend, die mir persönlich fehlt.

Anfang Mai sage ich ihm und Cambous Lebewohl, meine Durchhaltezeit ist beendet. An zwei schimmernden Frühlingstagen bummle ich durch die Languedoc, die Camargue und die Provence nach Marseille. In Les Baux höre ich vor den weitgeöffneten Fenstern meines Hotelzimmers die Nachtigall schlagen.

# Israel 1951

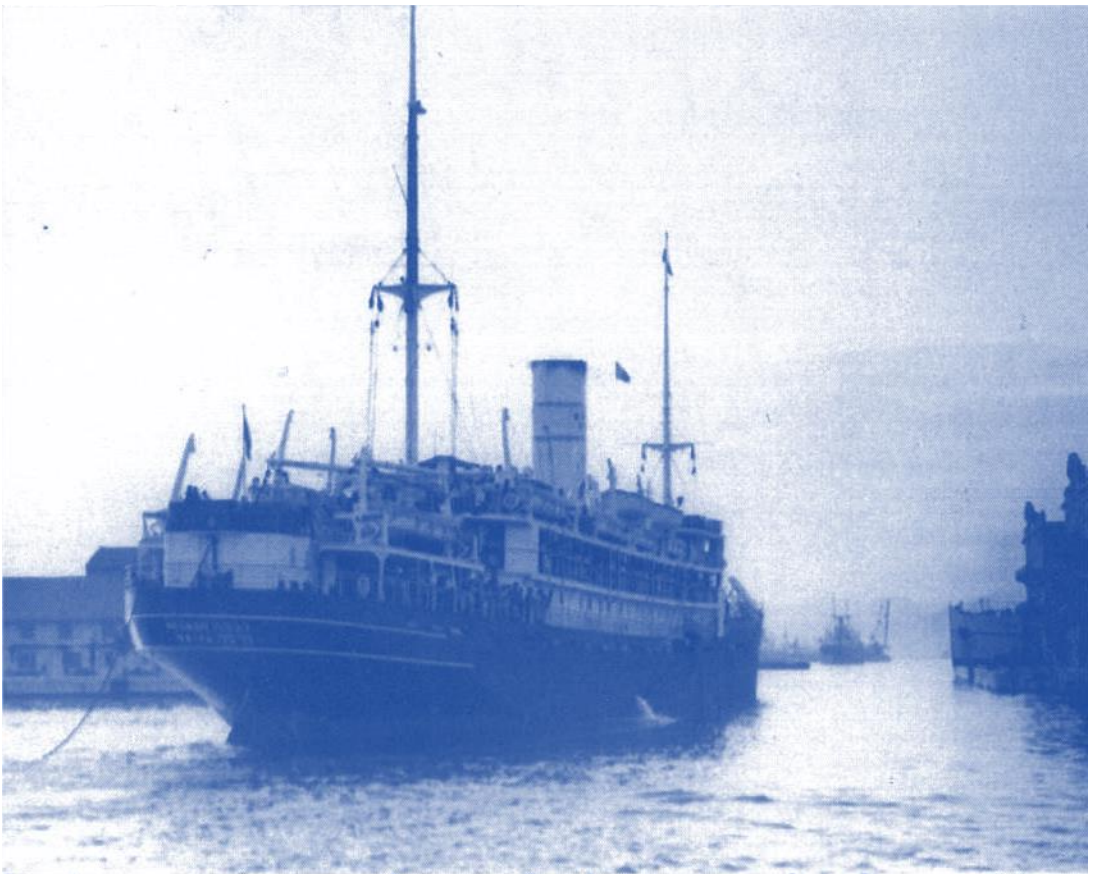
## 9. Mai 1951.

Voll Freude und Unternehmungslust habe ich gestern auf der «Negbah» mit vierundachtzig Alijah-Kindern aus den Marseiller Camps die Reise nach Israel angetreten. Der Schiffsmotor stampft, bald fahren wir zwischen Korsika und Sardinien hindurch. Es ist grau draussen, eintönig, Regen – doch keine Langeweile kommt auf. Ich fühle mich gut auf diesem Schiff. Vor Sabbat nehme ich alle Duscheräume in Beschlag, um die Kinder für den Freitagabend vorzubereiten. Nägel werden geschnitten, Haare gekämmt, gestutzt, geflochten, endlich sind alle Mädchen und Jungen sauber und festlich. Wir tanzen die Hora auf dem Deck, die Stimmung ist ausgezeichnet. («Niemand äusser dir hat sich damals um die Kinder gekümmert», sagt mir zweiundvierzig Jahre später Alisa in Jerusalem.)

Am 12. Mai fahren wir Napoli an. Die Familie Einhorn aus Jerusalem, Hanoch und Alisa mit drei Kindern und ich benutzen die acht Stunden Aufenthalt, um im Taxi nach Pompeji zu fahren. Selbst hinter den grauen Nebelschleiern ist diese Stätte beeindruckend. Erstorbenes Leben überall. Doch die dräuenden Wolken versprechen nichts Gutes, und so bricht denn auch in der Nacht ein heftiger Sturm los, der unsere kleine «Negbah» tüchtig schaukelt. Am kommenden Morgen bin ich fast alleine im Speisesaal. Bis zur Durchfahrt durch Skylla und Charybdis bei Messina hat sich das Meer beruhigt.

*Bild rechts oben: Die «Negbah» im Hafen von Marseille, mit der Charlotte, zusammen mit vierundachtzig Kindern und einigen Madrichim, im Mai 1951 nach Israel fahren wird.*

*Bild rechts unten: Die Betreuergruppe während der Schiffsreise.*





Wir nähern uns Israel. In der Frühe des 17. Mai legen wir in Haifa an. Eine fiebrige Unruhe ergreift Kinder und Passagiere.

Die steil zum Carmel ansteigenden Häuser blenden in der Morgensonne. Zuerst liegt Ahouza, wo die Alijah die Gruppe in Empfang nehmen wird. Auf der Hafenterrasse werden wir mit Infektionsmitteln bepudert. Es ist drückend heiss.

«Chamsin!» sagen die Leute.

Ich treffe alte Mitarbeiter aus Frankreich und lerne Ruth Izchaki, Liesels Schwester mit Mann und den beiden Kindern, kennen, die auf dem Carmel wohnen. Israel Keschet, der Apotheker aus Pougues-les-Eaux, der mich unentwegt Inspektorchen nennt, bringt mich nächstentags mit einem Sammeltaxi nach Jaffa, wo ich sein Zimmer auf dem Dach eines alten Hauses in Ghebelia beziehe, das er mir nun überlässt. Und es ist, als ob das erste Bad an Jaffas Strand mich befreie von altem Ballast und mich öffnete für die unendlich vielen und mannigfaltigen Eindrücke dieses neuen Landes.

Gestern sah ich den Carmel, die recht arabisch wirkende Stadt Haifa, die Strasse von dort bis Tel Aviv und bekam den gleichen Eindruck überall: ein hartes Land, wo alles, alles, jeder Streifen Erde, jeder Baum, jede Blume, einfach alles schwer und mühsam errungen werden muss. Nichts gibt sich von selbst. Was gedeiht, zeugt von der Ausdauer und dem Fleiss dieses merkwürdig zusammengewürfelten Volkes.

An den Hängen bei der Küste und auf dem Weg nach Jerusalem stehen unübersehbar ungezählte, enganeinandergefügte Wellblechhütten, die weithin im schneidenden Sonnenlicht blenden. Das sind die *Ma'abarot*, Wohnungen für die Neueinwanderer, sagt man mir. Sieht so die Erfüllung ihrer Sehnsucht nach der Heimat in Erez aus?

*Bilder links: Vor dem Auslaufen der «Negbah» aus dem Hafen von Marseille (Mai 1951).*





Allzu oft höre ich deutsch sprechen und meine, dass dies Idiom nicht nach Erez Israel gehört. Denn ist nicht die Sprache auch zugleich Heimat? Wird Iwrit imstande sein, das Land zusammenzuschweissen? frage ich mich unsicher.

Ich bin mitten drin in einer neuen Gegenwart, die mich nicht loslässt und die meine Akzeptanz oder Kritik herausfordert, Wohlbefinden oder Unbehagen erzeugt. Manchmal erscheinen mir Leben und Mentalität hier wie eine Mischung aus Orient und Abendland, aus Tausendundeinenacht und europäischem Intellektualismus, aus Talmud, Herzl und Marx, und alles hineingestellt in den banalen, harten Alltag eines Landes im Aufbau.

Frau Dr. Grete Blumenthal, das «Negerbaby» mit Übernamen und einst Ärztin in meinem Flüchtlingsheim in der Schweiz, lebt jetzt in Tel Aviv. Sie hat sich ein kleines medizinisches Labor aufgebaut, von dem sie schlecht und recht leben kann. Doch wichtiger als alles ist ihr, was sie mir nun anvertraut: «Ich kann dir das Gefühl gar nicht beschreiben, das ich hier habe: nämlich zum ersten Mal daheim zu sein, zu wissen, wohin ich gehöre, dass hier meine Heimat ist.»

Es beeindruckt, ich höre Ähnliches immer wieder.

Wo, so frage ich mich etwa, würde denn ich stehen in diesem Land? Ich komme von der Überzeugung nicht los, dass ich in Israel immer die Fremde bliebe. Geliebt, geschätzt vielleicht, oder auch abgelehnt, aber nie *dans l'oeuf*, so wie ich das manchmal auch im Alijah-Büro empfinde. Es ist die Problematik des «Innen» und «Aussen».

«Ein Ei – weisst du wie das aussieht?»

«ja – Und?»

«Du bist drin und gehörst dazu, oder draussen, immer nur draussen, und kommst nie hinein!»

*Skizzen aus Charlottes Zeichenbuch: La Valetta, Malta (oben), gezeichnet während der Überfahrt, und Ahouza in Israel (unten).*



*Dr. med. Grete Blumenthal-Weidenbaum, genannt «Negerbaby», war Ärztin in einem von Charlottes Flüchtlingsheimen in der Schweiz und blieb ein Lebenlang mit Charlotte freundschaftlich verbunden.*

Und wenn ich konvertierte? greife ich wieder einmal für mich diese alte Frage eines Religionswechsels auf.

Nein! Denn Dazugehören ist mehr als Sich-fremde-Gesten- An-eignen, als Mitsingen oder Mitbeten. Es ist tiefer als einfache Anpassung, die gegebenenfalls hier im bunten Mosaik von Israel noch leichter als irgendwo sonst zu leisten wäre.

Dazugehören muss genährt werden aus dem Erdreich, in dem es wurzelt. So wenigstens empfinde ich es.

Eines Tages treffe ich Chaim Feder, den anhänglichen «Buchenwälder»-Jungen. «Der Anfang hier war schwer», sagt er, «kaum hatten wir den Fuss auf israelischen Boden gesetzt, wurden wir ins Militär gesteckt. Niemand fragte uns nach Auschwitz, kaum, dass man wissen wollte, woher wir kamen. Wir überlebenden ehemaligen Häftlinge waren nur als potentielle Soldaten willkommen.»

Lange Pause.

«Hast du jemanden von deiner Familie gefunden?» «Nein», sagt er leise, und ich bereue meine Frage. «Aber ich fühle mich jetzt schon gut hier in Erez, hier kann mir nichts mehr passieren», ergänzt er zuversichtlicher.

Die Jugend-Alijah verschafft mir reichlich Gelegenheit, das Land kennenzulernen. In ihrem einfachen Office in Jerusalem hängt das Porträt einer weisshaarigen Frau. Die dunkeln Augen schauen warm und wissend und lassen mich nicht mehr los, sodass ich mich nun hier, am Ort ihres Wirkens, meines Artikels in einer Schweizer Zeitung anlässlich ihres Todes erinnere:

*Henrietta SZOLD, wer ist sie? Ich begegnete ihrem Namen bisweilen im Zusammenhang mit den zionistischen Anstrengungen um die Schaffung einer nationalen jüdischen Heimstätte in Palästina. Die Entfaltung ihrer reichen und vielseitigen Persönlichkeit verdankte Henrietta, die 1860 in Baltimore geboren wurde, der Erziehung im Elternhaus. Der Vater war Rabbiner von aussergewöhnlicher menschlicher und geistiger Prägung. Die starke Verwurzelung in der jüdischen Tradition hinderte die Szolds nicht, an der Weltkultur lebhaften Anteil zu nehmen, jede Art von Chauvinismus blieb dem grosszügigen und toleranten Charakter Henriettas fremd. Für ihren Arbeitsbereich jedoch bekannte sie:*

*«Kein Mensch kann mehr tun, als sich mit einem winzig kleinen Teil der Weltprobleme auseinanderzusetzen. Mein Teil ist das jüdische Problem. «*

*Übergehen wir die Jahre der jungen Schullehrerin, der Redaktorin, die Jahre ihrer sozialen Aufbauarbeit im jüdisch-arabischen Palästina, wohin sie als 59-jährige, ihr behagliches Heim in Amerika sowie Freunde und Geschwister verlassend, übersiedelte. Dort wurde ihr die Krönung ihres reichen Frauenlebens zuteil, als sie mit 73 Jahren die Organisation und Leitung der Jugend-Aljah in ihre das Chaos gleichsam ordnenden Hände nahm. Die Jugend-Aljah ver-*

wirklicht den Gedanken von landwirtschaftlicher Ausbildung und Einwanderung jüdischer Jugendlicher nach Palästina. Henrietta Szold stand ihr bis zu ihrem Tode vor. Die mütterliche, liebende Frau, die viele Jahre zuvor in einem vertraulichen Brief bekannt hatte: Tief im Grunde meines Herzens fühlte ich immer, dass ich hätte Kinder haben sollen, viele Kinder-. Diese Frau sah man, schmal und weisshaarig, ungeachtet Wind und Wetter, Regen und Sonnenglut, unentwegt auf den Landebrücken in Jaffa oder Haifa stehen, um bei der Ankunft der Jungen und Mädchen, die sie ihre Kinder nannte, jedes einzelne willkommen zu heissen.

Ein Bibelwort sagt: Die Kinderlose hat am meisten Kinder. So wurde Henrietta Szold die Mutter vieler Kinder. Die individuellen Anliegen jedes einzelnen ihrer Schützlinge waren ihr wichtig. Den Praktiken der Massenerziehung stemmte sie sich energisch entgegen, obgleich die Zahl der Kinder sprunghaft wuchs. Bei ihrem Tode im Jahre 1946 waren es fünfzehntausend, für die sie im wahrsten Sinne des Wortes sorgte.

Wie alle wahrhaft grossen Menschen hatte sie Zeit für jedermann. Sie blieb im bürgerlichen Leben von beispielhafter Bescheidenheit. Dem Prophetischen und der magischen Macht ihres Wesens gab ein Mitarbeiter Ausdruck mit den Worten: Es gibt Menschen mit berühmten Namen, deren Glanz verblasst, sobald man mit ihnen in Berührung kommt. Das Gegenteil gilt für Henrietta Szold. Je näher man in die Strahlung ihrer Persönlichkeit kommt, umso grösser wird das Staunen über ihr Wesen und ihre Vollendung.

Meliz, der der Public Relations Chef des Alijah zu sein scheint,

holt mich des Öftern allein oder mit anderen Gästen ab für interessante Rundfahrten. Während eines raschen Augenscheins im Schweizer Kinderdorf Kiriath Jearim bei Abu Gosh, zusammen mit dessen Stifter, Herrn Stiebel aus Zürich, erhalte ich die so sehr erwünschte Antwort auf die Frage nach der seelischen Betreuung der traumatisierten Kinder. Denn hier in diesen schmucken weissgetünchten Häusern an der terrassierten Bergmulde sind sie von psychologisch geschulten Lehrern umgeben. Geruch von frischer Kalkfarbe schwebt um die neueingeweihten, blumengeschmückten Gebäude, zwischen denen da und dort ein dunkler Kinderschopf, ein neugieriges Augenpaar zu sehen sind.

Ein andermal ist es eine Galil-Fahrt, die Meliz für die schwedische Fotoreporterin Anna Rifkin und mich arrangiert hat. Ich lerne die Jordanquellen – klares Wasser, das zwischen grossen Felsbrocken munter hervorsprudelt – kennen und Safed, den Ort der Kabala, des Chaim Vital, der Chassidim und der Maler. Mit immer wieder erneutem Staunen sehe ich, wie die karge Erde urbar und produktiv gemacht wird auf Kosten wohl der traumverlorenen biblischen Schönheit. In einem jungen Kibbuz für Neueinwanderer aus Europa und Indien knipst Anna Rifkin das sprechendste Bild zum Thema «Völker- Schmelztiegel Israel», das nun in die Welt hinauswandern wird. Es zeigt zwei kleine Wesen, ein hellhäutig blondes und ein dunkles, die neben unserem Auto sitzend sich im glänzenden Schutzblech spiegeln.

Moshe Yaari von der Jugend-Alijah begleite ich auf einer seiner Dienstfahrten, die uns nach Nazareth bringt. Dieser Ort ist hauptsächlich von christlichen Arabern bewohnt, sehr orientalisch die Bauweise, die Bazaar, fast unberührt. Am liebsten möchte ich nicht aufschauen, um die Silhouette von nüchternen, hässlichen Wohnblocks auf dem Grat der



umliegenden Hügel nicht sehen zu müssen, die meine arabischen Märchenbilder zerstören.

«Da siedeln Juden zum Schutze und zur Kontrolle der Stadt», sagt Moshe. Ich schweige.

Ab und zu entdecke ich in einem Kibbuz Kinder aus der Zeit in Frankreich, die mich schneller wiedererkennen als ich sie. Da ist Joshi aus Pougues-les-Eaux, stolz zeigt er mir den Traktor, mit dem er aufs Feld hinausfährt. Er ist braungebrannt und selbstsicher geworden. Andernorts nähert sich mir die scheue Zohra aus dem Camp Eylath, mit umgebundenem Kopftuch. Sie kommt still, allein, spricht kaum, und der kleine Freudenfunke, der aufleuchtete, erlischt in ihren grossen, traurigen Augen, die mir lange nachschauen, als ich sie wieder verlasse. Noch des Öffern sehe ich, so wie mir scheint, einsame Kinder aus dem Maghreb.

Das Kinderdorf Ben Shemen, das nach dem ersten Weltkrieg vom Berliner Arzt Dr. Siegfried Lehmann als eigentliche Kinderrepublik gegründet wurde, ist für viele Menschen, die sich mit der Erziehung der Nachkriegsjugend befassen, zu einem nachahmenswerten Vorbild geworden. Der Erziehungsstil basiert auf Freiheit und Mitverantwortung der Kinder, die sich gleichberechtigt mit den Madrichim selbst verwalten. Probleme werden im offenen Gespräch bereinigt, und Dr. Weiss, der mir das Dorf zeigt und erklärt, meint, auf dieser Basis funktioniere alles ohne Schwierigkeiten, die Kinder seien gelöst und würden auf ihr späteres Leben gut vorbereitet. Das Elitäre, das dieser glücklichen Insel gelebter Ideale anhaften könnte, ist durch den nüchternen Blick auf die Realität des Landes ausgeschlossen. Nicht für die Schule, für das Leben lernen wir, könnte über der Eingangspforte stehen. Da mich am Abend dieses Tages eine Bekannte zu einer Dibbuk-Aufführung im Habima-Theater einlädt, werde ich mir des grossen Bogens der jüdischen Geisteshaltung bewusst, der sich vom realen zionistischen Denken bis zum mystischen Chassidismus spannt.



In Jerusalem wohne ich bei Kitty Stern, an der King George Street, da, wo die Strasse schon recht volkstümlich wird, ein bisschen schmutzig, doch voll Leben. Strassenhändler, Buden mit Falaffel, mit Obst oder *Miez* (Fruchtsaft).

Kittys Familie ist fromm, Kitty passt sich ein. Die Mutter ist eine schlichte, ernste, beeindruckende Frau. Sie flüchtete zusammen mit vielen andern Juden nach China auf einem überladenen, gecharterten Schiff, das von den Japanern aufgegeben wurde. Die Jahre in einem japanischen Camp haben ihre Gesundheit zerrütet. Ein jüngerer Bruder Kittys ist nach Australien ausgewandert, ein älterer, der von Zionismus nichts hören will, in Wien geblieben. Der Lieblingsbruder, Joe, lebt mit der Familie in Jerusalem. Er ist ein schöner, gross gewachsener junger Mann, ernst, etwas träumerisch, klar in seinen Ideen und doch wie von einem Geheimnis umhüllt.

An einem hellen Tag unternimmt er mit mir eine kleine Wanderung in die Hügel um Jerusalem. Wir sprechen wenig, aber ich spüre, wie sehr Joe mit seiner neuen Heimat verbunden ist.

«Warum können wir nicht in Frieden miteinander leben, die Araber und die Juden?» sagt er leise. «Beide lieben wir diese Erde, warum sollten wir uns nicht verstehen?»

«Joe, wenn viele Menschen so denken wie du, werdet ihr es schaffen –», meine ich, und beinahe glaube ich es auch. Als wollte er die goldgelben und braunen weiten Hügel in sich aufnehmen, schaut er über sie hinweg in die Ferne und ist sehr ernst. Eine dieser einsamen Wanderungen in den geliebten Bergen sollte ihm später zum Verhängnis werden: Nach tagelanger Ungewissheit fand man ihn in den kahlen Hügeln hinter Jerusalem ermordet auf.

In der Jerusalemer Gesellschaft werde ich empfangen, vorgestellt, herumgeboten und lerne eine Menge neuer Menschen kennen, die meinen Aufenthalt hierzu einer abwechslungsreichen, lehrreichen und vergnüglichen Zeit werden lassen. Amüsante Gesellschaftsspiele, denke ich, und spiele sie mit.

In der Heiligen Stadt suche ich das Geschichtliche, Biblische, das jedoch von der Moderne zu grossen Teilen überdeckt ist, das uns nirgends entgegenkommt, mitverwoben im Ganzen wie etwa in Frankreich oder Italien. Es ist schwer, sich an den biblischen Stätten unter den neuen Kirchen und Bauten die ursprünglichen Verhältnisse vorzustellen, ganz gleich, ob man nun Nazareth oder Jerusalem sieht. Der Ölberg erweckt kein Ahnen, die eindrücklichen Darstellungen von Golgatha auf mittelalterlichen Gemälden haben hier keine Entsprechung. Die Via Dolorosa könnte irgendeine Gasse voller Menschen irgendwo im Orient sein. Aber es bleiben die kahlen Berge, die alten Dörfer, die heissen, staubigen Strassen, die Härte und Strenge der Landschaft. Das heutige Jerusalem ist schön wegen seiner Lage, seiner Goldfarbe, seiner Gebärde, einer grossen Vornehmheit, und es ist voll Vielfältigkeit der Menschen und des Lebens.

Aber es ist eine geteilte Stadt, die Stacheldrahtzäune laufen mitten durch die Wohnquartiere. Die Universität auf dem Mount Scopus liegt im arabischen Teil. Einmal im Monat dürfen die Professoren dahin fahren, um Bücher oder anderes Material zu holen oder zu sichten. Es gelingt Abraham Yaari, Professor an der Hebrew University und Moshé Yaaris Bruder, auch für mich einen Passierschein zu erhalten. In dem car *blindé* der UNO sitzen äusser Yaari noch einige andere Privilegierte. Ein Araber mit Kefie und Maschinenpistole bewacht uns. So fahren wir durchs Mandelbaum-Tor, dem einzigen Übergang von der jüdischen in die arabische Stadt.

Auf dem Universitätsgelände können wir uns frei bewegen. Ich benutze die Wartezeit für einen Spaziergang zu dem halbrunden Theaterplatz im Freien, wo vor der Staatsgründung die Studenten ihre Aufführungen inszeniert haben. Der Ausblick von da über die kahlen Berge von Judäa bis hin zu den am fernen Horizont verblauenden jordanischen Bergen ist atemberaubend. Gelassene Einsamkeit liegt über dieser Landschaft, in die hinein einst Weise und Propheten, ja, auch Jesus, in die Wüste gewandert waren, und über die so viel Geschichte voll Blut und Tränen und voll Wunder und Legende gezogen ist.

Im Hause von Abraham Yaari und seiner charmanten und eleganten Frau Pnina, einer Sabra, begegne ich dem Mathematiker Dr. Frenkel, der mich an einem Freitag Abend in vier jemenitische Synagogen mitnimmt, wo sich diese frommen, schönen Menschen, versehen mit allen rituellen Insignien ihres Glaubens, zu schlichtem und ernstem Gebet versammeln. Nach der Staatsgründung wurden 1949 die vierzigtausend Juden aus dem Jemen, wo sie seit Jahrhunderten einfach und getreu dem Talmud und den alten Traditionen gelebt hatten, in Riesen-Skymaster-Flugzeugen nach Israel gebracht. Für sie bedeutete dies die Erfüllung der messianischen Prophezeiung: Heimkehr ins Land der Väter auf dem gottgesandten *Fliegenden Teppich*.

Eines Tages begleitet mich Isi Ornstein aus dem ehemaligen Camp in Marseille nach Akko. Was ruft dieser Name in dir wach? Die Kreuzritter? Napoleon? Den Gefängnisaufstand? Doch es ist ganz anders. Lange wandern wir durch die alte Karawanserei, auf den Mauern, durch Bogentore, wo manchmal ein weissgekleideter Araber mit der um das Haupt geschlungenen Kefie daherkommt; oder mit seinem Esel ein Junge, der *Sabres*, die Feigenkaktusfrüchte, verkauft. Geschickt schält er sie mit seinem lausi-

gen Taschenmesserchen. Es ist eine seltsam orientalische Stimmung, und auf der Mole dahinschlendernd in dem warmen Abend, zur Seite ein tiefblaues Meer, das gelassen seine Wellen an die Felsblöcke heranspült, fühle ich mich wunderbar gelöst. Keine Hast, kein Fortschritt, keine Effizienz. Ruhe, die wie aus Jahrhunderten herangeweht die Stätte umgibt. Die Fahrt im überfüllten Autobus abends nach Haifa wirkt beinahe abenteuerlich. Stumm sitzen darin Araber und Israelis, Soldaten, Alte, Junge. Unterwegs werden wir von der Militärpolizei kontrolliert, die uns unbeanstandet weiterfahren lässt.

Im unteren Jordantal, dort, wo der heilige Fluss aus dem Tiberiassee austritt, liegen die zwei politisch links gerichteten, älteren und wohlhabenden Kibbuzim Affikim und Beth-Sera. Kitty Stern hat Freunde in beiden Gemeinschaften. Mitbegründer in Beth-Sera waren in den Zwanzigerjahren auch Meta Flanter und ihr Mann. Um dahin zu gelangen, nimmt mich ein Kibbuznik an einem brütend heißen Tag in Haifa auf. Immer glühender wird der Wind, je tiefer wir aus dem Emek Israel hinab in die Jordansenke kommen. Am untern Ende des Tiberiassees biegt der Fahrer rechts ab, hinein in eine grüne Üppigkeit von Büschen und Bäumen und kleinen Häusern dazwischen: Degania, die allererste Kibbuzgründung im Land, die «blaue Kornblume», die ihren Namen mit Stolz trägt. In Affikim ist der Empfang sehr herzlich. «Charlotte aus der Schweiz, Jugend-Alijah, usw.» Begrüßungen, man ist rasch bekannt.

In dem luftigen weiten Speisesaal, wo gerade das Abendessen im Gange ist, werden wir gastlich gepflegt. Da stehen Tomaten, Gurken, weisser Käse auf dem Tisch, dazu Kartoffeln mit Huhn und frisches Wasser. Am folgenden Tag macht ein *Chawer*- so nennen sich die Kibbuznik-den Rundgang. Alles sieht blitzsauber und

geordnet aus. Wenig Geräusche, denn die Kinder sind in der Schule, die Eltern bei der Arbeit, und lebhaft wird es erst am Feierabend.

Zu Affikim gehört eine imposante Spanplattenfabrik, es sei die grösste dieser Art im Mittleren Osten. Die Schneiderei bietet den Frauen für die Garderobe vier verschieden gemusterte Baumwollstoffe zum Aussuchen an, so dass also die holde Weiblichkeit zu je einem Viertel im gleichen Dessin umhergeht. Und keine stört das! Welch erstaunlicher Idealismus, denke ich bei mir.

Abends lädt ein Kibbuznik in seine Stube ein und offeriert einen Drink in zierlichen Gläschen, die einst in einem gutbürgerlichen europäischen Wohnzimmer gestanden haben mochten. Mehr und mehr Chaverim drängen herein, und der Raum füllt sich mit einer warmen Stimmung und ungezählten Fragen, die die alte Heimat und Israel umkreisen.

Über die Kibbuzgemeinschaften ist schon viel gesprochen und geschrieben worden, zu Unrecht werden sie oft mit Kolchosen verglichen. Die Kibbuzim stehen auf einer absolut freiwilligen und demokratischen Basis. Kindererziehung, Wirtschaft, Betriebsführung, alles ist Sache von allen, die Verantwortung trägt jeder Einzelne mit.

Das Thermometer ist inzwischen auf 43 Grad Celsius geklettert. Auf einem Traktor können Kitty und ich aufsitzen und zum nahen Kineret fahren. Das silberklare Wasser spült erfrischend um den erhitzten Körper. Alte, nie richtig gekannte Legenden fallen mir ein, und es scheint mir, als ob in der Ferne schwebende Füsse über die blaue glitzernde Wasserfläche dahinglitten –

Spät abends steigt hinter den dunkeln jordanischen Bergen eine goldene schmale Mondsichel auf. Die Luft ist warm und tiefe Stille ringsum, traumhaft und ewig.





*Besuch im Kibbuz Neot Mordechai.*

\* \* \*

Gleich zu Beginn meines Aufenthaltes hat mich «Negerbaby» mit der Bildhauerin Trude Efrati bekanntgemacht. Ich weile oft in ihrem gastlichen Heim in Tel Aviv, wo ich ein- und ausgehen kann und mich sehr zuhause fühle. Sie weiss nicht nur Rat für etwaige Probleme, sondern bringt auch gleich die konkreten Lösungen. Sie empfiehlt mich ihrem Neffen, Wim van Leer, der in einer prächtigen Besitzung oben auf dem Carmel haust. Er ist ein verrückter Kerl von unbändiger Vitalität, aus dem köstliche und verquere Einfälle unterschiedslos nur so heraussprudeln, seien es wundervolle altirische Volkslieder, Ideen über Jazz und Sex oder bisweilen auch ganz ernsthafte Analysen wirtschaftlicher Proble-

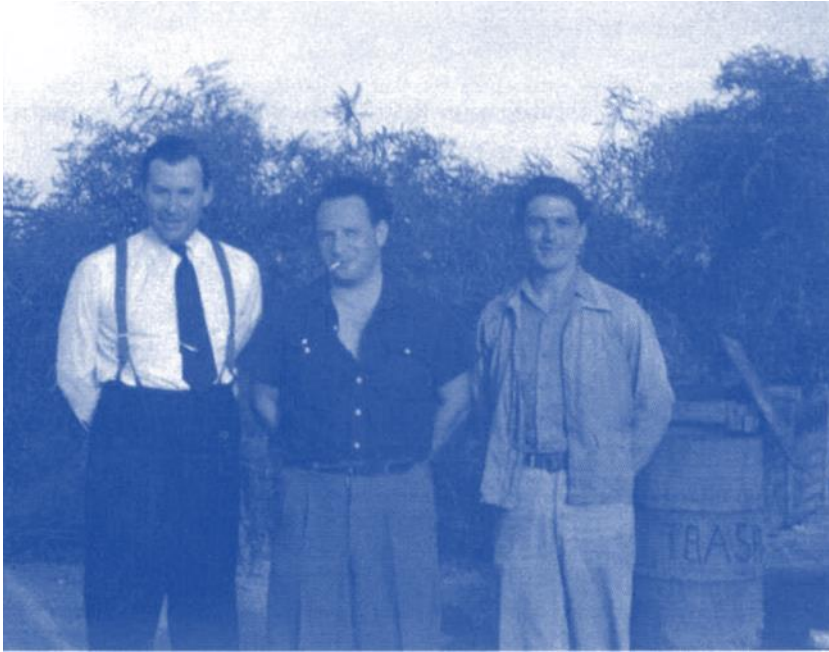
me. Welch schillernder Koloss, denke ich. Muss er nicht alle Menschen um sich herum erdrücken? ZurZeit ist die Bestäubung der Felder aus kleinen Piper-Flugzeugen mit Unkraut- oder Schädlingsvertilgungsmitteln seine Hauptbeschäftigung. Seine Unternehmung besitzt zwei Maschinen, die er selbst und ein junger Pilot, Jossi Palti, pilotieren. Einmal lässt er mich mitfliegen über die Bucht von Haifa und umkreist sodann den vulkankegelförmigen Mount Tabor im Emek Israel. Ich spüre ein wunderbares Gefühl des Schwebens über dem heiligen Berg und über allen Dingen. Ein andermal fragt er: «Wirst du keine Angst haben, wenn Jossi Loopings mit dir ausführt?»

Das tut er dann auch, er taucht Kopf voran hinab, er dreht über die Flügel. Ich bin fest angeschnallt in dem kleinen offenen Doppeldecker, aber als plötzlich die Erde und das Meer aufsteigen und über meinen Kopf hinweggleiten, ist die Ordnung der Welt für mich durcheinandergeraten. Natürlich findet sich alles sofort wieder an seinen alten Platz zurück, das Motörchen rattert, und wir fegen dahin, immer tiefer, immer tiefer, so sehr, dass wir in Natanya die am Strand Badenden erschrecken, die sich ducken oder rasch den Kopf unter Wasser tauchen. Jossi lacht übermütig, natürlich ist diese Art Fliegerei verboten, doch was kümmert das schon einen van Leer!

Wims Mutter ist in Israel bekannt als Herausgeberin einer für die Jugend bestimmten Ausgabe der «Jerusalem Post», worin sie die historischen Ereignisse von vor zweitausend und mehr Jahren in der Art heutiger Zeitungstexte und Inserate redigiert und der Jugend damit Geschichte auf eine neue, lebendige Art und Weise vermittelt.

Ich wohne hin und wieder ein paar Tage auf dem Carmel in der Panorama Road. Am Abend sitzen wir auf der Terrasse hoch über der sich in die weite Bucht einschmiegenden, mit tausend Lichtern





*Wim van Leer (in der Mitte) mit zwei seiner Piloten in Haifa (1951).*

funkelnden Stadt. Dann werden die Streitgespräche und Wortfechtereien zu einem freundlichen, ruhigen Plaudern. So äusserte ich einmal in einer dieser Sternennächte, mir schein, das Christentum sei aus Palästina verschwunden –

und», warf van Leer ein, «in Rom eingehüllt, unsichtbar gemacht, eingekapselt und von einem Riesengebäude umstellt, das nur noch für sich selbst lebt. Daher kommt jeder, der Israel sah und erlebte, wieder hierherzurück.»

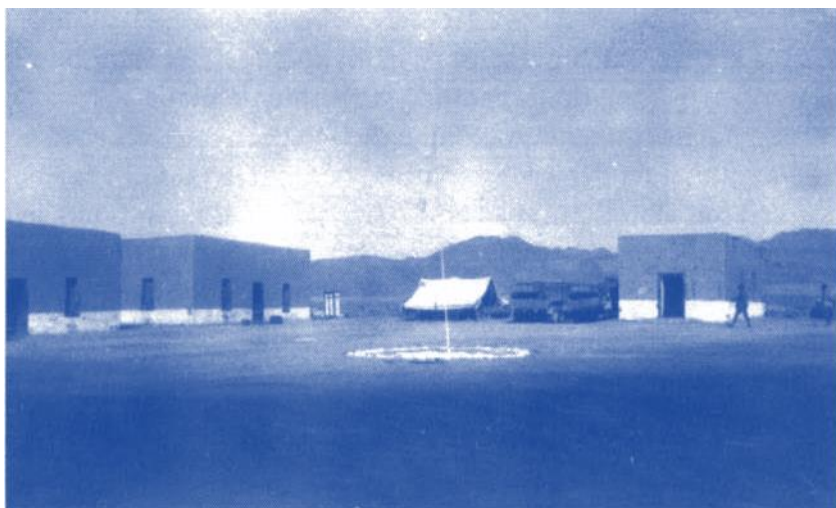
«Es ist eine andere Anschauung des Lebens.»

«Hier in Israel liegt die Verantwortung gnadenlos auf jedem Einzelnen und bleibt da liegen.» «In Rom trägt der Gottessohn sie für die Menschen. Sind sie dadurch nicht sorgloser?»

An einem Julitag schlägt mir die unübertreffliche Efrati eine Tour nach Eilat vor. Morgen Nacht fahre ein Lastwagen mit Matratzen, auf denen ich liegen könne, hinunter. «In Beersheba wird er anhalten und Waffen aufnehmen, denn die Fahrt durch die Wüste ist noch immer nicht ungefährlich», fügt sie hinzu. Kurz vor Mitternacht geht es los, in einigen Stunden erreichen wir die sandige Wüstenstadt, die nur aus zwei Zeilen niedriger Häuser zu beiden Seiten der Strasse und aus einem grossen Zeltdorf besteht.

Die Fahrt durch die Nacht. Im Scheinwerferlicht blitzen tolle Felsformationen auf-wild, hart, einsam, grossartig. Der Nachthimmel mit Millionen Sternen über mir, klar und gegenwärtig, und doch fern, bezugslos, unbegreiflich.

In der Morgendämmerung verändert sich die Wüste, atemberaubend in ihrer Weite, dem Farbenspiel, den gezackten kahlen Ber-



*Eilath 1950, das ehemalige jordanische Um Rashrash, 1948 im Unabhängigkeitskrieg erobert und heute einziger Zugang Israels zum Roten Meer.  
(Foto: Ichac Weizman)*

gen, den Tälern und Wadis. Die Vielfalt der Bodenformationen ist unbeschreiblich. Darin stehen ganz vereinzelt zähe, stachlige, hartnäckige Wüstenbäume, wie japanische Sonnenschirmchen. Eine unsagbar befreiende Einsamkeit!

Dann Eilat. Eine richtige Männerkolonie. Wir halten vor einer langen Baracke. *Shalom, shalom!* Etwa ein Dutzend junger Menschen, eine zusammengewürfelte Gesellschaft, alles zähe und entschlossene Gesichter. Emil, der «Hotelier», führt mich zum Hotel, das aus einem hufeisenförmigen Betonziegelbau besteht, von dem ein Sturm unlängst das Dach weggerissen hat. Die Zimmer sind wie Zellen zum offenen Hof angeordnet, mit Eisenbetten und einem Waschstander als Möblierung. Emil drückt mir zwei Leintücher und eine Decke in die Hand, das ist alles. Nachts werde ich vom Bett aus den unzählbaren Sternschnuppen am Himmel meine geheimsten Wünsche anvertrauen können.

Selbst am Spätnachmittag ist es glühend heiss, der Sand brennt unter den Füßen, das Meer lockt. Über die tiefblaue Wasserfläche hin schimmern die jordanischen und saudiarabischen Berge kupferfarben herüber. Später überziehen sie sich mit violetten Schatten. Das ganze Meer gehört mir, kein Mensch, kein Schiff weit und breit. Ich schwimme und schwimme und lasse mich treiben, bis meine verdurstende Kehle mich zur Umkehr drängt. In einer nahen, grauen Fischerhütte sitzen ein paar Männer, *shalom, shalom!* Wir verständigen uns mit einigen Brocken Englisch. Sie bieten mir ungezählte Gläser heissen Tees zu trinken an. Ihr Entsetzen, dass ich alleine so weit vom Ufer weggeschwommen sei, kann ich erst kaum verstehen. «*There are sharks all round*». Ich komme mir vor wie der *Reiter über den Bodensee*. Schliesslich breche ich auf, um vor Dunkelheit mein «Hotel» zu erreichen.

Die Männer in der Baracke sind stolz auf Eilat Sie leisten Pionierarbeit. Sie planieren, bauen, pflanzen.

«Hast du unseren Wald schon gesehen?» Einerführt mich hinaus, ich muss mich niederbücken und kann tatsächlich etwa einen halben Meter über dem Erdboden einen grünen Schimmer ausmachen: die halmdünnen Stämmchen der heranwachsenden Bäume. Ich bin erschüttert.

Doch wie komme ich hier wieder weg, wende ich mich an den jungen Chawer. Es werde ein Jeep mit sechs Personen erwartet. Vielleicht nimmt er mich mit zurück. Tatsächlich bleibt einer der neuen Gäste im luftigen Hotel in Eilat zurück, so kann ich einsteigen. Morgens um 5 Uhr geht es los, in dem offenen Gefährt ist es bis zum späteren Vormittag eisig kalt. Danach brennt die Sonne gnadenlos auf uns herunter. Ich verkrümle mich unter meinen breitrandigen Strohhut und überlasse mich der Grossartigkeit der Wüste, die hellgrau, gelblich, kahl vorbeizieht, immer weiter, weiter, endlos.

\* \* \*

Häufig komme ich mit Akiva Lewinsky zusammen, sei es in seinem Kibbuz Maayan Zwi oder in Tel Aviv. Dann sprechen wir von den vergangenen Zeiten in der Schweiz oder in Paris, sitzen mal in einem orientalischen Lokal, wo er uns fremdländische Spezialitäten auftischen lässt. Um mein Wohlergehen in Israel ist er ausserordentlich besorgt, und damit vermittelt er mir das Gefühl von verlässlichem, entspanntem Beruhigtsein. Ich frage ihn nach den neuen Aktivitäten der Alijah.

«Der Radius hat sich ausgeweitet. Die Kinder sind und bleiben unsere grosse Sorge und unsere Hoffnung», sagt Akiva ruhig und überzeugt.

Wir spazieren lange am Strand von Tel Aviv auf und ab, mit der einfallenden Dämmerung verstummen unsere Gesnrärhe. und

eine menschliche Wärme und zärtliche Verbundenheit aus vielen Jahren der Freundschaft hüllen uns ein. Dahinter rauscht unaufhaltsam das dunkle Meer.

Mitte Juli fahre ich früh mit einem *Sherut* von Tel Aviv nach Jerusalem. Erst führt die Strasse durch die üppigen Orangenhaine, dann zwängt sie sich zwischen den Bergen hinauf. An einer engen Stelle, die sie *Bab el Wad* nennen, liegen die ausgebrannten Lastwagen aus dem Befreiungskrieg, die hier als Mahnmale stehen bleiben und langsam vor sich hinrosten. Mir klingt das melancholische Lied, das diese Stelle besingt, im Ohr; es ist so eindrücklich wie die unvergleichlich schöne Strasse selbst.

Im Alijah-Büro erledige ich die letzten Vorbereitungen für die Heimreise, trinke Kaffee mit Akiva und Moshe Yaari in einer vom baldigen Abschied überschatteten, etwas wehmütigen Stimmung.

Die Zeit der letzten Begegnungen und der Abschiede kommt heran. Ende Juli sind sie alle in Lud am Flugplatz, Israel Keschet, Isi Ornstein, «Negerbaby», Kitty, die Einhorns, Akiva und noch so viele andere. Wir umarmen uns zum letzten Mal. Wie schnell die Zeit vergangen ist!

«*Shalom! Shalom! Lehitra'ot!*»

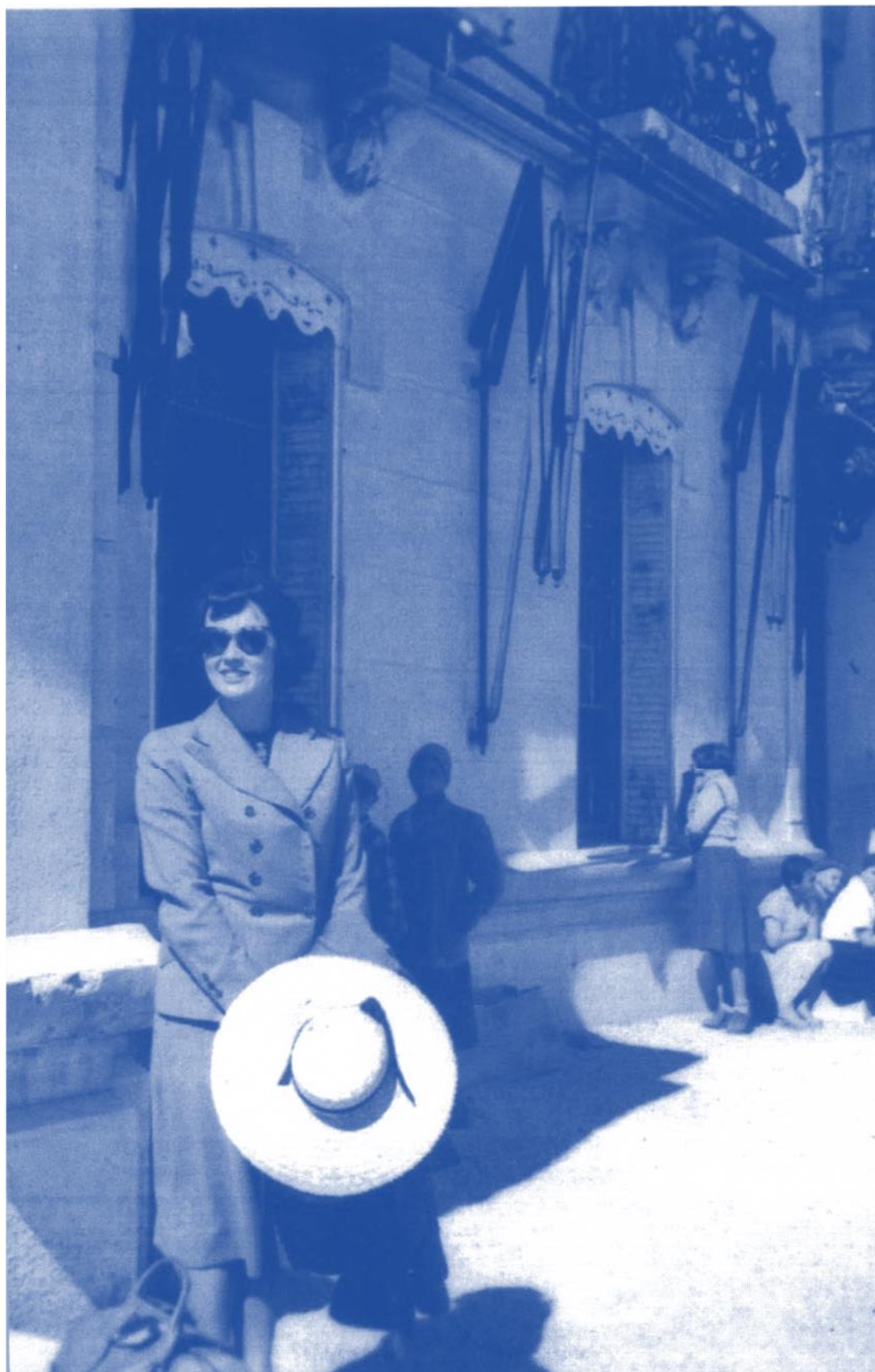


# Weitergehen

Mein Platz ist noch immer in Marseille. Es ist September geworden. Ich liege auf der Terrasse meines Zimmerchens an der Corniche. Das Meer rauscht gleichmässig, von gegenüber klingen die *Feuilles Mortes* von Yves Montant aus dem kleinen Restaurant zu mir her und senken eine unbestimmbare Melancholie in meine Seele. Ich bin erfüllt von Erinnerung, und gleichzeitig fühle ich mich unbehaglich, unentschlossen, etwas ziellos.

In der Villa Gaby wartet reichlich Arbeit auf mich, doch meine Umgebung und die meisten Menschen hier sind mir fern, niemand steht mir nah. Auch vermisse ich die Nähe der Kinder, mit denen ich kaum selbst zu tun habe. Zuweilen eine kleine Hand in der meinen, ein Krauskopf, der sich an meinem Arm reibt, dunkle schelmische Augen, ein scheues Lächeln, dann ist das Kind schon wieder weg. Die Gruppen kommen und gehen. Da fehlt noch eine Hose, dort ein Hemd oder eine Jacke, und wenn ich ins Kleidermagazin gehe das Passende zu suchen, folgt mir meistens eine ganze Schar in der Hoffnung, etwas zu erhaschen. Oft begleite ich die zur Alijah ausgerüsteten Kinder zum Hafen und bin behilflich, wenn sie sich einschiffen. Wir stehen da und winken, bis der Dampfer aus dem Hafen aufs offene Meer hinausgelotst ist. Dann gehen wir mit einem momentanen Empfinden von Leere zurück in die ungewohnte Stille der Villa Gaby.

*Bild rechts: Weitergehen... mit gepackter Tasche vor der Villa Gaby (1951).*





Nun hat hier der Regen eingesetzt. Das Meer ist aufgewühlt und feindlich, und der Horizont verliert sich im eintönigen Grau des Himmels. In den ungeheizten Räumen ist es ungemütlich. Ich lese viel. Serien unglaublicher, bedeutungsvoller Träume suchen mich nachts heim, lassen mich den Morgenwecker überhören, weil ich so oft aus ihnen nicht auftauchen möchte in eine mir mehr und mehr fragwürdig erscheinende, existentielle Wirklichkeit.

### **Was tue ich denn noch in Marseille?**

Bin ich für den Bazar der WIZO, des jüdischen Frauenvereins, den ich Anfang Dezember auf die Beine stelle, tatsächlich so unentbehrlich? Bin ich es für den Kurs für die Madrichim und Madrichot über Marionetten und Kasperle, zu dem ich nochmals nach Cambous hinüberfahre?

In Cambous ist Liesel meine Nachfolgerin geworden. Ich besuche sie dort und beantworte ihre unzähligen Fragen nach ihrer Schwester und nach den Lebensverhältnissen in Israel. Aus der Ferne erscheinen ihr die schweren Zeiten, die sie viele Jahre dort verbracht hat, die harten Arbeitsbedingungen, der Mangel an Abwechslung und Bequemlichkeit und an Sicherheit für ihre Tochter milde und fast romantisch.

Ihre Anfrage, ob ich bereit wäre, zu Weihnachten einige Kinder in ein Kinderheim nach Wengen in der Schweiz mitzunehmen, versetzt mich in Verlegenheit. Steht nicht London in meinem Kalender vermerkt? denke ich für mich. Doch ich sage zu. Lazar, ein Madrich, wird mir behilflich sein.

Am 23. Dezember kurz nach Mitternacht verlässt unser Reisegrüppchen Marseille, und wir kommen am Heiligabend nachmittags in Wengen an. Schnee ringsum, die Berge stehen schroff und drohend vor dem grauen Himmel, es ist eng hier, es ist tiefer Win-

ter. Lazar ist entzückt, die Kinder tolln überrascht und ausgelassen auf dem weichen, weissen Teppich umher. Ich fahre in den dunkelnden Weihnachtsabend hinein nach Zürich und anschliessend nach London.

\* \* \*

Meine Zeit bei der Jugend-Alijah in Frankreich geht dem Ende entgegen. In den letzten Januartagen schliesse ich meine Arbeit in der Villa Gaby ab, packe meine Sachen zusammen und verlasse Marseille endgültig. In Gesellschaft von Pierrot Kaufmann, der in Avignon zusteigt, vergehen die Stunden im Zug schneller, sind weniger gedankenschwer.

«Wie steht es in Cambous?» erkundige ich mich, aber im Grunde liegt die beschwerliche Zeit längst weit hinter mir. «Sind neue Kinder angekommen?»

«Im Gegenteil. Wir werden bald die meisten Häuser schliessen und unsre Arbeit in Frankreich beenden.»

In Paris bringe ich meine Papiere in Ordnung, die französischen Versicherungen, die Aufenthaltsbewilligung, die AHV auf der Schweizer Botschaft. Im Büro besprechen wir die Form meiner möglichen Arbeit für die Jugend-Alijah bei der Schweizerischen Jüdischen Flüchtlingshilfe. Ich sage allen mir lieb gewordenen Mitarbeitern an der Rue de Lota Lebewohl und bin Anfang März in der Schweiz.

\* \* \*

Seit meiner Rückkehr nach Zürich stehe ich mitten drin in einer sehr aktiven und fordernden Gegenwart.

Täglich begeben wir uns ins Büro der Jüdischen Flüchtlingshilfe an der Olgastrasse 10. Im zweiten Stock sitzt Otto Heim, der Chef. Tiefer unten sind wir, die ausführenden Arbeitsbienen des



*Das Haus an der Olgastrasse 10  
in Zürich, wo damals die Jüdische  
Flüchtlingshilfe untergebracht war.*

Hilfskomitees. Wir beschäftigen uns mit Briefen, Sozialfällen, Auswanderung, Sammlungen, Paketsendungen und ähnlichen Dingen mehr, die unablässig anfallen und erledigt sein wollen. Meine Fäden nach Frankreich sind keineswegs abgerissen.

Mit Interesse lese ich gegen den Sommer hin Liesels Brief aus Cambous. Sie meint, von da gäbe es Bände zu erzählen.

*(...) Während meiner Abwesenheit wurde hier so viel intrigiert, dass ich beim Zurückkommen fast weggegangen wäre.*

*Schmutzige Geschichten.* Es sei die Madrichim-Herrschaft angebrochen, jeder von ihnen tue, was ihm beliebt, usw. (...) *Da Cambous nun uns gehört, wird allerhand Geld hineingesteckt, besonders in die Wasserangelegenheit.*

Arme Liesel! denke ich.

Auch ich habe ihr einiges von meiner Arbeit in Zürich zu berichten.

*Dass Du Intrigen vorfandest, wundert mich gar nicht. Das Gegenteil hätte mich erstaunt. Was willst Du! Die Arbeit hier in der Schweiz war auch nicht so erfreulich, das heisst, die Arbeit als solche hätte mir Spass gemacht, aber die Komiteemitglieder,*

*eben die engern, so genannten Mit-Arbeiterinnen, sind furchtbar «schweizerisch», von Jugend-Alijah-Geist keine Spur. Hélas! Wir haben diese Woche 23 Kisten Liebesgaben – alles meine Sammlung! – weggeschickt, die mit den Kindern Ende Monat ab Marseille verschifft werden. Trotz mancher Einschränkungen habe ich in drei Monaten für 14'000 sFr. Waren und ca. 3'500 sFr. in bar zusammengebracht. Alles in allem habe ich 28 Kisten weggeschickt. Nicht schlecht, was? Auch ist noch viel von mir «eingefädelt», für ein paar tausend Franken. (...) Grüsse die paar anständigen Menschen in Cambous –, damit bist Du schnell fertig!!*

Gegen Ende Juni übergebe ich einer Mitarbeiterin mein Büro. Ich verabschiede mich von den Eltern und allen meinen Freunden ringsum. Endlich, am 30. Juli reise ich mit dem Autorail abends über Paris, wo ich einiges zu erledigen habe und eine letzte helle Nacht in Nesles verbringe, nach Marseille und Callian.

Was schrieb doch Liesel noch? Wenn ich meinen sollte, meine Privatangelegenheit sei noch geheim, würde ich mich irren. Das *Geheimnis* werde unter dem Siegel der Verschwiegenheit bereits aus der Küche geplaudert!

# David

Hineingewoben in die letzten Jahre sind Ereignisse, die ich bislang nicht erwähnt habe, da sie in keiner Weise mit meiner Arbeit und der Alijah in Verbindung gebracht werden können, die jedoch auf mein weiteres Leben bestimmend wirkten. Ich habe die Fäden herausgelöst aus dem dichten Geflecht meiner vergangenen Jahre.

Es beginnt im heißen Sommer 1949. Paris fiebert dem *Quatorze Juillet* entgegen. In einem Kreis französischer Freunde wird mir ein junger Mann vorgestellt: «*Charlotte, voilà David de Londres.*» Welch offenes, intelligentes Gesicht, denke ich flüchtig. Wir alle, eine fröhliche Gesellschaft, tauchen nach dem Apéro ein in die berauschte Stimmung der lebendigen Stadt. *Bal Musette* klingt auf Strassen und Boulevards, und das schleifende und trappende Geräusch tanzender Füße auf dem Gehsteig erfüllt die laue Luft. So finden auch wir, der junge Mann und ich, uns bald unter den bewegten Paaren. Einige gewechselte Worte, Fragen. «Sieht man sich wieder?» «O ja, bestimmt!» Und dann geht dieser schicksalhafte Tag zu Ende.

Wir treffen uns gelegentlich in Paris, London oder auch andernorts. Er ist mehrere Jahre jünger als ich. Und doch! Ich staune über die Gedankenschärfe und das Wissen dieses jungen Menschen. Manchmal setzt er mir in gepflegtem Oxford-Englisch sei-

ne Pläne für wissenschaftliche und politische Arbeiten auseinander, denen ich zuweilen nur mit Mühe folgen kann. Oder er erzählt von seiner in der jüdischen Politik sehr aktiven Familie.

Wir besuchen Theater. Hernach sitzen wir auf der Terrasse eines Cafés an der Place de l'Odéon. Und plaudern. Wir werden *Membres du Club de la Rose Rouge* und steigen in der Rue de Rennes neugierig und beschwingt in die kleine, verrauchte Theaterhöhle hinab, wo wir von den geistreichen Darbietungen der Frères Jacques und von Juliette Greco elektrisiert und entzückt werden. «Sehr französisch», sagt mein junger Begleiter.

\* \* \*

Die Jahre vergehen, bewegt, in Licht und Dunkel. Ich bin erfüllt von Bangen, Hoffen, Niedergeschlagenheit und beseelten verzauberten Augenblicken. Die Freundschaft mit David trage ich wie ein unteilbares Gut in meinem Herzen, verborgen vor fremden Blicken, verschlossen für alle Fragen. Unvermerkt und ausgeklammert von meinem Arbeitsalltag wächst sie zu einem tiefen Vertrauen und zu einer begehrenden Leidenschaft heran, die taub ist für Vernunft, Zweifel, Ahnungen oder seherische Träume.

Im Spätsommer 1951 kommt er auf der Rückreise von seinen Ferien in Israel mit der «*Artza*» in Genua an. In aller Frühe verlasse ich Marseille, um nach der einige Stunden entfernten Hafenstadt zu gelangen, und finde dort den Pier. Langsam verlassen die Passagiere das Schiff. «David!» da ist er ja. Stürmische Begrüssung. Die folgenden Tage in Rapallo überschütten mich mit Glück. Doch der neuerliche Abschied senkt eine brennende, unerlöste Sehnsucht in meine Seele. *Mon David*, meine Erde, mein Sonnengeruch, spröde und echt und von Neuem – so fern.



Und nun schweifen auf dunkeln Flügeln meine Gedanken über die weiten, golden gewordenen Felder, über die ernteschweren Ebenen der Provence und ihre bläulich zackigen Felsen. Und in hellen Nächten verlieren sie sich in der Unendlichkeit.

\* \* \*

In London im Winter darauf erfahre ich die Erfüllung, die leise abgehütetes Geheimnis tief innen in mir zu leben und zu wachsen beginnt. Durch das neblige Grau der anonymen Riesenstadt bricht dann und wann die Wintersonne.

Bewölkung bisweilen auch in den Gesprächen zwischen David und mir, unterschwellige Befürchtungen seinerseits. Und wieder ein Abschied. Mitte Januar bin ich in Paris.

**Tagebuch:**

*Douce incertitude, rêves chéris et caressés, dans lesquels je me berce – La nuit noire me les dérobera-t-elle? Me remettra-t-elle dans la solitude mortelle, dans la routine banale des jours? Ne t'envole pas, fée bénéfique! Reste! Reste! Recouvre-moi de tes douces ailes tendres! J'ai au cœur l'espoir chaud et menacé.*

Ein Arzt bestätigt mein banges Hoffen. Ich bin überflutet von Glückseligkeit.

\* \* \*

Die Monate in Zürich ab März 1952 sind ein Wechselspiel von Helligkeit und tiefster Nacht.

Die Nachricht, die ich David in einem langen Brief vor meiner Abreise in die Schweiz in seinem Hotel in Paris zurückgelassen habe, trifft ihn unerwartet, bestürzt ihn. Er kommt nach Zürich, seine Reaktion ist Härte, Kälte. Er hat eine Maske übergestülpt, aus der nur in seltenen Augenblicken sein menschliches, gelieb-

*Bild links: David und Charlotte auf der Cannebière in Marseille (1950).*



tes Gesicht hervorschaut. Ich dränge ihn, sich von seinen Plänen durch meine Situation nicht beeinflussen zu lassen und sich mir gegenüber in keiner Weise verpflichtet zu fühlen. In seinem traditionsbewussten Empfinden glaubt er, mir die Heirat vorschlagen zu müssen, damit das Kind legal zur Welt komme, spricht von späterer Scheidung und definitivem Bruch. Diese auskalkulierte Planung erschreckt mich in tiefster Seele. David ist der neuen Lage nicht gewachsen, er ist geschockt, vor allem hilflos, verwirrt, und – zu jung. Aus allem erkenne ich seine gepanzerte Angst, seine fassungslose Ratlosigkeit, und ich kann ihn nicht beruhigen. Hätte ich schweigen sollen, mein Freund? Seine Briefe werden verworren, und es fließt ein falscher Ton ein – durch wessen Einfluss wohl? Von einem Anwalt? Der Mutter? –, der unsre Beziehung zu vergiften droht. David, wozu?

Vor einem Jahr, erinnere ich mich, meinte er auf einen recht niedergeschlagenen Bericht von mir aus Cambous: (...) *Wir Juden können so schwierig, unangenehm und unattraktiv sein. Ich hasse es, wenn sich unsere Fehler ausserhalb «der Familie» manifestieren – und, in der Tat, ich würde nicht einmal soviel Dir gegenüber äussern, wüsste ich nicht, dass Du meine grosse Freundin bist und kennte ich Dich nicht so gut.* (...)

Jetzt kreuzt er Waffen mit mir, die ich selbst – wie er mir in einem liebevollen Brief zwei Jahre später schreibt-, nie aufgenommen habe und die er niederlegen will: */ am your fiend, your good friend, don't forget that.*

Noch ist es nicht soweit.

Auf einen, wie er selbst sagt, schmerzend peinlichen Brief, gelingt es mir, souverän zu antworten, seine Anwürfe zu widerlegen, und ich schliesse in einem Epilog mit Bildern einstiger glücklicher Stunden:

*Ich werde mich erinnern an Rapallo, an einen Abend im Bar-Bâteau auf der Seine, wo das Kerzenwachs über die Flaschen niederfloss wie Greisenhaar, an Chartres und eine Reise in Couchettes, an die erste Nacht in Marseille, an vieles mehr (...). ja, auch an die Begegnung auf den Strassen von Paris an einem Quatorze juillet, und dann an die Momente des Glücks in London (...).*

*Nicht vergessen werde ich die Hand, die mir beim letzten Abschied in Zürich die Tränen von der Wange wischte und aus dem Zug schon die meine erfasste und sie küsste. Aber ich werde die Dinge, die folgten, aus dem Gedächtnis streichen, um weiter an die geliebten Phantome zu glauben.*

*All das, es ist wie eine Legende –*

*Vergiss sie nicht, David. Banalisiere sie nicht, vor allem besudle sie nicht. Habe Glück und Erfolg in Deinem Leben. Sei gütig und mutig und gerecht.*

*Werde es wieder! Ch.*

\* \* \*

Im Briefwechsel mit Simon Levitte erfahre ich eine wunderbare Erleichterung, indem er meine Anfrage nach einem möglichen Verbleib für mich in Callian so herzlich und zustimmend beantwortet: Je eher ich nach Callian führe, umso besser. Dina Vajda sei allein, Émile im Sanatorium, ich wäre ihr eine angenehme Gesellschaft, und erschliesst:

*Ma chère Charlotte, en attendant ne vous frappez pas. Dans la vie tout finit par s'arranger.*

### **Mein Herz ist voll Jubel.**

Vor meinen Augen sehe ich das grosse schwere Gittertor, durch das man über Terrassen zum Haus hinaufsteigt, schnell bei Dina hineinguckt und weitergeht durch Sonne und Licht.

Ich kann es kaum erwarten.

\* \* \*

Nach den Monaten meiner Arbeit bei der Jüdischen Flüchtlingshilfe in Zürich reise ich endlich Ende Juli über Paris nach Marseille. Dort holt mich im Hotel, wo ich übernachtete, Dr. Raff zum Frühstück ab. Nach dem *déjeuner* steht schon Adrien, der mein grosses Gepäck geladen hat, mit der Camionette vor der Tür. Ein letzter Blick zurück auf Marseille, auf die emsige Stadt voll widersprüchlichster Erinnerungen; dann ein erlöstes Aufatmen und im Abenddämmern die Ankunft in Callian.

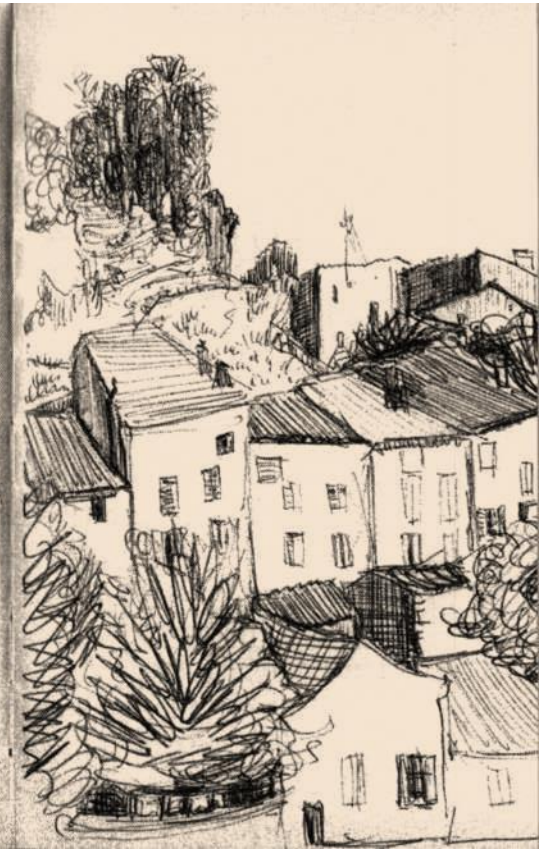
## Callian 1952/53

Callian im malerischen Hinterland an der Nationalstrasse von Grasse nach Draguignan liegt auf einer Anhöhe. Um die Burg in der Mitte schmiegen sich nah aneinander die schmalen Häuser des kleinen Dorfes. Auf der andern Seite der Strasse steigen die bebauten Terrassen von Simons Gut, der *Domaine du Pradon*, hinan bis auf einen Hügel, auf dessen Höhe das weisse, hufeisenförmig gebaute *Château de Bellevue* thront, mit einigen kleineren Nebengebäuden, einem Wasserbecken, Terrassen und Steinstufen im Park davor. Erhaben über dem Dorf steht es da und schaut hinaus über Tal und Höhen, die sich in bläulichem Schimmer bis zum Meer erstrecken.

Da richte ich mich ein.

Auf ebener Erde liegt die riesengrosse Küche, deren beide Türflügel zum Park hin stets dem Duft der heissen Erde weit geöffnet bleiben. Früh am Morgen, wenn ich hinuntersteige um den kleinen Holzkohlenherd einzufeuern, steht bereits auf dem Küchentisch das Milchesselchen, das Dina auf ihrem Weg zum nahen Hühnerstall für mich hier abgestellt hat. Daneben liegt pünktlich jede Woche ein dickes Couvert mit den anspruchsvollen Aufgaben der zwei Fernkurse für Buchhandel und Verlag, zu denen ich mich in Paris beim *Syndicat National des Éditeurs* und der *Chambre Syndicale des Libraires de France* eingeschrieben habe. Ich arbeite sie gewissenhaft und, zugegeben, mit einiger Mühe durch.

Von meinen Ersparnissen und den kleinen Beiträgen der französischen Sozialversicherungen kann ich bescheiden leben.





*Emile und Dina Vajdav viele Jahre später (1991) in St Paul-en-Forêt (Var).*

Wenn Dina mich zu Tisch ruft, erzählt sie bisweilen aus ihrem Leben. Auf ihrem Unterarm ist die Nummer von Auschwitz eintätowiert. Von den zahlreichen Mitgliedern ihrer Familie haben allein sie und ein Bruder überlebt. In einem Durchgangslager lernte sie den aus Rumänien stammenden Émile Vajda kennen, der den Krieg in Frankreich im Untergrund kämpfend überlebt hat. Sie heirateten. Simon, der mit Émile zusammen an der Agronomischen Hochschule studiert hatte, holte das junge Paar heran als ideale Verwalter für sein Gut in Callian. Umsichtig besorgt Dina die Bewirtschaftung des weiten Anwesens und beliefert mit den Erträgen die Comestibles- Läden im Dorf und in der Umgebung.

*Bild links oben: Callian (Département Var), gezeichnet von Charlotte.*

*Bild links unten: Das Château Bellevue der Domaine du Pradon in Callian.*

Mein Glücksgefühl ist unbeschreiblich. Ich bin eingebettet in diesen Sommer, der langsam heranreift. Die nächtlichen Träume sind voll Bilder, und oft erscheinen sie mir wie Botschaften:

Ich gehe mit Dina und ihrem frommen Vater in die Synagoge, es ist Jom Kippur. Der Vater nimmt für den Synagogengang ein Szepter hervor, ich sage, dazu gehört noch der *Tales*. Erstaunt, dass ich als Nichtjüdin darum weiss, überreicht er mir das Szepter und legt mir den Gebetsmantel um. Beim Betreten des Tempels trage ich eine Bibel, und auf einmal wird mir bewusst, dass man an diesem Tag nach den jüdischen Gesetzen nichts tragen darf. Ich verberge das heilige Buch unter dem Mantel.

\* \* \*

Und nun vergoldet der beginnende Herbst das weite, gottgesegnete Land. Die Weinberge stehen voll reifender Trauben, der Kibaum kann seine roten Früchte kaum mehr tragen.

In der Clinique Santa Maria in Nizza bin ich angemeldet, auf der Mairie daselbst habe ich meine offizielle Anerkennung für das noch ungeborene, vaterlose Kind hinterlegt. Der Frauenarzt ist mit mir sehr zufrieden, und am 29. September hält mir die Hebamme ein zappelndes Bündelchen hin: «*Madame, vous avez une fille!*» Sie legt mir das kleine Wesen in die Arme. Ich kann das Wunder, das mir geschehen ist, kaum fassen. In meine Erschöpfung senkt sich eine unsagbare Freude.

Noch aus der Klinik berichte ich David:

*Das Kind ist da, ein winziges Mädchen, es heisst BÉATRICE GIOIA, da ich möchte, dass es glücklich sei und dass alle Freude der Welt es begleiten möge. (...) Es ist am JOM KIPPUR geboren, dem Tag dergrossen Versöhnung. Sagt Dir das etwas? Von David kein Wort –*

**November.** Es ist herbstlich geworden. Ich gebe mich den notwendigen ländlichen Verrichtungen hin, säge Holz, sammle Früchte und Gemüse ein, trockne Feigen für den Wintervorrat. Eine wundersame Ruhe umgibt mich, ich höre die Sprache der Natur, den Wind, einen Vogel, das Rascheln der Blätter. Es sind die grossen einsamen Nächte. Das Olivenholz im Kaminfeuer knistert. Von Zeit zu Zeit sprühen Funken heraus. Ich lausche Gioias leisen Atemzügen.

Dann betrachte ich die kleinen Händchen, das winzige Stupsnäschen, und unvermittelt wird mir bewusst: Nichts halte ich fest, nicht das erste Lächeln, das Köpfchenheben –, es geht im Nu vorbei. Ich schaue voraus, weit in die Zukunft –, ein ganzes Leben neben dem Kind steht vor mir, doch es eilt, eilt vorüber, Tage, Wochen, Monate. Du musst sie leben, diese Zeit, innerlich mitgehen, wach und weit geöffnet sein für jeden Augenblick deines Weges. Auf einmal ist der Abend da, du bist überrascht und fragst, wie war der Tag, wo ist er hin?

Alle zwei Wochen kommt die Säuglingsberatung in die Mairie von Callian. Wir machen uns schön, und mit meinem lebendigen Geschöpflein auf dem Arm verlasse ich unser Schloss. Es geht vorbei an den singenden Vögeln, den lachenden Gänseblümchen, unter dem hellblauen Himmel, an dem weisse Wölkchen stehen, hinab alle die Wege und Terrassen, mit dem Blick über das weite, violette Tal bis hin zu einem blinkenden Meeresstreifen in der Ferne. Und ich trage, stolz und strahlend, mein Kleinod hinab, es den Menschen zu zeigen.

Dann wieder hinauf durch den Park, rasch unten bei Dina vorbei – und zusammen heim. Vögel zwitschern, der Wind hebt an, in den Bäumen zu rauschen.



Können solche Schönheit, solches Glück dauern?

In der grossen, weiten, klaren Neujahrsnacht am Ende dieses sowohl schmerzlichen als auch herrlichen Jahres fliessen Worte des Herzens an den Verstummt in der Ferne:

*(...) An diesem stillen Abend neben dem Kaminfeuer möchte ich es Dir sagen: Es war nicht die Heirat, an der mir lag. Deine Freundschaft, David, unsere Freundschaft wollte ich bewahren. Ich wünschte, dass Du mein Glück mit mir teilstest, und es hätte Dich nichts anderes gekostet als eine warme Regung des Herzens, das Mittragen der Freude.*

Nach der Erledigung der legalisierten Vaterschaftserklärung, die ich von der Mairie in Nice zugestellt bekomme, scheint David sich von einer traumatischen Last erleichtert zu fühlen, und seine Worte im nachfolgenden Brief klingen versöhnlich: *Ich verspüre keinerlei Wunsch, dass wir einander Feinde sein sollten. Lass uns Briefe tauschen von Zeit zu Zeit.*

In einer dieser unfasslichen Vollmondnächte stehe ich auf der unteren Terrasse, hoch über dem Tal, stolz, frei, weit. Um mich eine unsagbare Stille. Ein paar Lichter unten im Dorf.

Dann eile ich hinauf. In der Eiche trillert eine Nachtigall, das Zimmer ist vom Mondlicht überflutet. Ich muss Gioia in ihrer Wiege schlummern sehen, um aufs Neue zu wissen, dass es kein Traum ist, was ich oft noch kaum fassen kann, dass sie da ist, dass es meine kleine Gioia wirklich gibt.

\* \* \*

Eines Tages teilt Simon mir mit, dass unser Aufenthalt in Callian im Mai zu Ende gehen werde. Hat er das Gut verkauft? Wie dem auch sei, mir ist, als stürze ich ab in ein schwarzes Loch. Ein abgrundtiefer Cafard erfasst mich. Ich weiss, ohne Kapital und allei-

*Bild rechts: Charlotte mit der drei Wochen alten Gioia in Callian (1952).*



ne gibt es hier im Süden keine Zukunft für uns, keine Bleibe. Klar und eindeutig sehe ich die banale Wirklichkeit, in der ich von keiner Seite Hilfe erwarten kann noch will, und da ich nicht mehr alleine bin, muss ich mich ihr ohne Illusionen zu stellen wissen. Unerbittlich rückt das Ende unserer südlichen Tage näher. Ich kann den Gedanken fast nicht ertragen, doch es hilft alles nichts, ich muss überlegt und praktisch an die grosse und umständliche Packerei denken. Ich mühe mich denn auch damit ab wie ein Schwerarbeiter.

Der 19. Mai, Tag des Abschieds. Dina hat Tränen in den Augen. «*Ma petite fifitte*» – so nannte sie Gioia – «*j'te dis pas adieu, mais au revoir!*»

Wir sagen noch die letzten Worte, umarmen uns – *Au revoir! Au revoir! A bientôt!* – und wissen doch, dass dies nicht so bald sein wird. Die Camionette entführt uns, ein letzter Blick zurück, ein Winken, vorbei.

Um drei Uhr verlässt der Zug den Bahnhof in Cannes und trägt uns durch einen klaren und warmen Abend und eine lange dunkle Nacht einer ungewissen Zukunft entgegen.

In der Schweiz suche ich meinen Weg, der mich nach einigen Umwegen in den Schuldienst führt. Jahre des Kampfes, der Beengung, der Verlassenheit, gleichzeitig Jahre auch der tiefen Erfüllung, der Zuversicht, der wachsenden Kraft, der stolzen Bejahung. Ich habe Lachen, Humor und Schönheit, die strahlende Freude wiedergefunden.

Ich bin in meine Mitte zurückgekehrt.



*WO IST HEIMAT?*

*Wo ist Heimat?  
In meinen vier Wänden  
In einer Kammer deines Herzens  
Doch wer bist du?*

*In Gräften stumm  
und kalt –  
Wer umarmt meine Seele?  
Trocken die Zunge  
In einer verlorenen Träne  
funkelt dein Bild –*



Anhang

C.W. 73

# «Buchenwalde. Zeichnungen eines Knaben»

Von Charlotte Weber

Artikel mit Abbildungen, publiziert in der schweizerischen Monatszeitschrift «DU», Nr. 3, Zürich, 3. März 1946, Seiten 19-21



BUCHENWALDE Zeichnungen eines Knaben

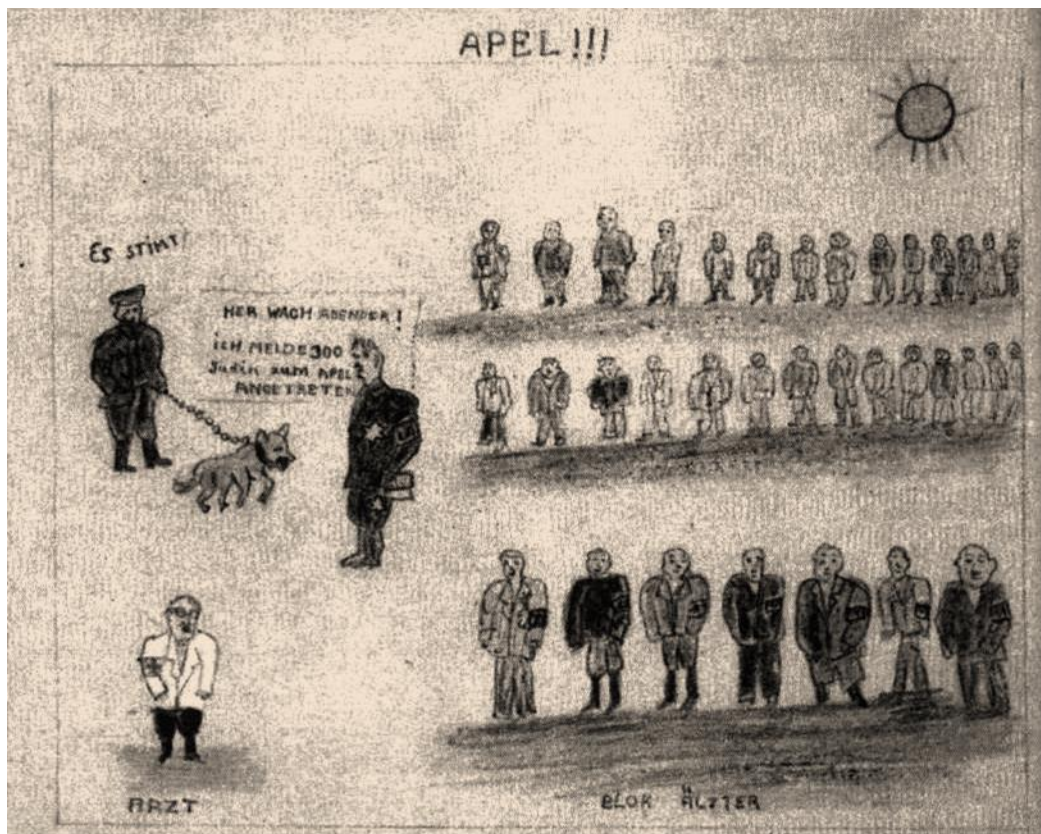
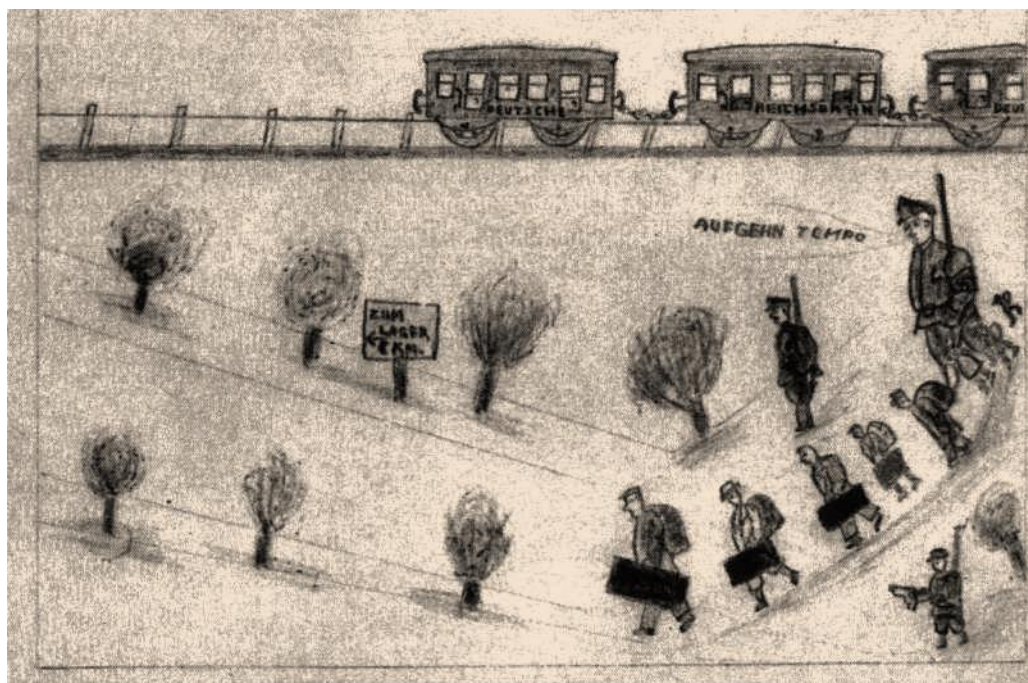
mg, Verfolgung, planmässige Niedertracht, das war die unentrinnbare Wirklichkeit, die einen überwiegenden Teil europäischer Jugend als indige, beinahe unerträgliche Gefährdung jahrelang bedrohte. Unsere böse Vorstellung entspricht der erlebten Qual nicht. Nur in der Betonung mit dieser Jugend ahnen wir den Bruch, die Abgründe und es schwere Gewicht seelischer Belastung. Es gibt keine Brücken mehr, ar zu irgendeiner Heimat zurückführen. Es kann nur Neubeginn geben, ar Fesselresten an unsichern Füüssen, erinnerungsbladen in einer Welt, e leicht vergisst, von Verlassenheit gequält, nach Gemeinschaft und ukunftssicherung strebend.

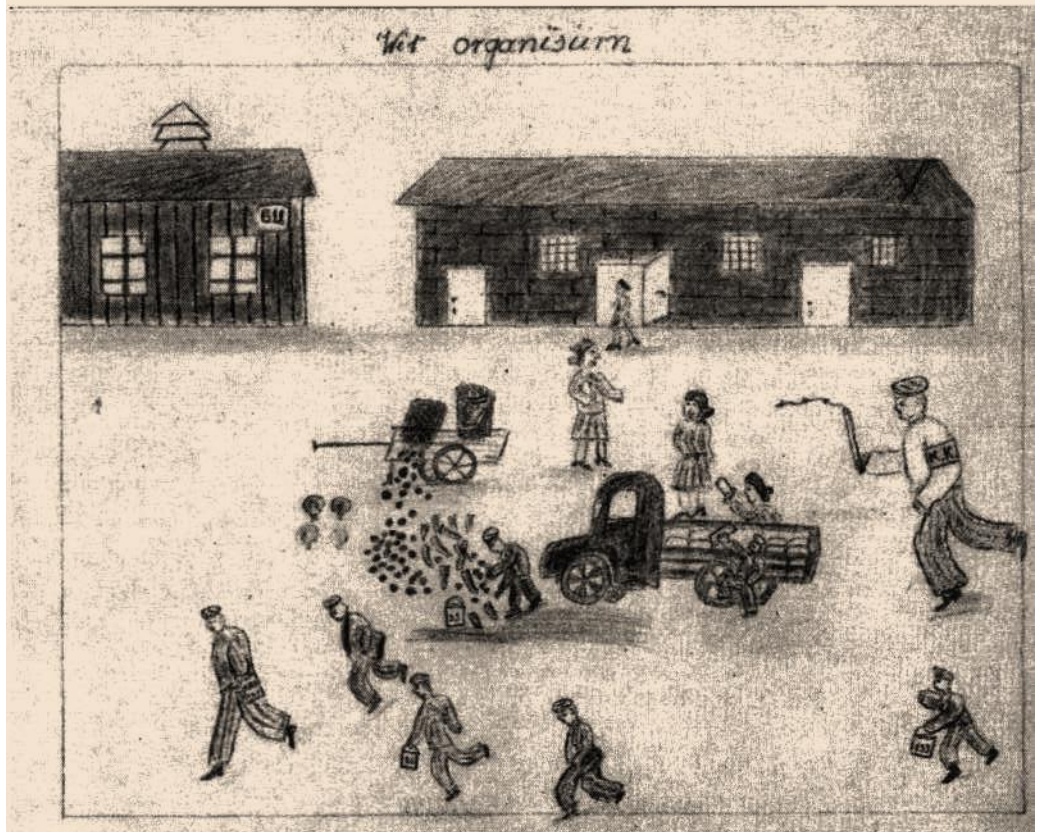
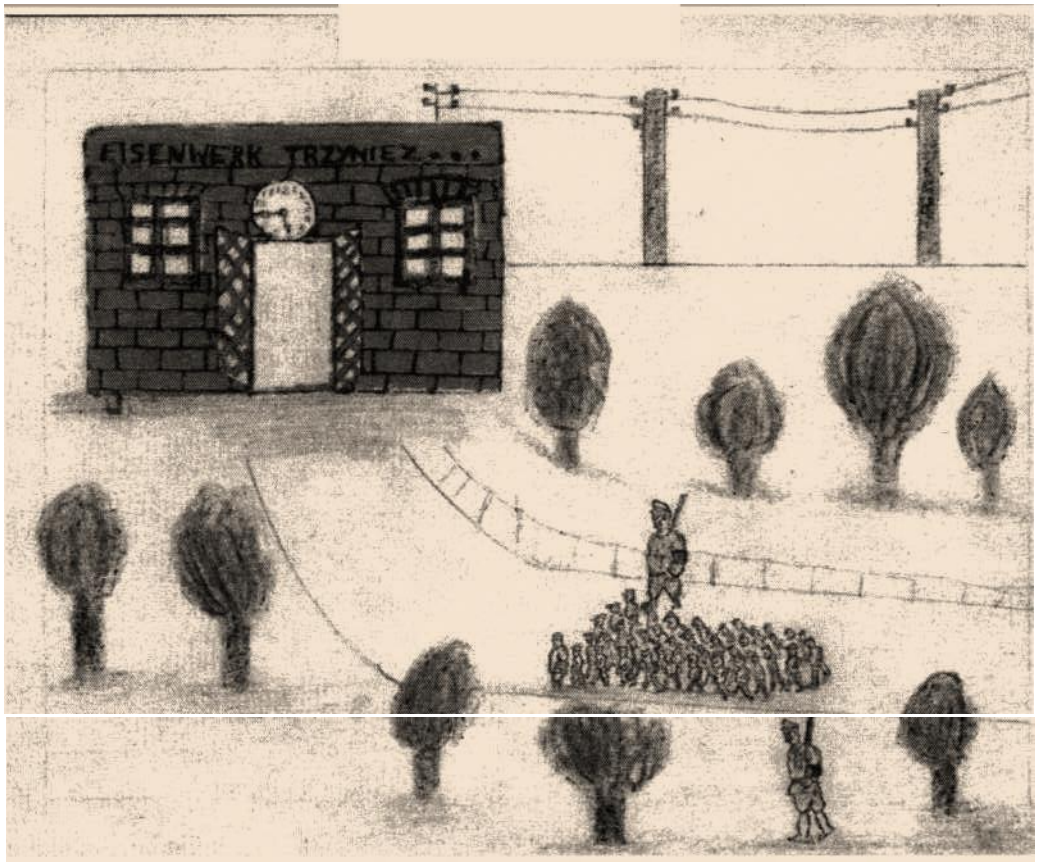
ta ist die Jugend aus dem Konzentrationslager Buchenwalde. Einige 3» diesen jungen Menschen lindern in Wort oder der Zeichnung eine ausdrucksmöglichkeit für die qualvolle Erinnerung der Vergangenheit, tos vorliegende Tagebuch stammt von Kalman Landau, einem jüdi- ihen Jungen aus Polen. Es wurde nach einem mehrwöchigen Aufent- ah in der Schweiz gezeichnet, zu einem Zeitpunkt also, da diese ^endlichen, äusserlich etwas beruhigter, mit ihren innern Problemen artig zu werden versuchten. Sein Schicksal ist das nämliche vieler ^send jüdischer Kinder, jedes aber alleine erlitten und bis zum bittern nd giftigen Grunde ausgekostet, im Konzentrationslager endend, geregelt, verwaist. – Auf den Bildern nun sehen wir den Häftlingen, ie in ihrer Machtlosigkeit zu einer anonymen Masse verkleinert sind, in personifizierte Dämonie in überlebensgrossen Figuren der SS. gegen- berstehen. Dieses stark empfundene Missverhältnis von namenlosen, asgelieferten «Menschennummern» zu den Gewalttätern kann nicht ackendet dargestellt werden als in dieser unbewussten Ueberdimensio- äuerung, die erst in der Zeichnung der Befreiung des KZ. Buchenwalde urch die Amerikaner am 8. April 1945 (Bild 11) aufgehoben wird, dn kleiner Teil der damals noch lebend in Buchenwalde aufgefundenen unendlichen wurde zur Erholung in die Schweiz gebracht, und wir then mit Beschämung auch das Schweizer kreuz ... hinter Stacheldraht (Bild 12) Das Lager bedeutete: Appell mit den berechtigten «Selek- onen», bei denen die nicht mehr als arbeitsfähig befundenen Häft- nge ausgeschaltet, das heisst vergast und verbrannt wurden; der Gang er Arbeitskolonnen zum Arbeitsplatz; das «Organisieren» (der neue egriff dieses Wortes wird mit Sicherheit in den Sprachgebrauch der

Nachkriegszeit eingehen: vom Gut des Unterdrückers für sich oder die Kameraden wegholen); die Bestrafungen und der Galgen, wofür? Weil man einem Kameraden half, weil der Arbeitsertrag in der Fabrik nicht befriedigte. Und zuletzt die grauenvolle Evakuierung beim fierannahen der Russen zu Beginn des Jahres 1945 aus den östlichen Lagern nach den westlich gelegenen und zuletzt nach Buchenwalde, wobei Tausende und Abertausende von Menschen umkamen und an den Strassenrändern liegenblieben. So sind die Schicksale. Das Haus auf dem Lande wird überfallen, ausgeplündert, die Bewohner erschlagen. Der zwölfjährige Junge flieht, begegnet auf dem Felde einem Polen, der ihn als Juden erkennt und den Deutschen ausliefern will. Sonst so stolz, fleht der Junge um sein Leben und küsst dem Polen die Schuhe, worauf ihn dieser gnädig leben, freilich ausgeraubt und nackt – im Winter 1942 – auf dem Felde lässt. Nach einigen Tagen Frieren und Hungern stellt sich der Ausreisser selbst und wird ins Lager gebracht. Andere kommen dort noch mit einem Teil der Familie an, verlieren Eltern und Geschwister in der «Selektion», kommen selbst in nie abreisender Angst durch alle Selektionen durch ...

Auch heute sind die Leiden noch nicht vorbei. Kinder wandern durch unermessliche Gebiete Russlands, Polens und des Balkans, in wochenlangen Märschen. Als wären sie mit einem sechsten Sinn ausgestattet, wintern sie, spüren sie, ahnen sie, finden sie die richtigen Wege, wechseln ihre Nationalität, stellen sich unwissend, sprechen mehrere Sprachen, und kommen endlich an ihrem Ziel an: in irgendeinem überfüllten Flüchtlingscamp, wo sie Eltern oder einen Verwandten suchten und finden.

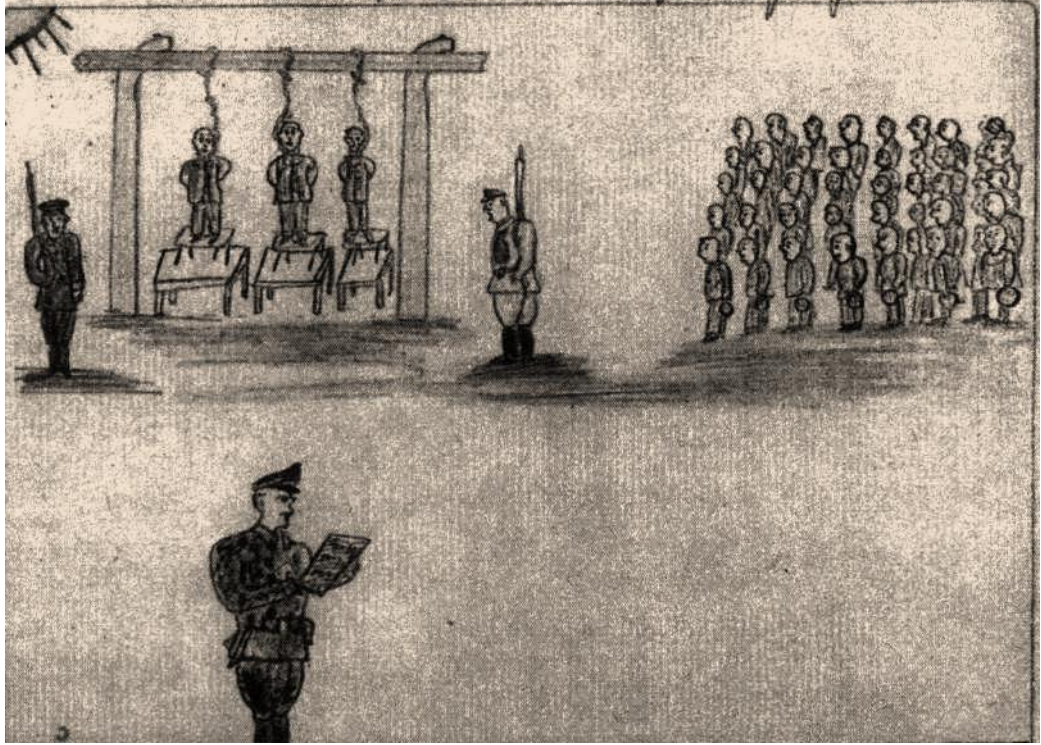
Nicht jedes Leiden adelt, und wer dies dennoch behauptet, der begibt sich damit in eine un reale Wunschspähre und entzieht sich der sozialen Verantwortung. Allzu gehäuftes Leiden macht den Menschen böse und verschlagen. Die Bedrohung seiner Existenz, die Gefährdung seines Lebens bringen es fertig, ihm das Bewusstsein seiner menschlichen Würde zu rauben. Wir, die wir dieses Izbchen in der ununterbrochenen Gefahr, auf der Messerscheide zwischen Leben und Tod sich bewegend, nicht kennen, stehen erschüttert vor dem ohne jeden künstlerischen Anspruch hingezzeichneten Zeugnis einer nicht mehr zu begreifende» Unmenschlichkeit.



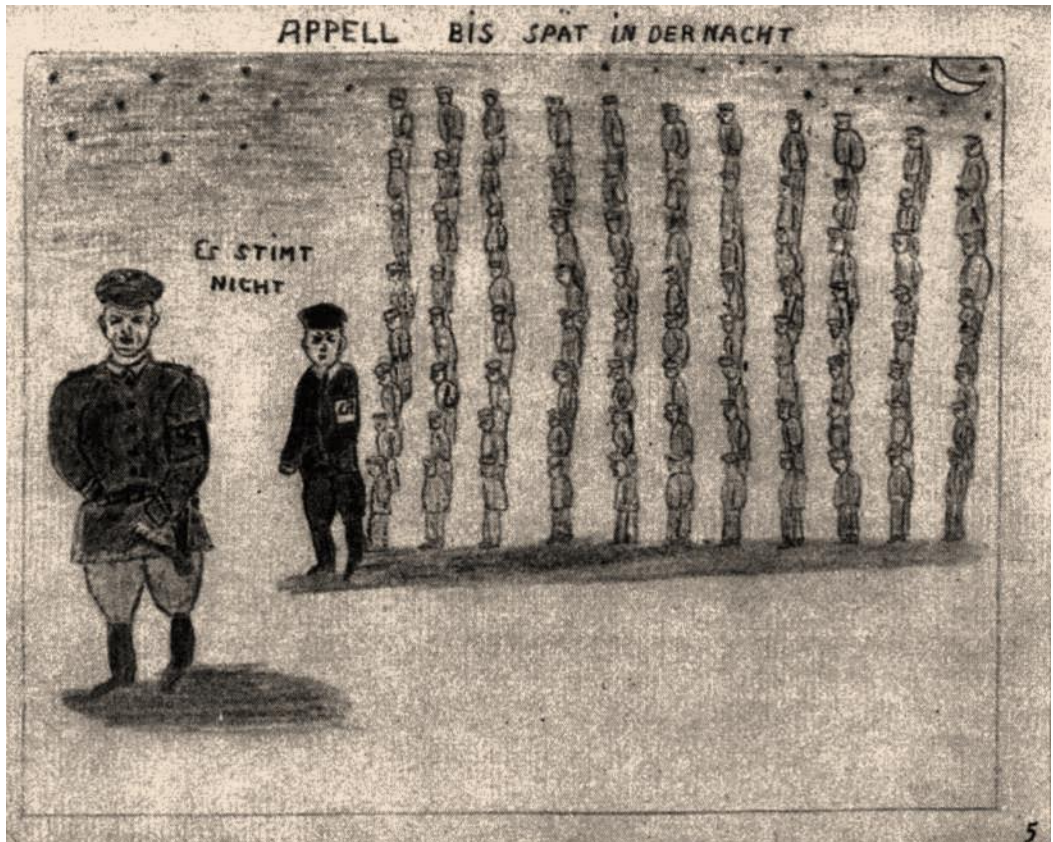




3 Häftlinge fertigt zum Galgen



APPELL BIS SPÄT IN DER NACHT



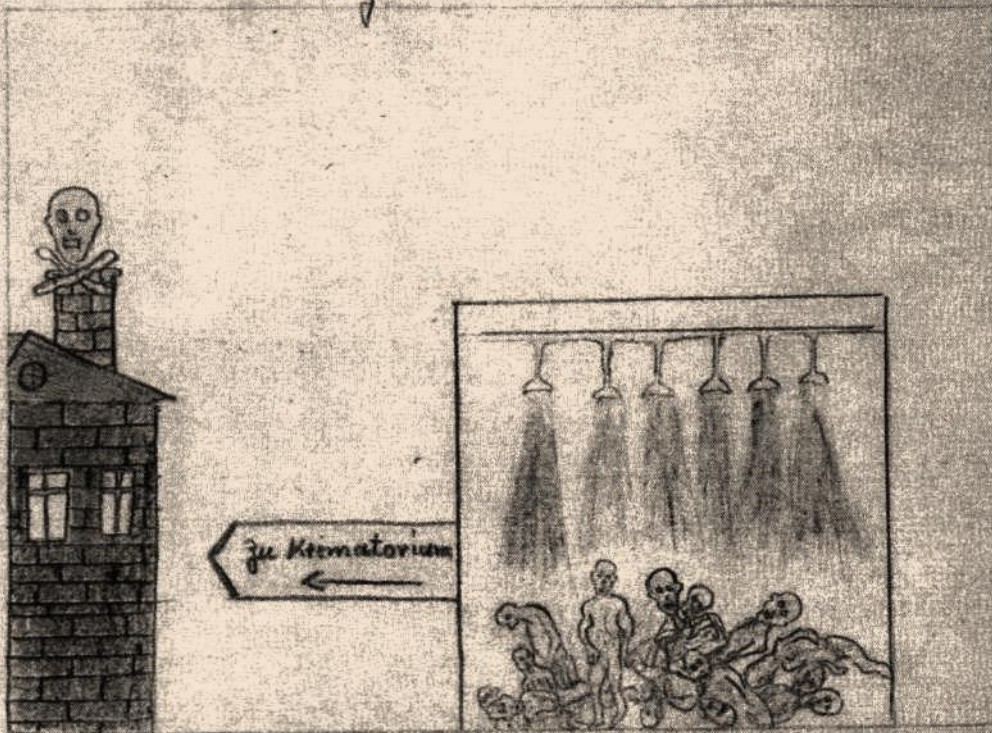
So gehen wir kaputt



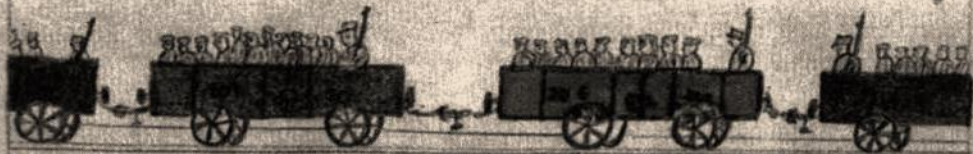
von KL Blechamer nach KL Gross Rosen

7

Gaskammer.



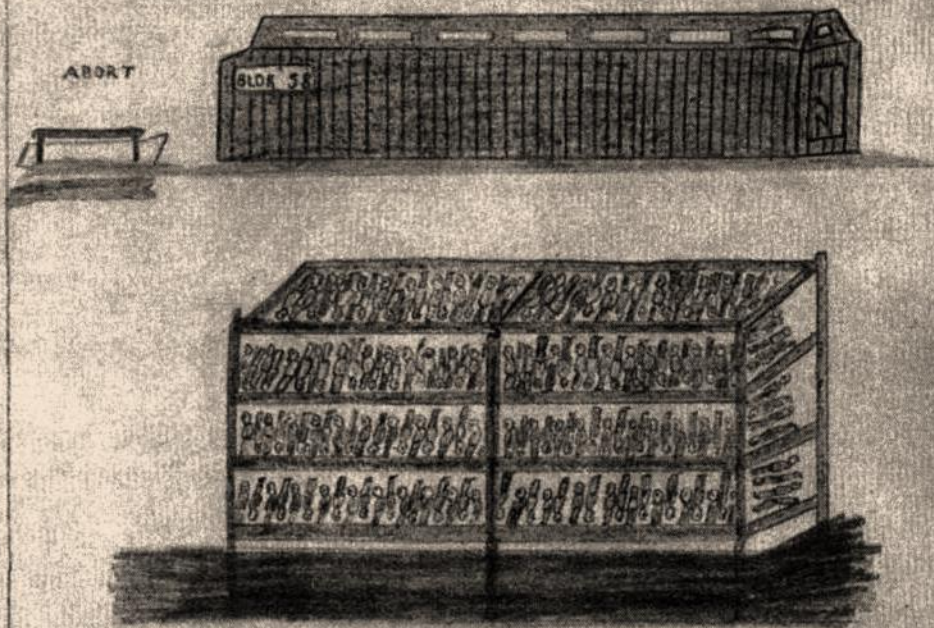
Transport von K.L. Gross Rosen nach Kl. Buchenwald

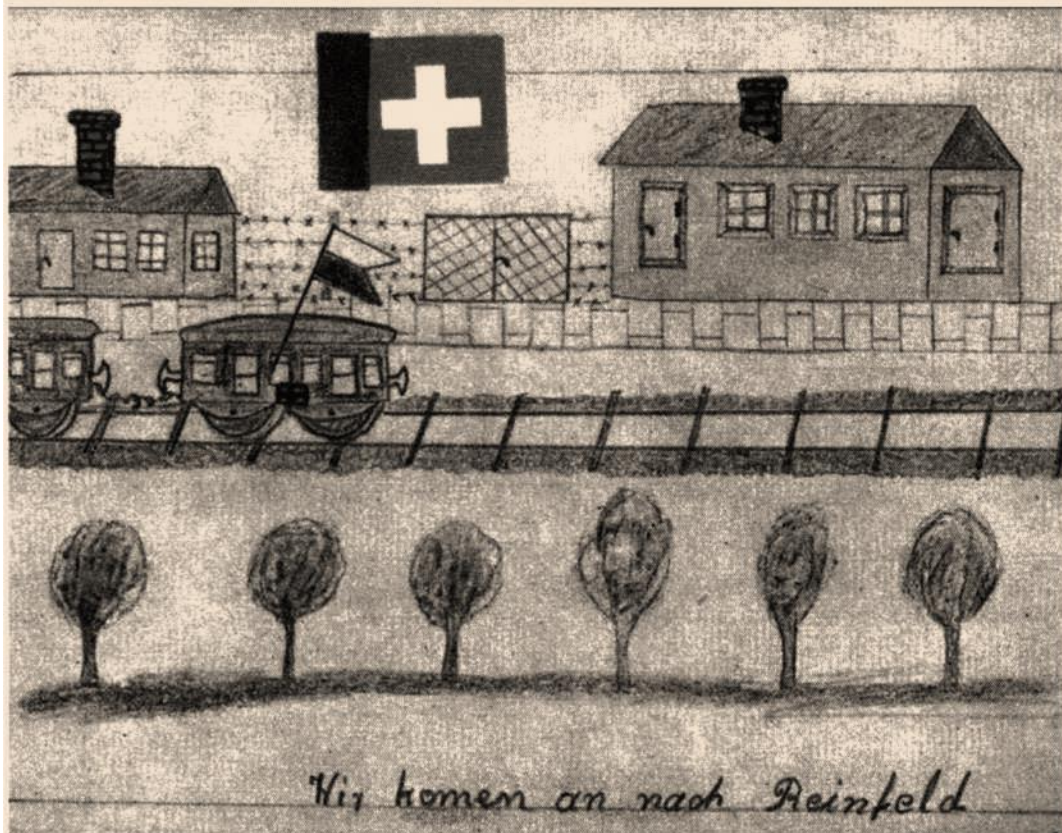
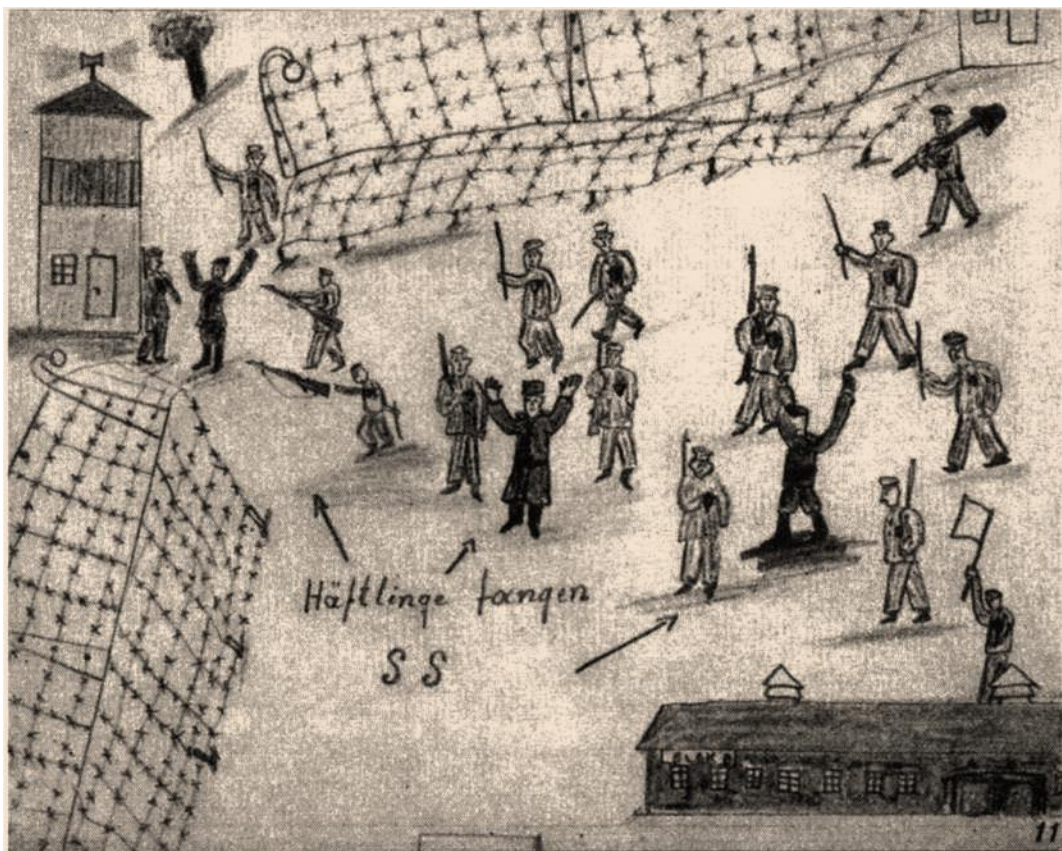


So liegen die Tote

9

Quarantäne Lager





# «Ihr armen Helden»

von Edita Morris

## **Zion Inn bei Haifa, Palästina, April 1947**

Es ist dunkel. Ich drehe die Tischlampe in meinem Gasthofzimmer an, aber es wird nicht heller. Das Tageslicht strömt durch mein Fenster herein, und vielleicht bin ich alleine es, die fühlt, dass alles finster ist an diesem Morgen von Dov Grüners Hinrichtung. Ich setze mich an meinen Tisch um zu arbeiten. Doch der Wind, der vom Mittelmeer herkommt, reisst mein Fenster auf. Er zerstreut meine Papiere auf dem Fussboden. Er schreit mir zu: «Schluss mit dem Schreiben. Höre auf mein Wehgeheul. Riechst du mich? Ich dufte nicht nach Frühling heute, ich rieche nach Tod. Denn ich bin durch die dunkeln Locken Dov Grüners gefahren, der einst tapfer für die Briten in gemeinsamer Sache kämpfte und nun starb durch ihre Hand, ohne dass ihm religiöse Hilfe gewährt worden wäre oder der Trost, seiner Schwester Lebewohl zu sagen.»

Meine Füllfeder ist voll Tränen. Sie will nicht schreiben und ich lege sie weg. Ich beginne, Zeitungsartikel herauszuschneiden, um sie nach Amerika zu senden. Doch was sind Worte im Vergleich zu den brutalen Taten unserer Zeit? Zu der Tatsache zum Beispiel, dass Grüner wegen seiner bitteren und sinnlosen Zuflucht zum Terror hängen muss, während der britische Soldat McNeill freigesprochen wird. McNeill äusserte sich gegenüber der Jerusalemer Polizei: «Ein Hund bat mich um eine Zigarette, worauf ich ihn niederschoss. Ich werde alle diese Bestien töten!»

Es klopft an die Tür. Mein Fotograf von Haifa mit den stets überanstrengten Augen tritt ein.

«Shalom!»

«Shalom!»

Der hebräische Gruss bedeutet «Friede», und das Wort bleibt mir in der Kehle stecken.

«Ich bringe die Aufnahmen, die Sie von der *Theodor Herzl* gemacht haben», sagt der aus Polen gebürtige Moshe Vitkin, und der nervöse Tick in seinem Gesicht nimmt zu, als er seine Arbeit noch einmal betrachtet, ehe er sie mir übergibt. Seine dunkeln, säureverbrannten Nägel sehen aus wie von Blut befleckt, das aus meinen Bildern zu fließen scheint.

Er eilt hinweg aus meinem Zimmer mit zuckendem Gesicht. Ich rufe ihm nach: «Ich schulde Ihnen – ?»

«Nichts! Nichts für diesen Haufen. Es ist ein Geschenk Palästinas – an die Welt!»

Ich starre auf das Bild der zwei uniformierten Polizistinnen, die die weiblichen Einwanderer am Landungsplatz untersuchen. Der böse sadistische Blick aus ihren Gesichtern bringt mir eine grausige Szene, die sich am Tag zuvor dort abgespielt hatte, in die Erinnerung zurück:

Ein ungarisch-jüdisches Mädchen hielt ein Bildchen in ihrer Hand. Die finstere Polizistin mit dem wasserstoffgebleichten Haar entriß es ihr. «Es ist meine tote Mutter!» weinte das Mädchen, doch die Polizistin riss es entzwei, schleuderte es zur Erde und trat darauf herum.

«Sie behandeln uns schlimmer als wir in Auschwitz behandelt wurden», stöhnte das Mädchen, worauf die Polizistin ihr mitten in ihre junge, verletzte Brust einen Schlag versetzte, so hart und heftig wie der Tritt eines Maultiers.

«Hündin!» schrie sie das Mädchen an. Als ich diese Frau, die der britischen Einheit angehört, die im Heiligen Land Gesetz und Ordnung vertritt, entsetzt ansah, schleuderte sie mir ein «Schwein!» an den Kopf.

Ich betrachte das nächste Bild. Es zeigt das Schiff selbst, die *Theodor Herzl* auf Schlagseite im Hafen liegend und mit diesem wilden, auf ihre Seite aufgemalten Wunsch:

*Die Deutschen zerstörten unsere Familien und unsere Heimstätten. Doch zerstört IHR nicht unsere Hoffnungen!* Mich dünkt, dass dieses Bild allein durch die Tatsache, dass es besteht, die ganze Menschheit anklagt. Dicht an der Reling halten junge Juden mit blutdurchtränkten Verbänden ihre zwei getöteten Kameraden empor, damit sie das Ufer sähen –, ihre Kameraden, die nach vierzehn Jahren der Qual in Europa nach der Küste von Erez-Israhel hinüberstarrten mit toten, gebrochenen Augen. Über die Lippen der Einwanderer kommen Lieder der Hoffnung und das Schluchzen der Verzweiflung. Die Toten allein schauen ruhig drein! Sie wissen, dass sie das Gelobte Land nun legal betreten, denn – wie man hierzu sagen pflegt-, die einzige Weise, auf welche ein Jude Bevins Palästina betreten darf, ist – ab Leiche.

Schliesslich folgen Bilder der 26 brüchigen Flüchtlingssschiffe, die verrostend in Haifas Hafen liegen. Die Leute, die darin die Überfahrt machten, müssen Löwenherzen gehabt haben, denn die Schiffe sehen jenen geborstenen alten Booten ähnlich, die man halbversunken in Gräben und Deichen findet, mit grossen gähnenden Löchern. Auf eines derselben hat ein geschmackloser Spötter ein karmesinrotes Hakenkreuz gemalt. Aber auf dem kleinsten von allen, einer auf der Seite liegenden Nusschale von Schiff, stehen Worte der höchsten Bewunderung und des tiefsten Mitleids, deren das menschliche Herz fähig ist, aufgekrizelt. Worte, die auf die schmalen Schornsteine mit grosser Hast und tropfendem Pinsel aufgemalt worden sind, und die lauten:

IHR-ARMEN-HELDEN.

### ***Erläuterung zum Text:***

Die in den USA bekannte und beliebte Schriftstellerin und gebürtige Schwedin, Edita Morris (siehe *Die Blumen von Hiroshima* u.a.) unternahm in der ersten Jahreshälfte 1947 eine Studienreise nach Palästina in der Absicht, sich persönlich zu orientieren und an Ort und Stelle zu erfahren, in wie weit die dortigen Ereignisse vom Standpunkt des menschlichen Gewissens aus zu verantworten oder abzulehnen seien.

### ***Zu den geschilderten Ereignissen selbst:***

Der 1914 in Ungarn geborene Dov Grüner kämpfte in der britischen Armee während fünfeinhalb Jahren in Italien, Österreich und Holland. Kurz nach seiner Demobilisierung im April 1946 wird er in britischer Uniform im Keller der angegriffenen Polizeistation in Ramat Gan, beinahe sterbend, aufgefunden und der Beteiligung am Attentat beschuldigt. Während der Verhaftung bringt Grüner selbst kein Wort zu seiner Verteidigung vor und wird am 1. Januar 1947 zusammen mit drei Kameraden zum Tode verurteilt. Die Hinrichtung wird indessen vier Monate hinausgeschoben und dann plötzlich völlig unvorbereitet durch den Strang im Gefängnis Saint Jean d'Acre vollzogen. Man muss sich fragen, ob es als Zufall oder eher als perfider Zynismus zu bezeichnen sei, dass der Advokat und die Schwester Grüners eine Besuchserlaubnis für die der Hinrichtung folgenden Stunden erhalten hatten.

Auf dem Schiff Theodor Herzl befanden sich 1'600 Einwanderer, darunter 616 Frauen und 136 Kinder. Bei einem Gefecht im Hafen von Haifa wurden zwei Männer getötet.

Das ungarische Mädchen auf dem kleinen arretierten Schiff *Galata Shaer Yashivo* war eine Einwanderin. In gleicher brutaler Weise wurden auch ihre Kameradinnen von der weiblichen britischen Polizei behandelt.



# FACHBLATT FÜR SCHWEIZ. HEIME UND ANSTALTEN

## REVUE SUISSE DES ÉTABLISSEMENTS HOSPITALIERS ET D'ÉDUCATION

FACHBLATT FÜR BETRIEBSLEITUNG, EINKAUF, ORGANISATION UND PERSONALFRAGEN DER ANSTALTEN, HEIME, INSTITUTE, KLINIKEN, KURHÄUSER, SANATORIEN, SPITALER Weitverbreitetes Fachorgan / Schwelizerische Zeitschrift für das Krankenhaus- und Anstaltswesen

Redaktion: Fachblatt-Redaktionskommission, Enzenbühlstr. 66, Zürich 8, Tel. 24 34 42

Für die Rubriken: BDS: Hedw. Guggenbühl; Sonneggverein: Helene Kopp

Verlag: Frans F. Oth, Hospitalis-Verldg, Zürich 8, Enzenbühlstr. 66, Tel. 24 34 42, Postcheck VIII 19593

Mitteilungen betr. Inserate, Abonnements, Nadirichterteil, Personelles, Adressänderungen, sowie alle Zahlungen an den Verlag. Abonnement pro Jahr/par an: Fr. 7.— Ausland Fr. 10.—

Zürich, Ende Juli 1947 • 18. Jahrgang – 18»année – Erscheint monatlich – Revue mensuelle – No. 7

---

### Die Schule von Morgen

von Charlotte Weber

Dem grossen Interesse, das noch vor Kriegsende in allen Ländern den Erziehungsfragen ein- geräumt wurde, liegt wohl einerseits der berechtigte Gedanken zu Grunde, dass das unbeschreibliche Leid und Unrecht, das an der Jugend durch den Krieg begangen wurde, wieder gut zu machen sei. Andererseits dürften doch die Zusammenhänge von Erziehung mit unserer heutigen Gesellschaftsform, mit Politik und mit der letzten Weltkatastrophe deutlicher erkannt worden sein. Durch kleine Reformen und kleine Schulpläne dringen einige der modernen Erziehungsgedanken («Arbeitsschule», «Selbsttätigkeit») in die Schulstuben. Greifen diese sicher willkommenen Aenderungen tatsächlich an die Wurzel des ganzen Erziehungsproblems, das weit über das Schulwissen hinaus den ganzen Menschen erfasst?

«Hearts, not Heads in the School», das Herz und nicht der Kopf in der Schule, lautete der Titel eines 1944 erschienenen mutigen und ehrlichen Erziehungsbuches des Engländers A. S. Neill, der vor einem Vierteljahrhundert in England eine der wohl kompromisslosesten Pionier-Schulen gegründet hat und leitet und der trotz seiner 60 Jahre als Anwalt der Jugend gelten darf. Seine klugen Anregungen und Erkenntnisse sind keine Utopien, weil sie auf der praktischen Erfahrung eines ganzen Lebens gründen. Er nennt seine Boardingschool (Internatsschule) eine freie Schule, und was er darunter versteht, soll durch einige Andeutungen aus seinem an modernen Erziehungs-Gedanken reichen Buche ersichtlich werden.

Die erste Frage bei der Aufstellung der Schulpläne für die Schule von morgen soll sich nicht nach Schulfächern und Stundenplänen richten, sondern lauten: Was können wir tun, um die Menschen glücklicher und arbeitsfreudiger zu machen, ausgeglichener im Charakter, zufriedener im Gefühlsleben?

Der Ausgangspunkt für eine solche Erziehung mit neuen Aspekten ist die Kenntnis der kindlichen Psyche, die Wissenschaft des Menschen und seiner Persönlichkeit. Sie wird in der Erziehung jeder andern Wissenschaft vorangestellt.

An zweiter Stelle steht die Sozialwissenschaft, welche Wirtschaft, Staat und Hygiene (Gesundheit) umfasst. Darüber etwas zu erfahren allein durch Vorlesungen hält Neill für wertlos und verhängnisvoll, denn was Gemeinschaft, Demokratie, Selbstbestimmung sind, kann mit Gewinn nur in einem wirklichen Gemeinschaftsleben, das frei ist von äusserer Autorität, lebend und erlebend erlernt werden. Neills Schule hat die Möglichkeit für eine klare, eindeutige Selbstverwaltung aller seiner älteren und jüngeren Kindern beiderlei Geschlechts («wie im Leben») geschaffen.

Wir leben in einer Zeit, in der hinter der voranschreitenden Wissenschaft und Technik unsere emotionelle Entwicklung weit zurückblieb. Diese Wissenschaft, die uns die Atombombe beschert hat, wird erst auf hören gefährlich zu sein, wenn eine Menschheit, die diese technische Wissenschaft handhabt, dazu reif sein wird und ihr inneres Gleichgewicht gefunden hat und nicht mehr – «in emotionaler Hinsicht infantil ist». In diesem Sinne geht die Frage nach Wissenschaft und Wissen in der Schule tiefer, als wir uns einzugestehen scheinen. Es geht darum, die richtige Lösung zu finden, wie wir Herz und Gemüt befähigen, mit dem Intellekt Schritt zu halten.

Wie aber kommen wir zu Menschen, die nicht neurotisch sind und deren aufgestaute Hemmungen nicht zu Perversionen, Rassenhass, Konzentrationslagern und Sadismus führen?

Die Schule der Zukunft wird eine freiheitliche Schule sein. Doch was heisst Freiheit in der Schule, in der Erziehung? Sie wird irrtümlicherweise oftmals mit Zügellosigkeit verwechselt. Neill gibt Beispiele, in denen er zügelloses Verhalten (z. B. Zerstörungswut) bei einzelnen psychisch gestörten Kindern duldet im Hinblick auf eine psychotherapeutische Behandlung, mit der er im Sonderfall auch zu heilen vermag.

Freiheit erstreckt sich auf alle Gebiete der Persönlichkeit und des menschlichen Lebens in der Gemeinschaft. «Du darfst tun, was du willst, solange du damit deinen Nachbarn und die Ge

meinschaft nicht stört<sup>1</sup> Hieraus ergibt sich ganz selbstverständlich die Einordnung des Individuums in die Gemeinschaft. Eine Schule, in deren Mittelpunkt das Kind als Ganzes steht, darf Dinge, die für unsere ganze Lebensdauer gültig sind, wie Humor, Sexualität und Politik, nicht ignorieren. Politik darf hier nicht als «Partei» verstanden, sondern muss als das Erlebnis der aktiven Teilnahme an und Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft aufgefasst werden. Da die Schule «für das Leben vorbereiten soll», muss sie so gestaltet sein, dass das spätere Leben bloss ihre Fortsetzung bildet, d. h. dass das Bedürfnis des Forschens, die innere Aufnahmebereitschaft und die freie und ehrliche Haltung weiterhin bestehen und lebendig bleiben. Oder umgekehrt soll die Schulzeit nicht eine vom Leben getrennte und in sich abgeschlossene Epoche bilden, wobei man am Schulentlassungstage dann eben «ins Leben tritt», oder «das Leben beginnt». Die Schule von morgen fragt weniger danach, wie die Kinder für das nächste Examen vorzubereiten sind, als danach, wie sie glücklicher und weniger neurotisch gemacht werden können.

Wo Examen und Schulzeugnisse noch eine so hervorragende Rolle spielen, besteht auch immer die Gefahr eine Ueberschätzung der rein intellektuellen Erziehung zu ungunsten der freien Entwicklung des Gefühlslebens und der Erreichung inneren Gleichgewichts.

Die intellektuelle Schulung soll nicht entwertet werden, Neill anerkennt jedoch ihr Recht nur, wenn sie Hand in Hand geht mit der Charakter- und Gemütsbildung.

Dass während der ersten mindestens 6–9 Schuljahre derselbe Lehrstoff von allen, doch oft sehr verschieden interessierten und veranlagten Kindern bewältigt werden muss, ist bereits von manchen Lehrern als problematischer Pensumszwang empfunden worden. Hinzu kommt ausserdem, dass die 30–50 Kinder einer Schulklasse gezwungenermassen im gleichen Tempo und Rhythmus lernen sollen. In einem mir soeben zugegangenen Bericht über lerngestörte 10–13 jährige Londoner Kinder wird die Unfähigkeit zu lesen darauf zurückgeführt, dass die Kinder zu einem für ihr individuelles Wesen ungemässen Zeitpunkt und in überfüllten Klassenzimmern zum Lesen angehalten worden waren. Sie waren damals für diese geistige Leistung entweder einfach noch nicht reif oder durch häusliche Verhältnisse emotionell so stark belastet, dass sie innerlich für das Lernen nicht mehr frei waren. Ein französischer Pädagoge stellte einmal fest, dass unsere heutige Schule darauf abstelle, die einem Kinde, «nicht vorhandene» Anlage durch doppelte Aufgaben und Quälerei einzupauken, während jenen Gebieten, auf denen eine Begabung tatsächlich vorliege, keine besondere Beachtung mehr geschenkt werde. Dies entspringt dem nivellierenden Zwang des Examensystems, das in Frankreich und auch in England in einer verhängnisvollen Weise unpersönlich und formalistisch gehandhabt wird. Doch auch bei uns können ein nicht bestandenes Examen, Zurückbleiben in Mathematik, Fremdsprachen oder irgend einem andern «wichtigen»

Fach Katastrophen bedeuten, die oft eine dauernde seelische Störung mit sich bringen. Die Forderung des Pensums und des Examins werden in einer Gesellschaft gestellt, in der der Erfolg immer noch ein Kriterium für die Persönlichkeit darstellt. Wenn Neill fragt, ob ein Karriere machender Ingenieur oder ein Mann mit Dokortitel wirklich als im Leben erfolgreich bezeichnet werden könne, während er «innerlich ein Meer von Konflikten und Elend mit sich herumtrage», zwingt uns die Bemerkung zum nachdenken und wir müssen die falsche Bewertung des äusseren Erfolges zugeben.

In der freiheitlichen Schule von morgen ist der Examszwang abgeschafft. Ein Mensch wird beurteilt nach dem, was er ist, nicht nach dem, was er weiss.

Kinder sind von sich aus neugierig und wissenshungrig. Sie verlangen nach Betätigung, die ihrem Tempo und Fassungsvermögen entspricht. Aber Kinder wollen in dem ihnen angepassten Milieu lernen, dem «Klima» der Schule von morgen: frei von Angst, Angst vor dem Pensum, dem Examen, Angst vor dem Lehrer, den Eltern, der Strafe; ferner frei von Schuldgefühlen, die sich oft in Spukgeschichten äussern, in Angst vor dem «Böliman», dem Daumenabschneider, dem Polizisten, dem Teufel. Hier berühren wir jedoch bereits das Thema der Eltern und Sexualerziehung, auf das wir noch zurückkommen werden. – Dass in diesmdertümUche Mileu kleinere Klassenräume mit beweglichem Mobiliar gehören, den Kindern zugängliche Bibliotheken, Spiel- und Werkzeuge in unverschlossenen Schränken, mag als Selbstverständlichkeit gelten, kann jedoch niemals ausreichend sein, wenn nicht ebenfalls die wichtigsten Grundvoraussetzungen vorhanden sind: die der Freiheit und Selbstbestimmung, einer von den Kindern selbst verwalteten Gemeinschaft.

Es bestehen viele Widerstände und Bedenken gegen eine solche freie Selbstbestimmung der Kinder: Man spricht gerne von der notwendigen Autorität, davon, dass Kinder nicht wüssten, was sie wollten oder was sie brauchten, dass ihr Blickfeld zu klein und zu lokal begrenzt sei, dass bestimmte Dinge des Lebens erst in gewissen Jahren an die Kinder herangebracht werden sollten, ja, dass! das Leben ihnen später auch Zwang auferlegen werde. Diese Einwände wurzeln zum grossen Teil in dem Bedürfnis der Erwachsenen nach Autorität, nach Besserwissen, auch in dem Wunsche, gehorsame Gefolgsleute heranzubilden. Ihnen liegt ein Mangel an Vertrauen in die Entwicklungsfähigkeit und in die «Weisheit» des Kindes (des freien Kindes) zugrunde, was absolut der Durchschnittshaltung in unserer patriarchalischen Welt entspricht. Diese Einwände werden durch die Erfahrungen in der freien Internatsschule von Neill widerlegt. Auch diese Schule steht in einer Welt, in der Kinder noch geschlagen und ausgenützt, halbwüchsige Mädchen vergewaltigt werden, der Lebensweg mancher Jugendlichen verschlossen wird, weil irgend ein Prüfungsergebnis den Examinator nicht befriedigte, die also nicht gesund und nicht frei ist und denen Einfluss sich auch eine Pionierschule nicht entziehen kann, sondern der sie sich in vielen Beziehungen anpassen

muss. Trotzdem sind die Ergebnisse der freien Kinder-gemeinschaft solcherart, dass alle Kinder, die in den 25 Jahren durch Neills Schule gingen, im Leben be-standen haben, die Examen absolvieren konnten, in Fabriken und Werkstätten oder wo auch immer ihre Arbeit mit Freude tun und darüberhinaus viel weniger neurotisch und kom-plexhaft, innerlich freier und ehr-licher sind.

In Neills Pionierschule ist Selbstverwaltung kein leeres Wort, sondern sie wird gelebt. Vorschläge oder Anregungen der Lehrer oder von Neill selbst erhalten nicht mehr Gehör als die der Kinder. Wenn ein 6-jäh-riger Knirps aufsteht und eine bessere Methode des Servierens bei Tisch macht, beweist dies, wie ernst, lebhaft und echt Kinder, die frei von Angst und Zwang sind, am Leben der Gemeinschaft teilnehmen, es ge-währt ebenfalls erfreuliche Ausblicke auf das Verhal-ten eines solchen Menschen als Bürger in der später viel grösseren Gemeinschaft der Gesellschaft und des Staates. In einer als fortschrittlich geltenden Tages-schule in London wohnte ich einer Schülerversamm-lung (ohne Lehrerschaft) bei, in der die Kinder sehr aktiv und in einer auffallend demokratischen und ge-ordneten Weise diskutierten, was man gegen die Un-pünktlichkeit, vor allem auch der Lehrerschaft (!) tun könnte. Aus der ganzen Art der Diskussion ging her-vor, wie ernst es den Kindern ums Lernen und um ihre Schule ist. Es ist eine alte Erfahrungstatsache, dass Mahnworte oder gar Verbote von «gefürchteten» Leh-rern (oder Eltern) entweder schnell vergessen («man spricht in den Wind...») oder bewusst umgangen wer-den. Neill stellt fest, dass die Kinder auf die Ent-scheide der Schüलगemeinschaft absolut positiv rea-gieren und meint, dass für Kinder die Achtung und Anerkennung ihrer Gemeinschaft von äusserster Wichtigkeit ist, was dem Wunsche des Menschen (auch des erwachsenen) entspricht, nicht aus einer menschlichen Verbindung ausgeschlossen zu werden. Ein kleiner Tyrann oder ein flegelhafter Junge soll schon frühzeitig in der freien Schulgemeinschaft ler-nen, dass der Preis für seine Machtbegierde oder seine Flegelhaftigkeit zu teuer bezahlt wird, und er wird die Anpassung suchen. Jugendliche Kriminelle sind meist solche Kinder, denen an der Anerkennung einer Ge-meinschaft nicht mehr gelegen ist.

Was noch festgehalten werden mag, ist die Be-obachtung der sehr menschlichen Art und Weise, in der Kinder, die keinen Zwang von oben abzureagieren haben, sich ihren Kameraden gegenüber verhalten. Ja, direkt voll psychologischer Weisheit ist eine Entschei-dung der Schüलगer-sammlung einem Jungen gegen-über, der auf unsorgfältigste Weise mit Büchern um-ging, ihn als Hauptbibliothekar zu ernennen.

In dieser freien Atmosphäre bestimmen Kinder ihr eigenes Schulprogramm, d. h. die Kurse, die sie besu-chen wollen oder nicht. Es ist Neill verschiedene Male vorgekommen, dass eine Gruppe Kinder (einmal wa-ren es 7-Jährige) einen Fran-zösisch-Kurs verlangten oder eine zusätzliche Stunde Mathematik in der Wo-che. Solche Wünsche müssen selbstverständlich er-füllt werden. Wir vergessen ja zu leicht, wenn wir un-sere Fächer

schule planen und über das freie Lernen und Wählen beunruhigt sind, dass normale Kinder lernen wollen. Wichtig ist, dass ihnen die reichsten und vielfältigsten Möglichkeiten zur Verfügung gestellt werden bis hin zu einer Bibliothek, in der nicht nur die «ausgewäh-ten» Werke stehen, sondern die Bücher von Edgar Wallace bis zu Milton oder Goethe.

Diese absolute Freiheit von Vorurteilen verlangt Neill auch in religiöser Hinsicht. An einer Stelle sagt er: «... Es ist so unfair Kindern gegenüber, einen ver-alteten Kodex für Moral und Verhalten aufzustellen... Traktoren und Radio und Kino in Verbindung mit ei-ner zweitausend oder mehr Jahre alten Psychologie. Lasst die Wahl der Religion jedem einzelnen frei, aber haltet sie fern vom Bürgerrecht der Gemein-schaft. Kinder sollten nicht ermutigt werden, ihre Bürde dem Herrn aufzuladen, ob er sich nun im Him-mel oder auf der Erde befinde/ – Neill zitiert die niederschmetternde Feststellung Malinowskis, dass bei einem primitiven Völkervolk Homosexualität un-bekannt war bis zur Ankunft von Missionaren, die in frommer Weise Buben und Mädchen isolierten, und schliesst seine Betrachtung: «Aeusserer Sittlichkeit muss immer für die innere Sittlichkeit hemmend wir-ken/ –

In seinem Erziehungssystem möchte Neill die Fa-milie keineswegs ausschalten. Immerhin warnt er vor dem belastenden Einfluss, den die Familie vielfach auf die Kinder ausübt. Wenn wir von Familie, z. B. als Kernzelle des Staates, sprechen, meinen wir meist die gesunde Familie, mit ausgeglichener, verständiger Atmosphäre und, womöglich, mit einer grossen Kin-derzahl, die in sich bereits eine jugendliche Gemein-schaft bildet. Nur in ganz seltenen Fällen stellen Fa-milien eine wirkliche Gemeinschaft mit Gleichbe-rechtigung und Gütergemeinschaft für alle Glieder dar. Von dem gefährlichen Einfluss der väterlichen Autorität, vom sog. Oedipuskomplex (daraus entste-hend: Angst-Schuldgefühle bis zu Neurosen, Psycho-sen und asozialem Verhalten, usw.) ist schon so viel geschrieben worden, dass ich hier nicht besonders da-rauf eingehen möchte. Wir können in der Epoche nach Freud nicht mehr so über diese Dinge denken oder hinweggehen wie eine vorfreudianische Zeit.

Bei seiner unbedingten Forderung nach psycholo-gischer Kenntnis bei allen Erwachsenen, die mit Kin-dern zu tun haben, Eltern, Lehrer, usw. warnt Neill vor dem Verfallensein einer einzigen Richtung, vor dem Impératif der «-ismen», die sich gegenseitig be-kämpfen und durch ihren Autoritätsanspruch eine ge-wisse Einseitigkeit mit sich bringen. Eltern sollten von Psychologie und Erziehung so viel wissen, dass sie Kindern nicht durch unsinnige Verbote und Dro-hungen, wie z. B. vor dem bösen Mann, schaden und sie durch ihr Verhalten nicht in der Entwicklung hem-men. In Bezug auf die Schule verlangt Neill noch mehr von den Eltern: er möchte, dass diejenigen unter ihnen, die mit der bestehenden Schule nicht zufrieden sind, sei es mit dem System oder mit einem Lehrer, der die Kinder entweder noch schlägt oder einschüch-tert, sich zusammuntun und

gemeinsam eine Aenderung verlangen, statt die üblen Zustände einfach hinzunehmen. Er möchte, dass die Devise der Eltern laute: Mein Kind soll vor allem glücklich sein in der Schule! Frei von Angst und Hass, lasst es sich selbst sein und sich frei entwickeln können, bevor es mit Wissen vollgestopft wird!

Wir haben eingangs gesehen, dass Neill zu den drei Dingen, die die heutige Schule ausschliesst und die uns doch unser ganzes Leben lang beschäftigen, auch die Sexualität zählt. Freiheit im Geschlechtsleben für unsere Jugend zu fordern, klingt in vielen Ohren zweifellos ketzerisch und äusserst revolutionär. Neill räumt dieser zentralen Frage jedoch bestimmt nicht mehr Raum ein, als sie tatsächlich in unserm Leben einnimmt. Er ist der Ansicht, dass schmutzige Witze, Pornographie, sexuelle Perversionen aller Art auf eine falsche Behandlung des sexuellen Problems zurückzuführen sind. Wenn wir geschlechtliche Reife mit – sagen wir – 18 Jahren annehmen, wenn indessen Moralgesetze oder religiöse Vorschriften Enthaltung und Virginität bis zur Eheschliessung verlangen, die jedoch oft erst nach Mitte Zwanzig aus ökonomischen Rücksichten möglich ist, so fragt Neill, wo die Geschlechtsbeziehungen vom 18. bis zum 25. Lebensjahr geblieben seien. Psychologische Einsichten und der Krieg haben auch in dieser Hinsicht einiges gebessert. Doch immer noch spielen wir Vogelstrausspolitik und geben zu, dass die Jugend im Verborgenen, in dunkeln Torwegen ihren Vergnügungen nachgeht, dass in Onanie und Prostitution Ersatz gesucht wird, dass natürliche Gefühle in Kinosenimentalität und Swing abreagiert, Schuld- und d Angstgefühle in Agressionen verkehrt werden. Wo die Liebe frei ist, ist die «freie Liebe» nicht notwendig. Verhinderte Liebe schlägt um in Hass, der sich im Sadismus der Gestapo oder im Negerhass Amerikas widerspiegelt. «Ein Mensch mit einem glücklichen Geschlechtsleben wird keiner Fliege etwas zuleide tun.»

Im Hinblick auf die soziologischen Motive, die unserer geschlechtlichen Unfreiheit zu Grunde liegen, wähnt Neill, dass der Kampf für ein freies und junges Geschlechtsleben der Jugend lang und schwer sein wird. Der Raum ist hier zu beschränkt, um auf dies so weite und vielseitige Problem ausführlicher einzugehen. Es gelte bei Eltern und Erziehern der Grundsatz absoluter Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit auch auf diesem Gebiete den Kindern gegenüber vom frühesten Alter an.

Neill meint, dass die Schule von morgen einen neuen Lehrertyp brauche, nämlich Menschen, bei denen das Interesse am Leben demjenigen am Lehren übergeordnet ist. Doch bereits heute ist es durchaus möglich, ein Lehrer für die Schule von morgen zu sein. Es ist schon manchesmal gesagt worden, Lehrersein sei nicht die Angelegenheit eines Standes, sondern eine Berufung.

Ein Lehrer sollte als erstes sehr viel von Kinderpsychologie verstehen. Statt didaktischer und Zensurfragen würden an Lehrerszusammenkünften etwa Fritzens Hang zum Tagträumen oder die

Ursache von Trudis schlechter Laune besprochen. Dies setzt die Kenntnis der psychologischen Vorgeschichte der Kinder voraus.

Kinder müssen lärmen und toben, sie sind unerträglich und auf ihre Weise «rücksichtslos». Lehrer, die aus dieser dauernden Beanspruchung ein Martyrium machen, sind für die Erziehung nicht geeignet.

Wenn Kinder stehlen, haben sie meistens vorher einen Liebesverlust erlitten und in symbolischer Form stehlen sie sich «Liebe» wieder zurück. Zu Hause werden sie dafür gescholten oder geschlagen. Ein neuingetretenes Mädchen in Neills Schulheim wollte dessen Reaktionen prüfen und erzählte Neill, als sie von ihren Kameradinnen eine kleinere Summe gestohlen hatte. Neill gab ihr ganz einfach noch dreissig Rappen dazu, was symbolisch bedeutet: ein «Stück Liebe» dazu. «Wie verrückt du bist, Neill, nun werde ich jeden Tag stehlen um meine dreissig Rappen zu bekommen.» Nach drei Tagen und drei mal dreissig Rappen war das Mädchen geheilt, nicht durch einreden, sondern durch das tiefere Verständnis des Erziehers.

Dabeistehen als Lehrer und zusehen, wie Kinder in Freiheit sich ihren eigenen Weg herausarbeiten, ist nicht leicht. Wie viel einfacher ist es oft, einzugreifen oder eine Arbeit, z. B. in der Werkstatt rasch selbst auszuführen. Man könnte sagen, dass ein Erzieher eher wissen muss, was er nicht tun als was er tun soll, was nicht nur für die konkrete Betätigung, sondern weitgehend auch auf psychologischem Gebiete gilt: nicht durch<sup>1</sup> unrichtiges Eingreifen Schaden anrichten.

Immer und immer wieder weist Neill auf die Entwicklung der ganzen Persönlichkeit des Kindes, besonders auch seiner emotionellen Seite hin. Hearts, not heads. Zugehörigkeit zu einer Religion oder einer Menschenrasse ist eine geographische Zufälligkeit. Auf der ganzen Welt jedoch haben Menschen die gleichen Gefühle und Triebe: Liebe, Hass, Hunger, geschlechtliche Triebe, Ambitionen, Furcht, Hoffnungen. In die Schule von morgen müssten Kinder aus allen Teilen der Erde hineinpassen. Kinder sollen lernen, tolerant zu sein und andere zu achten. Dazu müssen sie frei und selbst geachtet sein.

*Résumé de V article: «Die Schule von Morgen»*

## L'école de demain

Les questions d'éducation rencontrent le plus vif intérêt dans tous les pays. Déjà, diverses réformes ont été appliquées à Pécole (école de travaux manuels, activité indépendante).

En 1944 a paru un livre courageux sous le titre «Hearts, not heads in the school» (– Non pas des cerveaux, mais des coeurs à Pécole), dont Fauteur est A. S. Nie ill qui, hors de tout cœm- promiseion, a déjà fondé il y a 25 ans, en Angleterre une école de pionniers et qui doit être considéré comme Pavocat de la jeunesse. Neill appelle ses internats «écoles libres».

La première question qui se pose au moment de P élaboration du programme scolaire doit être

# IMPETUS



**20 CENTURIES YOUNGER**  
(Story on page 4)

**SUMMER NUMBER**  
. IV. Nos. 6-7-8. June-July-August 1950

**UNESCO**

In This Issue :  
**RECONSTRUCTION in 1951**

# Exodus

## VIA NORWAY

... North African  
"dead-end kids" rediscover  
childhood en route to Israel...



Last January, I escorted 60 small boys and girls on a six-hour aeroplane trip from Marseille, France, to Oslo, Norway. Ours was no ordinary scheduled flight, nor were my youthful passengers ordinary children.

These were sickly, wild-eyed youngsters, who only a few weeks earlier had left the Jewish section of Casablanca, North Africa. There in the mellah (or old quarter) of this ancient Moroccan city, they shared the poverty-stricken existence of the Jewish community, which has dwelt in Casablanca since Roman times.

They were to stay in Norway for eight months. Here their health would be built up and their re-education begun to prepare them for a new life in the Promised Land—the land from which their forefathers had fled 20 centuries ago.

While we winged our way towards Oslo, I studied the old-young faces of these strange North African "dead-end kids," watched their overtense antics, and listened to their harsh unchildlike voices.

I myself knew the Casablanca mellah only from photographs and travellers' reports. But, as I looked at these youngsters, the pictures and the stories became living realities in my mind's eye. I could see the children running down narrow swarming alleys. In fancy, I followed them into the dark hovels in

which whole families huddle: cooking, eating, sleeping, bearing children and, eventually, dying.

I could picture the Hadarim—schools where poverty has debased traditional Jewish learning to an empty ritual. Here lads of three to thirteen years of age are packed tightly together in airless, cheerless rooms to chant ancient scriptures all day long and spread the skin and eye diseases that are too often a part of mellah life.

Then as the plane circled Oslo airport, I thought of the recent events that were bringing thousands of Jewish children like these out of the North African slums and setting them on the road to a new life in a land called Israel.

### In Answer to the Need

Back in 1948, word reached the 250,000 Jews of Morocco that the new government of Israel had opened its gates to immigration. From all the mellahs, Jews began to turn their steps eastward toward the land they still called Home after 2,000 years of exile.

As I well knew, thousands of them had already completed their historic 20th-century exodus. Other thousands are on their way. Once they arrive in Israel, these families settle on the land or seek employment in the cities. Their children are cared for and educated by the

Youth Aliyah (a Hebrew word meaning "betterment" and also "Israel-wards"). This organization which began in Germany five years before the war, helps Jewish youth and children to reach Israel and trains them for useful lives there. Today Youth Aliyah has some 2,500 North African youngsters under its care.

There are still sixty thousand Jewish children left in Morocco mellahs—enough to fill a thousand aeroplanes such as the one in which we were flying. Half of them are sick with the diseases of filth and crowding. Modern medicine can quickly clear up the trachoma and ringworm, but many are in the early stages of tuberculosis. Such youngsters need half year or more of clean health living in a fine bracing climate before they can begin new lives in Israel.

As though in answer to this need, Norway's leading charity, the Europahjelpen, invited the Youth Aliyah to send young Jewish pilgrims, in relays of 200, to spend eight months at a children's village in Norway. (Europahjelpen combines the Norwegian Red Cross, the League Against T.B., and the labor movement Relief Service). This generous gesture, as I have been told by more than one Norwegian, was a token of gratitude for help Norway received from the Allies during the war.

# Charlotte Weber

Miss Weber, a youthful Swiss schoolteacher, spent the war years caring for refugee children. After the war ended, she found herself in charge of 20 half-dead boys who had survived Buchenwald. Later Miss Weber helped run a humanitarian Service Committee children's home in France. Since 1947 she has worked for Youth Aliyah — an agency dealing with the resettlement and training of young people in Israel.

Thus it was that I found myself escorting 60 pre-tubercular children on this airplane flight to Oslo. Their parents either had gone ahead to Israel, leaving them in Aliyah's care, or were about to emigrate from North Africa.

## The Mellah Moves In

My group would not be the first batch of children to enjoy Eurohjelpen's hospitality. The initial relay of 200, aged six to thirteen years, had reached Bärnekoloni (the word means "children's colony" in Norwegian) in April of 1949.

These first arrivals were met by a kindly, highly-skilled team of Israeli teachers and Norwegian medical and administrative personnel. A complete children's village awaited them—neat cottages, schoolrooms, workshops, a theatre. This miniature paradise, situated on the tree-lined slopes of Oslofjord, had been built originally as a German officers' rest camp.

How did the "dead-end kids" from the mellah take all this?

One of the Israeli house-mothers vividly described her recollections of their arrival:

"For days we had been patiently expecting the first batch of children. Everything was ready. There were 200 comfortable beds or small bodies accustomed to sleeping on the floor in North

Africa. Every tooth-brush, hair-brush, bed, drawer and shelf had been labelled with little designs—a different pattern for each child. We could hardly wait to see how they would react.

"But when at last they arrived, our curiosity was satisfied all too quickly. Now, months later, when I think of those first days and weeks at Bärnekoloni, it all seems like a bad dream....

"On the first day, no sooner had we shown the children to their cottages, than they began 'inspecting' their new homes—after their own fashion. Everything had to be handled, turned up-side down, torn to shreds, or kicked over....

"I was in charge of the cottage for older girls. My assistant and I began introducing the little ones to the shower bath. Suddenly doors and windows started banging in the boys' houses, accompanied by shouting, screaming, chattering and jabbering. I quickly went to restore order at the scene of the disturbance. My young Norwegian helper had to handle the showers herself—no easy job, as the little girls struggled ferociously to avoid getting wet....

"Language was a problem right from the start. How could we speak to these little gamins with their sullen looks, savage gestures and strange mellah slang? While we tried to make them feel at

home, they kept mouthing remarks at us which we later learned were the worst possible insults and swear-words....

"At the beginning, this band of small savages simply had us outnumbered. When we tried to round up the children at tea-time, they escaped through the windows. Tea they would have none of, but they managed to filch cakes and cookies on their way out. At meals they would hoard the bread. Pyjamas they insisted on regarding as "Sunday best" clothes, and refused to take them off by day....

"During school hours the classrooms, as often as not, were practically empty. With mounting disorder in the cottages we had less and less strength to run after the children. They used to slip away and hide in the spacious grounds of Bärnekoloni. Worst of all, we often found them practicing their old habit of begging among the generous Norwegian population of the neighboring villages....

"However, we kept on trying, and concentrated our efforts on cleanliness. Eventually, after more teachers arrived from Israel, and as the peaceful beauty of the surroundings worked its spell on the children, life at Bärnekoloni calmed down....

"Of course quite a bit of the furnishings and installation had to be done over — walls repainted,



**THE MELLAH:** From these crowded slums, Youth Aliyah sends pre-tubercular children to Norway for health and schooling; then on to new life in Israel.



## ARE THESE THE SAME CHILDREN? Most mellah boys and girls have skin and diseases, wild and sullen look. Eight months Bärnekoloni restores bloom of normal children

windows reglazed, chairs, tables and beds repaired, metal mugs replaced..."

By the time my group landed in Norway last January, this first 200 had already finished their eight-month sojourn and most of them had gone on to Israel.

The Bärnekoloni staff must have dreaded the prospect of starting all over again to "tame" a second batch of North African youngsters. But several children of the first group, especially some of the older ones, volunteered to stay on to acquaint the new-comers with "the rules of the village." They said they were ashamed of their own early behavior and wanted to make sure their successors would avoid the destruction and disorderliness that they themselves had caused upon arriving.

### After Eight Months

Comparing these smiling, robust, well-mannered children with my own wild little mellah refugees, I was amazed by the changes achieved in eight short months.

An Israeli teacher pointed out the reasons. For the poor, life in North Africa is one fierce unending struggle for existence. The children often had to beg and fight for food, for a place to sleep. Unhealthy surroundings and the insecurity of life had warped their normal childhood instincts.

At Bärnekoloni, the good food, fine climate and skillful care gave these youngsters their first sense

of well-being, while outdoor sports such as football, skiing and tobogganing offered outlets to their competitive tendencies. The teacher recalled with a smile that long after losing their wildness the children would insist on hanging pictures high up near the ceiling, exulting in the unaccustomed lofty airiness of their quarters.

In the well-equipped classrooms and shops (which reminded me of some progressive schools in Switzerland) a staff of 18 Israeli teachers gradually brought their new pupils up to the normal educational level for their ages. Hebrew was the language of learning and conversation. Handicraft training—from blocks and crayons to carpentry and weaving—played an important part. Every child had chores to do, whether putting away toys for the very young, or simple housecleaning for the older ones.

Girls, for the first time in their lives, found themselves on a par with boys. In the mellah, females rarely go to school. At Bärnekoloni, not only did girls learn to read, but boys learned to sweep and make beds!

At Chanukah, the Jewish "feast of lights," the children entertained their Norwegian friends with a play. At Christmas time, their hosts reciprocated with a party.

### Taming the Second Batch

These were the civilized boys and girls who welcomed my 60

travel-weary youngsters to Bärnekoloni after their six-hour airplane flight from Marseille, another 50 miles by bus from airport. As the somewhat dazed arrivals entered the bright dining room, the "old" inhabitants joyously took them in tow, placed them at the table, saw to it that the new-comers helped themselves to the strange Norwegian meal of smørbrød (open-face sandwiches) and hot

"Go on and eat," I heard on the old-timers urging an arrival. "Here you can eat everything. There'll be more tomorrow."

After dinner came hair shower baths and fresh uniform clothes. Everywhere the Bärnekoloni "graduates" took charge. They helped with undressing, waiting patiently at the barber with the new-comers, showing children to their bedrooms, sawing to it that those coming out of baths were wrapped in blankets. The willing adults found themselves in the role of onlookers and bystanders while the Bärnekoloni children flitted everywhere, unobtrusively, happy, busy.

As I wandered through gleamingly clean and busily occupied cottages, I learned that the children had scrubbed the premises all over long in honour of the new arrivals. I watched many an older boy or girl carrying or leading a drooping small one to bed, clad in warm pyjamas. Then gradual silence spread over Bärnekoloni.



# WHICH IS REAL : Memories of the MELLAH or Life at Barnekoloni?

## FOOD :

*Nourishing meals at regular hours replace scanty haphazard diet.*



## SLEEP :

*Once a black-out from misery; now pleasant ending to happy days.*



## WORK :

*Young hands that had to earn a living now turn to learning useful skills.*



## PLAY :

*Not idleness — is childhood's birth-right. (Front boy is Isaac Allal.)*



# SCHOOLING : Modern Educational Methods Replace the Ghetto "Hadarim"

## SCHOOL- HOUSE :

*After hole-in-wall of mollah Hadarim, light and airy units invite young minds to learn lessons.*



## TEACHER :

*Bearded ancient taught by rote (and strap!). Young Israeli madric (tutor) applies more modern methods.*

## CLASS- ROOM :

*All ages jammed together all day long, now learn three R's in own age groups; soon catch up on missing education.*



The next day, to outward appearances, new-comers were hardly to be told apart from "old grads." Everyone was dressed in ski-suits, overalls, warm pullovers, storm caps and gloves. Once again the veterans were in action, checking up on soap-and-water before meals, gently enforcing order and discipline, showing and explaining everything.

One small stranger was frightened by the falling snow flakes. "Whatever is falling outside?" she



**FAREWELL** from Norway's Labor Party leader, Haakon Lie, on eve of first group's departure from Barnekoloni.

quealed. "Does it hurt?" And another little lass, wiser by eight months, told her about snow.

#### Key to the Miracle

What I witnessed during my stay in Barnekoloni was a real revelation. Though I myself have spent several years in the rehabilitation of war children, the results I saw achieved by the Norwegian Village seemed to me almost miraculous. Moreover, they confirmed a conviction that I had long cherished but often buried under the pressure of

urgent circumstances: Educational methods and the efforts of devoted educators are not always in themselves sufficient to restore abandoned children and youth to a normal human level. In many unexpected ways material facilities are equally important.

These days, great educational geniuses who can work miracles with their bare hands are few and far between. We have had to reckon on an average staff endowed with reasonably high standards of discipline, devotion, and ability. Under the high-pressure demands of Youth Aliyah with its ever-renewing batches of children, it is the material side that saves the day—the furnishings and equipment, the teaching supplies and food, the medical care—even the fresh air itself. Those of us who care for war children, or children in general, dare not underrate this material factor.

#### Norway Mourns a Tragedy

Among the Barnekoloni children, one tall good-looking lad, Isaac Allal, was neither an old-timer nor a new-comer. His story recalls the one great tragedy through which the world at large came to know about Barnekoloni and the migration of Jewish children from North Africa to Israel.

Last November the first plane-load of children left Barnekoloni after the group had finished their eight-month sojourn, and flew on to Israel. The aeroplane returned by way of North Africa to pick up 28 "new" children from the mellah—the first batch of the second 200. Later in the day, as the plane tried to land at Oslo airport, it crashed. Isaac Allal was the sole survivor.

Because of this accident, the arrival of the second group (of which my 60 formed the first contingent) was delayed from November to January.

All Norway went into mourning. Haakon Lie, leader of the Norwegian Labor Party, flew to Jaffa-

Tel Aviv. There he offered, as a gift to Israel's General Federation of Labor, a memorial settlement of prefabricated houses for the bereaved parents of the 27 young plane crash victims. Home again, Haakon Lie, accompanied by two Norwegian cabinet ministers, visited Barnekoloni to bid the remaining children farewell.

By now, the boys and girls of the first batch are finally at home in Israel. Some are reunited with parents they last saw in the mellah. Others attend Youth Aliyah



**REUNION** in Israel of mother and son last together in mellah; changes in him amaze and delight her.

schools or have settled on pioneer cooperative farming homesteads.

Thanks to the Barnekoloni, these young immigrants from North Africa can begin their new lives on a par with other young Israeli settlers from all over the world. In Norway, they have gained more than health. They have been taught more than hygiene and Hebrew, handicraft and sports. They have learned how to live, how to let live, how to learn and how to teach. Now they are ready to claim the promise — and meet the challenge — of the Promised Land.

Pictures, courtesy Youth Aliyah, from following sources: Page 4 - NTB, Oslo; Page 5 - A. J. D. C., Paris; Page 6 - NTB, A. J. D. C., Paris; Page 7 - NTB (3), A. J. D. C. (1), Sturilason, Oslo (1); Page 8 - A. J. D. C. (1), A. J. D. C. (2), Sturilason (3); Page 9 - Arbeiderbladet, Oslo; Pinn, Tel Aviv.

# «Der Spieler – Eine zur Abwechslung wahre Begebenheit»

von Charlotte Weber

An einem jener klaren Spätherbstnachmittage fuhr ich auf der breiten, den leichten Wellen der lieblichen Hügellandschaft folgenden Strasse zwischen Marseille und Aix in rascher Fahrt in der Richtung der alten provenzalischen Hauptstadt dahin. Trotz der Eile entging mir die Schönheit der Landschaft nicht, und es schien mir, dass treffender keiner als der Aixier Meister Cézanne die Einzigartigkeit dieser Gegend dargestellt haben konnte. Auf der Höhe der Strassenwendung, die zu dem kleinen Flüsschen am Rande der Stadt abfiel, hielt ich unwillkürlich in der Fahrt etwas inne, um die zwischen den Hügeln stolz sich hinbreitende und von der Novembersonne vergoldete Stadt zu betrachten. Es war, als müsste ich Erquickung schöpfen in dieser Schönheit, von der das Kommende, das mich erwarten sollte, so sehr verschieden war. Wenig später parkte ich vor dem gelblichen Bau des Kasinos. Geraden Weges ging ich auf das Gebäude zu und löste die Eintrittskarte. Der Portier öffnete, sich höflich neigend, die Türe zum Spielsaal.

Wie immer, wenn ich denselben betrat, erheiterte mich das Schauspiel, das sich mir bot. Die aufmerksam um die Tische stehenden Gestalten, das helle klappernde Geräusch der vom Rechen des Croupiers zusammengerafften Spielplaketten, der bläuliche Zigarettenrauch, den mühsam durch die schweren Vorhänge dringende schräge Sonnenstrahlen da und dort erhellten. Dies alles fasste für mich die Spannung und das Abwegige des Spielsaals zusammen.

Um meinen Spieltisch fand ich die meisten Gestalten an ihren üblichen Plätzen gruppiert. Es waren sozusagen die Stammgäste dieser in der fortgeschrittenen Jahreszeit von keinem Fremdenstrom heimgesuchten Stadt. Stumm begrüßte ich die alten Bekannten der Reihe nach, ehe ich mich dem Spiel selber zuwandte. Dies fesselte mich zwar, doch liess es mich ruhig und gelassen. «*Messieurs, Mesdames, faites vos /eux/*» erklang in immer gleichbleibendem Tonfall die Stimme des Croupiers. Plötzlich spürte ich hinter mir die Anwesenheit eines neuen Gastes, und die von nun an über meine Schulter hinweg auf das grüne Tuch des Spieltisches hingeworfenen grossen Plaketten verrieten die nervöse und nachlässige Hand eines nicht ungeübten, indessen ein wenig zerfahrenen Spielers. Als die angebrochene Spielserie zu Ende war, mochte der Neue einen hübschen Betrag gewonnen haben. Beim folgenden Spiel indessen war er in einer geradezu unglaublichen Weise vom Glück begünstigt, und die schöne gepflegte, doch etwas weiche Hand griff ununterbrochen über meine Schulter hinweg nach den sich häufenden Gewinnen auf dem grünen Filz des Tisches.

Nach dieser Glücksserie, an der ich mich vor Staunen über des Neuanwesenden Spiel kaum selbst beteiligt hatte, erhob ich mich und sah verwundert in das Gesicht des Mannes, der meinen Blick mit einem, wie mir schien, leicht höhnischen «schönes Spiel!» beantwortete.

«Zigarette?» fragte er und fügte hastig und zwingend hinzu: «Wollen Sie etwas trinken?»

Ich nahm an, denn das Seltsame und nicht Durchschaubare an dem Manne fesselte mich wie ein Rätsel, dessen Lösung zu finden man sich aufgegeben hat. Die kurze Unterhaltung, die sich um das Spiel drehte, war abgerissen, doch von meinem Gegenüber wie von einer fiebrigen Spannung getragen. Die müden und

verfallenen Züge in seinem glatten Gesicht waren von einem zynischen und herausfordernden Ausdruck belebt. Erscheinung und Sprache verrieten den Ausländer.

Als wir von der Bar zum Spieltisch zurückschlenderten, hatte ich das merkwürdig beklemmende Gefühl, einem Haltlosen oder Versinkenden begegnet zu sein.

Wieder spielten wir, der seltsame neue Gast an einer andern Ecke des Tisches, mir schräg gegenüber. Als ich nach längerer Zeit zu ihm hinübersah, war sein Ausdruck maskenhaft steif. Etwas Grauenhaftes starrte daraus, worüber ich erschrak. «*Faites vos jeux! Les jeux sont faits!*»

«*Les jeux sont faits*», vernahm ich unmittelbar darauf dicht an meinem Ohreinefahle Stimme, und ab ich mich umschaute, hatte der Spieler mir bereits den Rücken gekehrt und wandte sich mit langsamen Schritten zum Gehen.

Unwillkürlich, wie gebannt, stand ich auf und ging neben ihm her, an den Spieltischen vorbei, schweigend.

«*Les jeux sont faits – les jeux sont faits* – « klang es in seiner Eintönigkeit fast ungeheuerlich im Saale nach. Dann waren wir draussen.

«Sie haben verloren?» fragte ich.

«Verloren? Verloren! Jawohl, meine Dame, alles verloren!»

«Darf ich Sie nach Hause fahren? Ich kehre nach Marseille zurück.»

«Wenn Sie wollen. Hier oder dort – es ist einerlei», entgegnete er rätselhaft.

Schweigend fuhren wir durch die lange Platanenallee aus der hell erleuchteten abendlichen Stadt hinaus.

«Warum spielen Sie?», brach ich plötzlich das schwere Schweigen.

«Warum ich spiele? Sie wollen wissen, warum ein Mensch spielt? Er spielt, weil er Geld möchte, oder braucht, oder weil er von einem Trieb gepackt ist, der stärker ist als sein Wille.

Oder vielleicht auch, weil er nichts anderes zu tun weiss. Um die Zeit totzuschlagen, die Zeit, die so lang und leer ist Oder auch nicht leer, sondern voll von Schimären, die einen jagen. Oder, warum sollte man nicht spielen, weil man alleine ist und sich selbst nicht leiden mag? Haben Sie nun Gründe genug? Warum fragen Sie? Warum kümmern Sie sich um mich?» «Verzeihen Sie, ich wollte mit meiner Frage nicht an Dinge rühren, die –»

die anzuhören nicht angenehm sind. Sie haben recht. Ein Fremder, den Sie am Spieltisch aufgelesen haben, der verloren hat, den Sie ein Stück des Weges mitnehmen und am Ende desselben absetzen werden, um ihn niemals mehr wiederzusehen, was schreit er da Dinge heraus, die Ihnen vollkommen gleichgültig sein müssen. Und warum schreit er? Warum –?»

«Weil er alleine ist», sagte ich, und die Dunkelheit, die über der noch vor wenigen Stunden so sonnigen Landschaft ausgebreitet lag, schien mir ohne Ende.

«Alleine! Wissen Sie, was das heisst? Nein, Sie können es nicht wissen!» Hastig und überstürzt, als wäre ein Geständnis die letzte Rettung, zu der er eilig gelangen musste, war alles, was er im Folgenden sprach.

«Doch jetzt, jetzt gerade bin ich nicht alleine, und Sie werden sie anhören, diese uninteressante Geschichte, belanglos wie tausend andere. Sehen Sie, heute spielte ich um das Letzte, um mich selber. Ich wollte aus dem Schlamm heraus, aus Schulden und Ekel. Das ist's, was mich alleine noch umgibt. Denn ich spiele schon lange. Und siehe, es schien zu gelingen, heute, Gewinn, noch mehr Gewinn – ganze Haufen! Wie verdammt leicht es ging! Aber dann war es auf einmal aus und das Glück hatte sich von mir abgewandt – endgültig, und alles, meine Macht, meine abergläubische Hoffnung brachen zusammen wie ein Kartenhaus. Das ist das Ende. Ich Verworfenener!»

### **Langes Schweigen.**

Dann sprach er weiter:

«Einmal war ich Arzt. Ein Arzt, hören Sie? Ich wurde vor einiger Zeit hierher geschickt. Man wollte mir helfen, da ich mich in tiefer Verzweiflung befand. Ich bin ein Fremder hier, ich komme aus –» (er nannte ein Land im Nahen Osten).

Pause.

«Ich war verheiratet. Damals habe ich mit vollem Einsatz gearbeitet. Aber sie verstand es nicht so, meine Frau. Sie sah nur die vielen, vielen Tage und Nächte, die ich nicht bei ihr war. Sie glaubte sich vernachlässigt. Dann –» «Dann?»

«Doch, warum erzähle ich Ihnen dies alles? Warum gerade Ihnen?»

«Erzählen Sie weiter, bitte, erzählen Sie weiter!»

«Wer sind Sie? Eine Fremde. Und doch keine Fremde. Ich habe Sie schon oft im Kasino betrachtet –. Und nun sind Sie da, neben mir, und hören zu und bitten mich, zu erzählen.» Fast unhörbar, sehr langsam und mit einer völlig veränderten Stimme, die aus einer noch gläubigen, noch kindlichen Tiefe zu kommen schien, fügte er hinzu: «Irgendwo heisst es: *Wer eine einzige Seele rettet, hat eine Welt gerettet.* – Verzeihen Sie», sprach er dann laut, rasch und sachlich weiter, wie aus einer fernen Verlorenheit auftauchend, «dann –, dann eines Tages war meine Frau verschwunden. Ich wartete die ganze Nacht. Sie kam nicht mehr zurück.»

Er schwieg lange.

«Wo ist sie nun?» fragte ich zögernd und leise und wollte den, der neben mir sass und doch weit entfernt war, zurückrufen. «Sie ist nicht mehr – Sie hat sich umgebracht. Meinetwegen. Ich habe sie gemordet!»

«Sie haben sie sehr geliebt.»

«Geliebt. Ich weiss es nicht. Ja, ich glaube, sehr. Ich war arm. Armut und Krieg trieben mich umher. Doch dann, in zwei kurzen



Jahren, für sie, hatte ich es geschafft. Wir hatten ein Heim, die Patienten glaubten an mich – Und mitten hinein kam das Schreckliche.»

Nach einer Pause: «Doch das Schlimmste folgte nach: für ihren Tod hatte sie mich schuldig gemacht. Ich war verdammt, erledigt, von ihrer Familie verfolgt. Auf einmal war alles vorbei. Und ich floh, feige und schändlich. Obgleich ich nur dort, dort mich wieder aufrichten kann, ich weiss es. Wenn ich zurückkehrte, bestünde. Niedergekommen, verlottert sank ich tiefer und tiefer. Meine Freunde habe ich verloren, ihr Vertrauen missbraucht, mich selber verraten. Und so irrte ich wieder umher. Und ich spielte wie ein Betrunkener. Spielte, und gewann, und verlor, mein Geld, fremdes Geld, verlor – Doch jetzt ist alles zu Ende. Kein Berufener mehr, ein Verrufener! – *Les jeux sont faits – faits –!*»

«Nennen Sie mich Mara», vernahm ich in dem furchtbaren dunkeln Schweigen meine Stimme sagen.

«Mara! Mara –», wiederholte er bewegt, als wäre er einer Offenbarung oder fernen Erinnerung begegnet.

«Wollen Sie arbeiten, Doktor? Nein, unterbrechen Sie mich nicht. Ich leite ein Camp für kranke Flüchtlingskinder in Marseille. Wir brauchen einen Arzt, jemanden wie Sie. Es sind viele, auch schwerkranke Kinder. Sie brauchen regelmässige ärztliche Pflege. Wir brauchen Sie, kommen Sie! Sie werden den Spielsaal verlassen. Sie sind Arzt, kein Spieler-» Statt aller Antwort spürte ich, wie er sich über meine Hand niederbeugte. In der tiefen Stille hörte ich meinen Puls durch die Schläfen jagen.

Von der Anhöhe, über die wir fuhren, sahen wir tief unten die Lichter der grossen Hafenstadt blinken.

«Ich danke Ihnen, Mara. Sie haben recht, ich muss arbeiten. Doch mich Fremden bitten Sie zu kommen? Sie haben Vertrauen in mich und mein Können? An den Arzt glauben Sie, der Ihnen im verruchten Spielergewand begegnet ist? Sie glauben –», fragte er beinahe verklärt.

«Oh, bestimmt! Sie werden kommen, Doktor? Morgen, ich warte auf Sie!», drang ich in den Mann, selbst wie verklärt und völlig von seinem neuen Auftrag überzeugt. Er indessen sass nun aufrecht neben mir und sah weit vor sich hin, als schaute er in der Ferne den Ort, wo er hingehörte.

«Wie wunderbar. Sie haben eine Welt gerettet. Mara, vergessen Sie das nie. *Les jeux sont faits*, zum letzten Mal – Darf ich hier aussteigen? Gute Nacht, Mara.» Und er entschwand ins Dunkel. Ich blieb in namenloser Erregung zurück.

Ich wartete auf ihn des andern Tags. Vergebens. Ich sah ihn niemals wieder.

Wann immer ich später nach Aix fuhr, sah ich den goldenen Zauber des Spätherbsttages über der Landschaft liegen und war tief bewegt.

Im Spielsaal aber fehlte jene fremde Gestalt, deren Lebensspiel sich anders entschieden hatte, worüber ich allerdings erst viele Monate später durch einen Gruss aus des Doktors Heimatstadt Gewissheit erhielt. Er war wieder Arzt geworden.

Marseille, 1950

## Anmerkungen zu diesem Buch

Vor genau zwanzig Jahren, am 18. Mai 1994, stellte Charlotte Weber ihr im Chronos-Verlag in Zürich erschienenenes Buch *Gegenden Strom der Finsternis. Als Betreuerin in Schweizer Flüchtlingsheimen 1942-1945* in einer öffentlichen Lesung vor. Das Buch löste ein unerwartet grosses Echo aus, war es doch eines der ersten Berichte einer Zeitzeugin, die diese Periode der Schweizer Flüchtlingspolitik aus einem bis dahin wenig beachteten Blickwinkel heraus beschrieb: dem einer aktiv am Geschehen Beteiligten, die jedoch selber weder Flüchtling noch Behördenmitglied war.

Angeregt durch den Erfolg ihres Buches, widmete sich Charlotte in den folgenden Jahren der Aufarbeitung ihrer Erinnerungen der unmittelbar anschliessenden Jahre (1946-1953), die sie zum grössten Teil in Frankreich verbrachte, wo sie für die Jugend-Alijah und das Unitarian Service Committee Kinderheime einrichtete und betreute. Sie gab diesem zweiten Bericht aus den bewegten und bewegenden Nachkriegsjahren den Titel *Illusionen des Friedens*.

Tage-, nächtelang sah sie ihre Tagebücher durch, sichtete sorgsam auf bewahrte Briefe aus der Zeit, fand alte Fotografien und damals von ihr verfasste, publizierte Artikel.

In Charlottes Nachlass fanden sich ungezählte, meist nur wenig voneinander abweichende Versionen dieses Berichts. Der nun vorliegende Text beruht auf der Synthese all derjenigen Fassungen, die sie selber als die besten erachtet hatte.

Die überwiegende Mehrheit der Fotos hatte Charlotte selber zur Illustration ihres Berichts ausgesucht und zusammengestellt. Einige Bilder wurden jedoch von mir hinzugefügt; sie stammen teilweise aus den vielen Fotoalben, die Charlotte hinterlassen hat, teilweise aber auch aus dem Internet

Gioia Weber, Posadas (Argentinien), im Mai 2014

*Bild rechts: Charlotte 1994 in ihrer Wohnung an der Bergstrasse in Zürich.  
(Foto: Sabine Wunderlin)*

